

GEO EPOCHE

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE

New York 1625-1945 GEO EPOCHE

NEW YORK

1625-1945



Die Metropole der Moderne



Liebe Leserin, lieber Leser



Am 17. April 1524 ankerte Giovanni da Verrazzano, ein Italiener in französischen Diensten, mit seinem 100-Tonnen-Segler „Dauphine“ in einer länglichen Bucht an der Ostküste Amerikas. Im Auftrag König Franz' I. sollte der Seefahrer jenen Kontinent erkunden, auf dessen Existenz 32 Jahre zuvor ein Genueser in spanischen Diensten gestoßen war.

Die Ankunft der „Dauphine“ blieb nicht unbemerkt. Verrazzano notierte in seinem Bericht für den König: „Wir fanden das Land sehr bevölkert. Die Menschen, geschmückt mit Vogelfedern in verschiedenen Farben, kamen uns freudig entgegen, äußerten laut ihre Bewunderung und zeigten uns, wo das Schiff sicher liegen könne.“

Doch als kurz darauf ein Sturm aufzog, ließ der Kapitän schnell den Anker lichten, denn er befürchtete, sein Schiff könnte von den Wellen aufs Ufer geworfen werden. So blieb es bei der kurzen Begegnung mit den Indianern, und Verrazzano erfuhr auch nicht, dass die indianischen Ureinwohner eine von ihnen besiedelte Insel weiter hinten in der Bucht „Manna-hata“ nannten, wohl „Insel der Hügel“.

Sein Bericht kann am französischen Hof keinen großen Eindruck gemacht haben, denn weder Franz I. noch dessen Nachfolger schickten erneut Schiffe in die Bucht. Drei weitere Expeditionen im Auftrag der Spanier und Niederländer blieben ohne Ergebnisse, und so dauerte es volle 85 Jahre, ehe der Engländer Henry Hudson die Region erkundete und nach der Rückkehr 1609 seinen niederländischen Auftraggebern melden ließ, man sei auf große Mengen an Bibern und Ottern gestoßen, deren Pelze man den Indianern vermutlich günstig abkaufen könne. Und weitere 16 Jahre, bis auf Manna-hata eine niederländische Handelsstation eingerichtet wurde.

1625: Da existierte Rom bereits seit gut 2400 Jahren, gab es London und Paris schon seit mehr als 1500 Jahren.

New York – denn so hieß die schon bald aus der Siedlung hervorgehende englische Kolonialstadt – erschien also erst spät auf der Weltbühne, doch wie um den Rückstand aufzuholen, entwickelte sie sich in den folgenden Jahrhunderten wie im Zeitraffer: überflügelte erst Rom, dann Paris, dann London an Einwohnerzahl und schließlich auch an Bedeutung und wurde am Ende des Zweiten Weltkriegs zur ersten Welthauptstadt.

Denn nirgendwo sonst auf dem Planeten ballten sich nach 1945 so sehr ökonomische Macht, poli-

tischer Einfluss (auf den Fluren des UN-Gebäudes), kulturelle Inspiration und das, was man gemeinhin „Zeitgeist“ nennt. Nirgendwo gab es eine Kulisse wie die der Metropolis am Hudson, deren Wolkenkratzerwald zum Vorbild wurde für so viele andere Megacitys.

Und der, so schrieb der frühere GEO-Chefredakteur Rolf Winter, „ein bisschen an die Vegetationsgesetze des Urwaldes erinnerte: Es sah aus, als strebten die Monstren aus Stahl, Beton und Glas zum Licht, als brauchten sie zum Überleben noch ein bisschen mehr Wachstum als ihre Nachbarn, während sie doch in Wirklichkeit zum Profit strebten, der hier, auf einem Areal fantastischer Grundstückspreise, nur durch schiere Bauhöhe zu erzielen war“.

New Yorks Karriere war einzigartig, denn obwohl die günstige geographische Lage vieles erleichterte, war der Erfolg der Stadt keineswegs zwingend und selbstverständlich, und tatsächlich übertrafen das größere Philadelphia und das reichere Boston New York zunächst an Bedeutung. Doch angetrieben von Pioniermut, Überlebenswillen, Skrupellosigkeit, Verzweiflung und einer Alles-ist-möglich-Mentalität (die hier vielleicht noch etwas stärker ausgeprägt war als in den anderen Einwandererstädten), setzte sich die Insel der Hügel schließlich durch – und wurde zur steingewordenen Hoffnung auf ein besseres Leben.

Wir erzählen Ihnen von diesem weltbewegenden Abenteuer und einigen seiner Protagonisten. Von dem einbeinigen Petrus Stuyvesant etwa, der die niederländische Handelsniederlassung um 1650 vor dem fast schon sicheren Untergang rettete. Von Bürgermeister DeWitt Clinton, der 1807 den Anstoß gab zur streng gerasterten Entwicklung Manhattans. Von William „Boss“ Tweed, der ein durch und durch korrupter Politiker war und dem New York dennoch zu einem guten Teil zu verdanken hat, dass es bei einem Aufstand 1863 nicht in Chaos und Anarchie versank. Und von Fiorello La Guardia, der die Stadt ab 1934 verwaltete und dafür sorgte, dass sie etwas von ihrem Sozialdarwinismus verlor, von ihrer Verachtung für die Armen und die, die es nicht geschafft hatten.

Wir schließen dieses Heft mit einer Reminiszenz an den Sommer 1945 – jenen Moment in der Biografie der Stadt, den man mit guten Argumenten zu ihrem wohl größten erklären kann: als, kurz nach Ende des Zweiten Weltkriegs, deutlich wurde, dass New York nun mehr war (und lange bleiben würde) als eine merkantil höchst erfolgreiche Metropole mit bewegter Vergangenheit.

Nämlich: das Epizentrum der Welt.

Herzlich Ihr

Michael Schäfer

Jens-Rainer Berg (unten rechts) hat diese Ausgabe konzipiert und redaktionell betreut. Historische Beratung: Sebastian Jobs



1664

DER KAMPF UM MANNA-HATA

Niederländer gründen um 1625 auf einer Insel an Amerikas Ostküste „Nieuw Amsterdam“. Petrus Stuyvesant regiert die Handelsiedlung mit harter Hand – bis ein Angriff der Engländer droht.

Seite 28



1863

FRÜCHTE DES ZORNS

Im 19. Jahrhundert prägen Gangkriege und Rassenhass das Leben in den engen Straßen der New Yorker Slums. 1863 brechen dort die blutigsten Unruhen der US-Geschichte aus.

Seite 60



1883

MRS. ASTORS HIMMELREICH

Nach dem Bürgerkrieg streben Neureiche in New Yorks Oberschicht. Aber eine Frau verteidigt den Status der Alteingesessenen: Society-Königin Caroline Astor.

Seite 80

1892

DAS VORZIMMER AMERIKAS

Auf Ellis Island, einer kleinen Insel nahe Manhattan, werden Millionen Einwanderer eingehend überprüft. Denn Kranke, Schwache und Hilfsbedürftige sind unerwünscht.

Seite 94



1920

HARLEM SHUFFLE

Von 1920 an wird das Viertel nördlich des Central Park zum Herzen des schwarzen Amerika – und Jazz zum Sound der Roaring Twenties.

Seite 124



1929

SECHS TAGE IM OKTOBER

New York ist der wichtigste Finanzplatz der Welt, euphorisch investieren die Anleger. Doch dann bricht die Börse an der Wall Street zusammen – und Tausende sind ruiniert.

Seite 142

1931

WETTLAUF ZU DEN WOLKEN

Gier und Prestigewahn lassen in New York mehr Wolkenkratzer in den Himmel schießen als irgendwo sonst. Der größte: das Empire State Building – anfangs ein wirtschaftliches Desaster.

Seite 156

1945

DAS ZENTRUM DER WELT

Am Ende des Zweiten Weltkriegs feiert das unversehrte New York den Triumph. Und schon bald avanciert die amerikanische Metropole zur bedeutendsten Stadt des Planeten.

Seite 166



INHALT

1940 STADTPLAN

Zwischen East River und Hudson 6

1880–1945 BILDESSAY

Die Metropole der Moderne 8

1625–1664 NIEUW AMSTERDAM

Stuyvesants Kampf um Manna-hata 28

1765–1783 WEG ZUR UNABHÄNGIGKEIT

Gegen König und Empire 44

1811 DEWITT CLINTON: »THE GRID«

Ein Straßenraster für die Zukunft 58

1863 DIE GANGS UND DIE UNRUHEN

Früchte des Zorns 60

1870 BOSS TWEED: »TAMMANY HALL«

Der König der Korruption 76

1883 HIGH SOCIETY

Mrs. Astors Himmelreich 80

1892–1954 ELLIS ISLAND

Amerikas Vorzimmer 94

1898 BROOKLYN

Das andere New York 102

1925 TONY-SARG-ILLUSTRATIONEN

Im Sog der Metropole 110

1919–1929 DOROTHY PARKER

Spöttlerin der Roaring Twenties 120

1920–1929 DAS SCHWARZE NEW YORK

Harlem Shuffle 124

1923 »BABE« RUTH: BASEBALL

Big Bang im Yankee Stadium 140

1929 BÖRSENCRASH

Sechs Tage im Oktober 142

1929–1944 EMPIRE STATE BUILDING

Wettlauf zu den Wolken 156

1934–1945 FIORELLO LA GUARDIA

Der Bürgermeister und der Neuanfang 164

1945 KRIEGSENDE

Das Zentrum der Welt 166

ZEITLÄUFTE

Die Geschichte New Yorks 172

Impressum 177

Bildvermerk 177

VORSCHAU Die Germanen 178

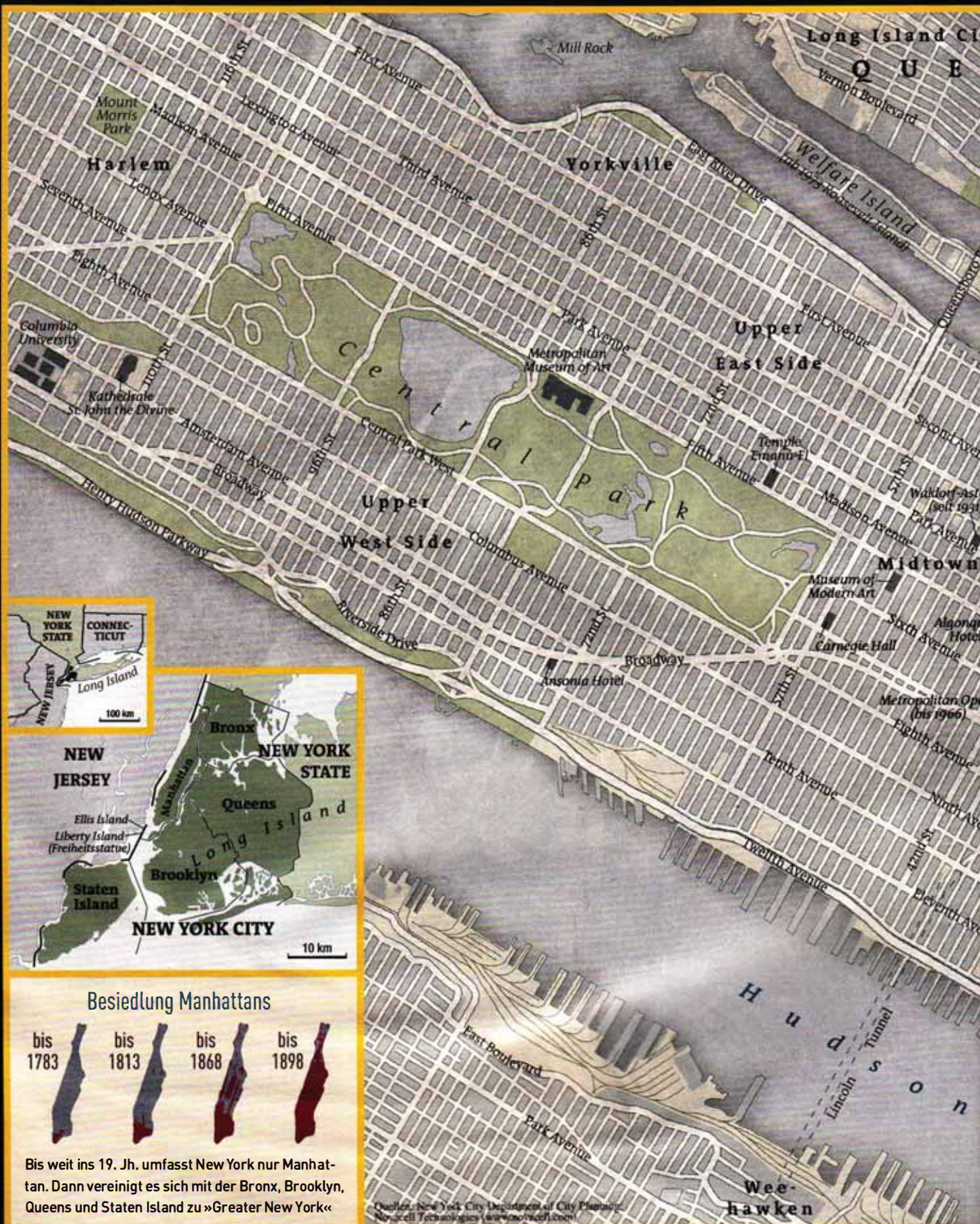
Redaktionsschluss: 22. September 2008

TITELBILD: New Yorks Skyline in den 1930er Jahren

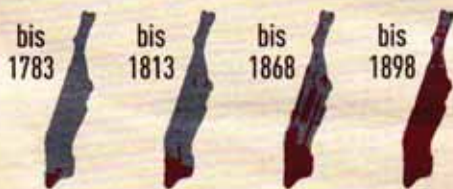
Alle FAKTEN, Daten und Karten in dieser Ausgabe sind vom GEOEPOCHE-Verifikationsteam auf ihre Richtigkeit überprüft worden. Kürzungen in ZITATEN sind nicht kenntlich gemacht.

GEOEPOCHE.de

Buchtipps und Hintergrundberichte zu diesem Heft finden Sie im Internet unter www.geo-epoche.de



Besiedlung Mannhattans

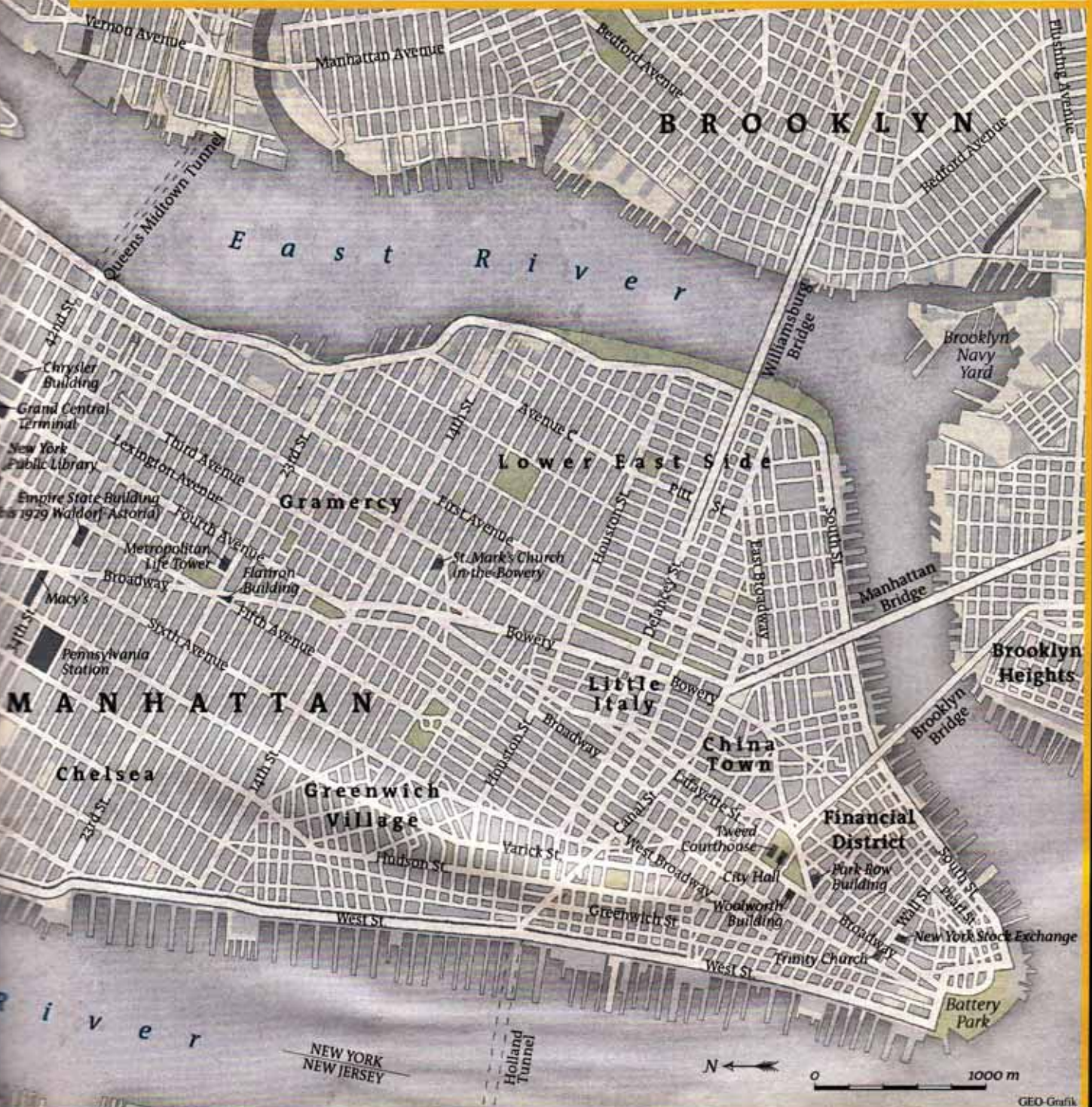


Bis weit ins 19. Jh. umfasst New York nur Manhattan. Dann vereint es sich mit der Bronx, Brooklyn, Queens und Staten Island zu »Greater New York«

Quellen: New York City Department of City Planning, Novacell Technologies (www.novacell.com)

Zwischen **EAST RIVER** und Hudson

Um 1940 lebt jeder Vierte der insgesamt knapp 7,5 Millionen New Yorker in Manhattan. Die von einem Straßenraster überzogene Insel hat zwei Zentren, in denen sich Wirtschaft, Politik und Kultur ballen: Midtown, südlich des Central Park, sowie die Gegend um City Hall und Wall Street im Süden





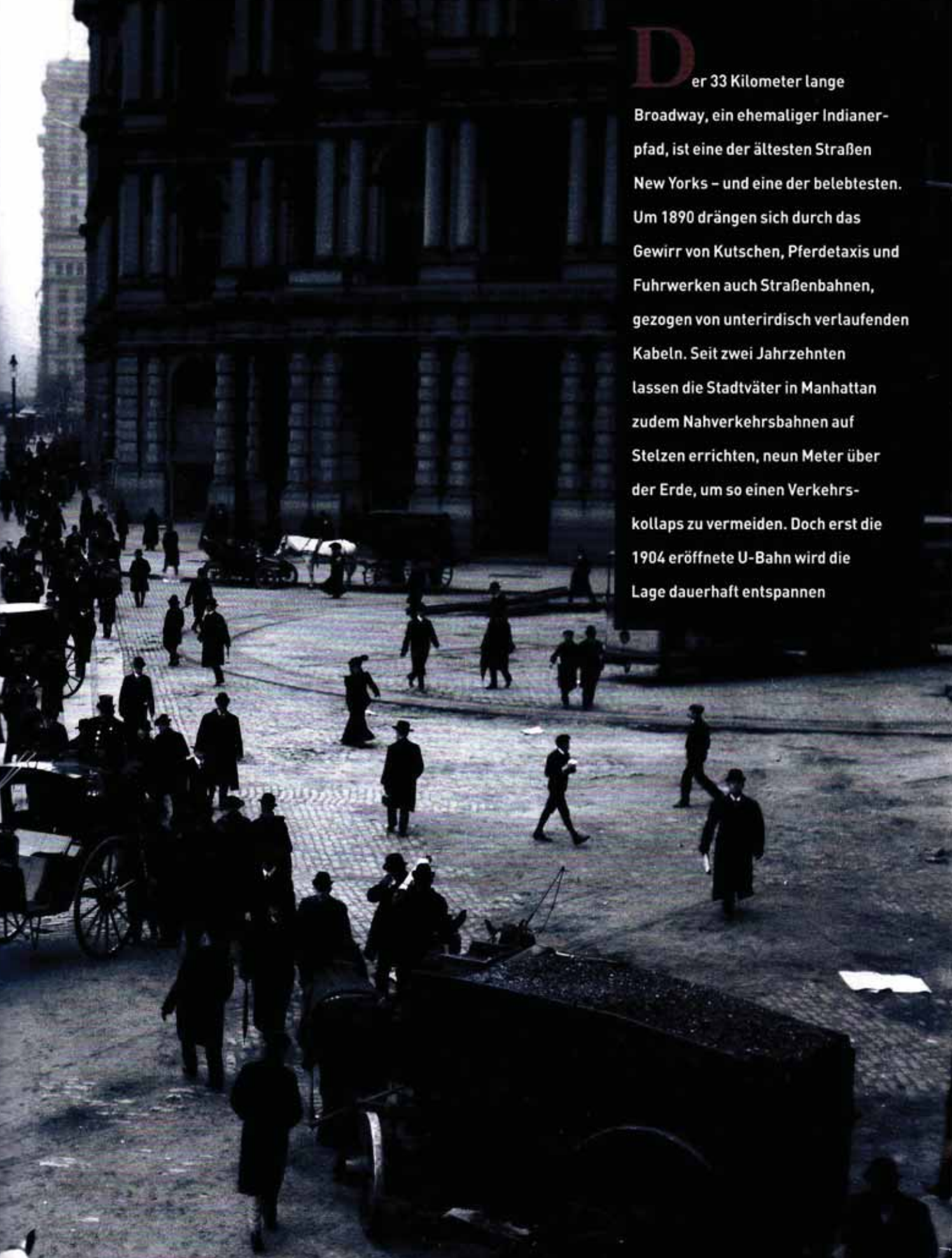
Gebt mir eure Müden, eure Armen,
eure bedrängten Massen, die frei zu atmen begehren«, steht auf dem Sockel der
Freiheitsstatue, die 1886 vor New York errichtet wird. Und die Massen kommen:
Für Millionen Immigranten, die hier in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts anlanden,
wird die Metropole am Hudson zum Ort der Hoffnung – und der Chancen. Angetrieben von einem
erbitterten Überlebenswillen, befeuert von gnadenlosem Konkurrenzkampf, entfesseln die Neubürger
gemeinsam mit den Einheimischen eine einzigartige Dynamik, die von den rauen Kräften des Kapita-
lismus geprägt wird, von Kreativität und nicht selten von Größenwahn. Wie im Rausch verändern
sie die Stadt alle paar Jahre von Grund auf – und erschaffen einen Ort, der ohne Beispiel ist

New York City



Einwanderer auf Ellis Island vor Manhattan, nachdem sie die Einreisekontrollen passiert haben. Im Hintergrund die Freiheitsstatue (Foto um 1900)



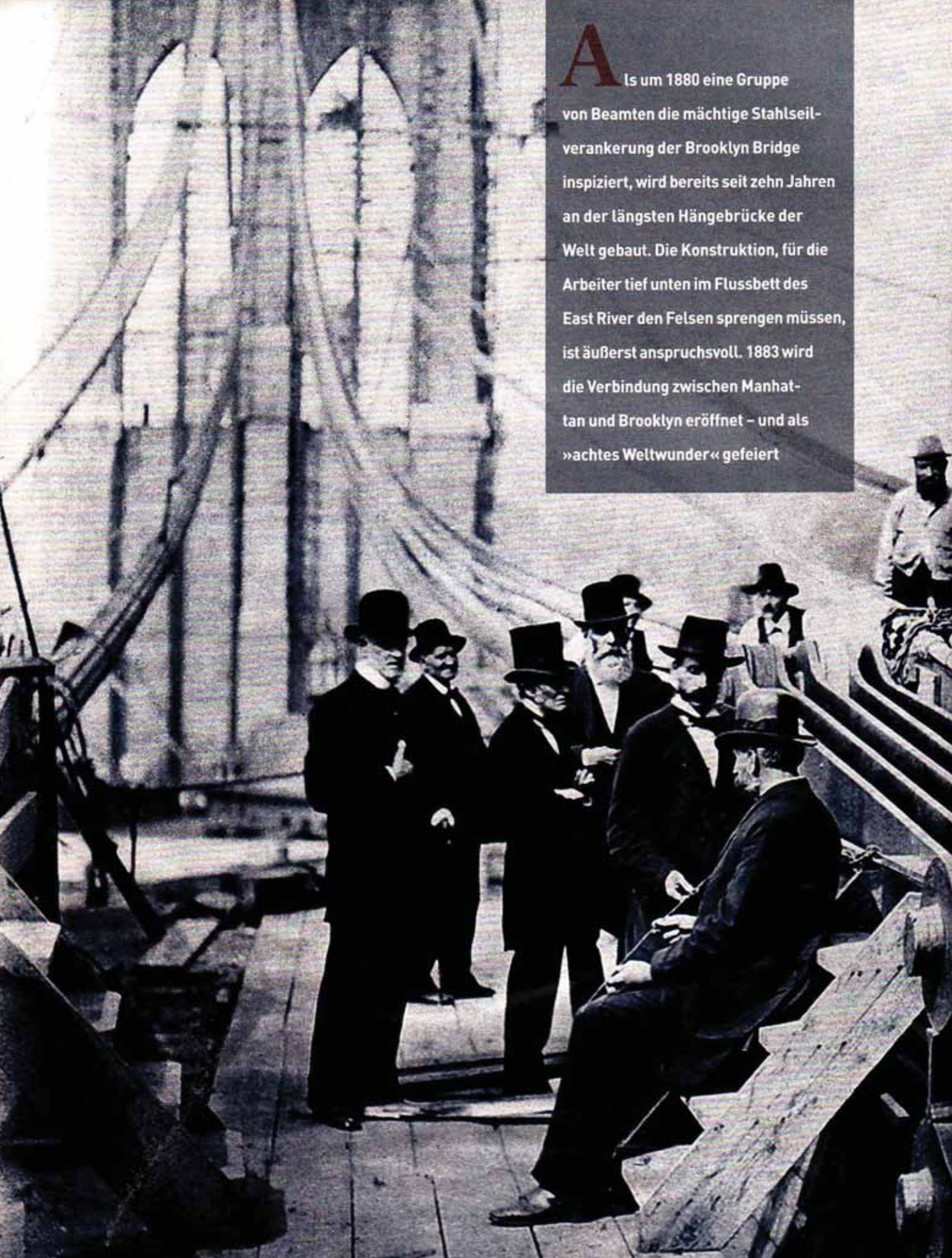


Der 33 Kilometer lange Broadway, ein ehemaliger Indianerpfad, ist eine der ältesten Straßen New Yorks – und eine der belebtesten. Um 1890 drängen sich durch das Gewirr von Kutschen, Pferdetaxis und Fuhrwerken auch Straßenbahnen, gezogen von unterirdisch verlaufenden Kabeln. Seit zwei Jahrzehnten lassen die Stadtväter in Manhattan zudem Nahverkehrsbahnen auf Stelzen errichten, neun Meter über der Erde, um so einen Verkehrskollaps zu vermeiden. Doch erst die 1904 eröffnete U-Bahn wird die Lage dauerhaft entspannen

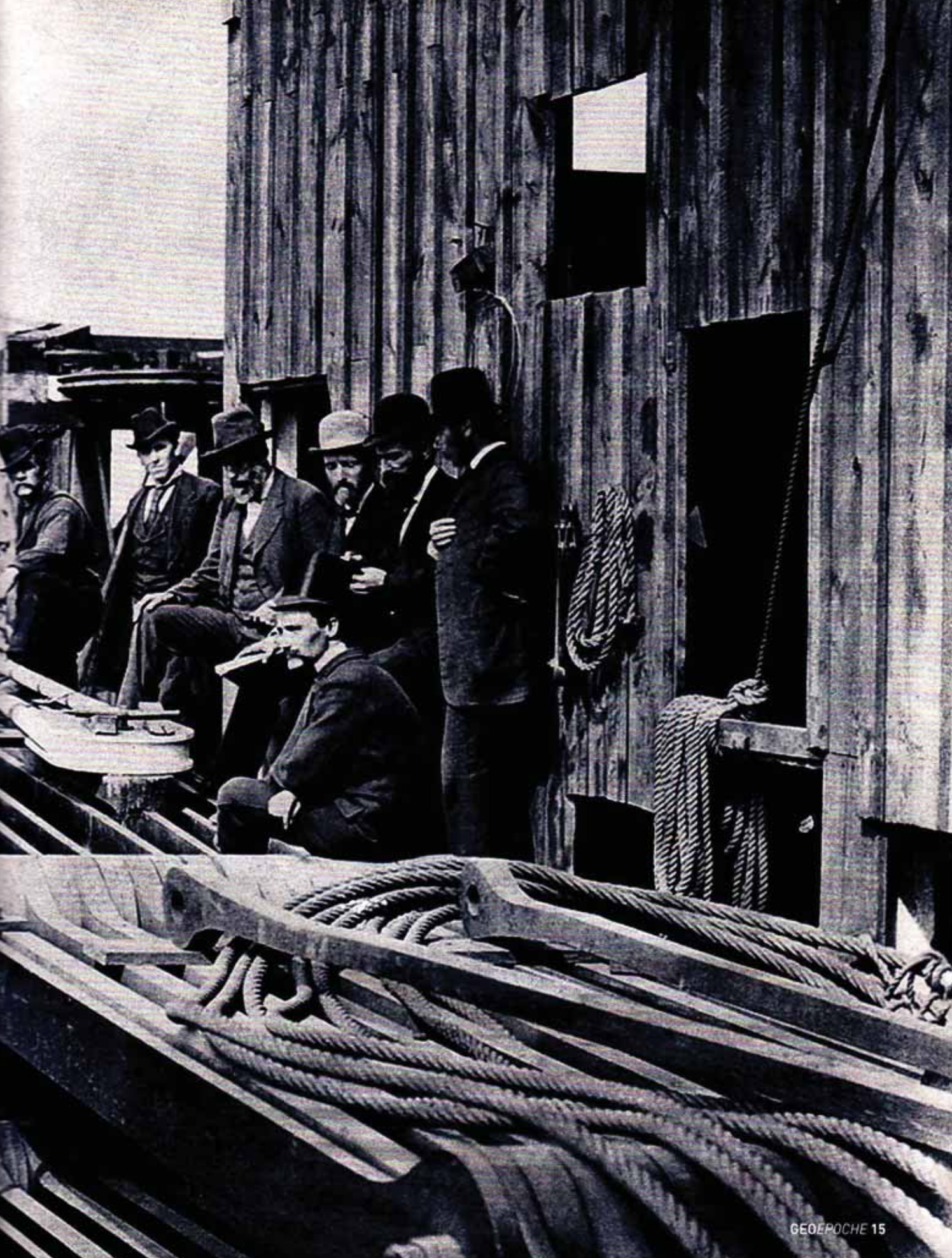
Von frühesten Zeiten an, seit New York um 1625 als niederländische Pelzhändlerkolonie begann, haben der Kommerz und ein weitgehend ungezügelter Unternehmertum die Stadt geprägt. Bis ins 20. Jahrhundert hinein handeln Makler sogar Wertpapiere auf den Gehwegen. Zur Wahrung der öffentlichen Ordnung ist es seit 1908 jedoch verboten, Waren draußen laut anzupreisen. Dieser Straßenhändler führt im Dezember 1910 dennoch Kindern ein kleines Windrad vor





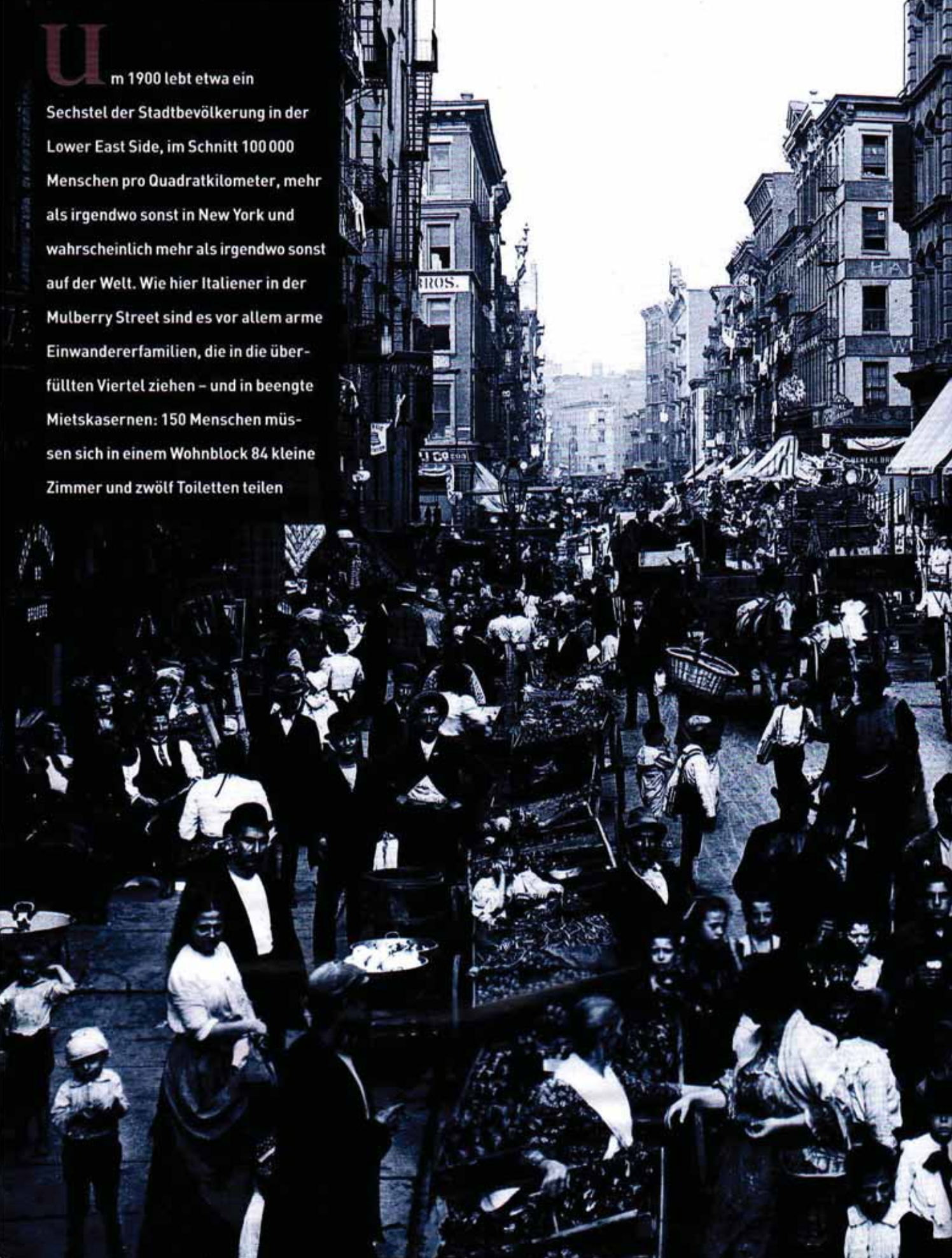


Als um 1880 eine Gruppe von Beamten die mächtige Stahlseilverankerung der Brooklyn Bridge inspiziert, wird bereits seit zehn Jahren an der längsten Hängebrücke der Welt gebaut. Die Konstruktion, für die Arbeiter tief unten im Flussbett des East River den Felsen sprengen müssen, ist äußerst anspruchsvoll. 1883 wird die Verbindung zwischen Manhattan und Brooklyn eröffnet – und als »achtes Weltwunder« gefeiert



U

m 1900 lebt etwa ein Sechstel der Stadtbevölkerung in der Lower East Side, im Schnitt 100 000 Menschen pro Quadratkilometer, mehr als irgendwo sonst in New York und wahrscheinlich mehr als irgendwo sonst auf der Welt. Wie hier Italiener in der Mulberry Street sind es vor allem arme Einwandererfamilien, die in die überfüllten Viertel ziehen – und in beengte Mietskasernen: 150 Menschen müssen sich in einem Wohnblock 84 kleine Zimmer und zwölf Toiletten teilen







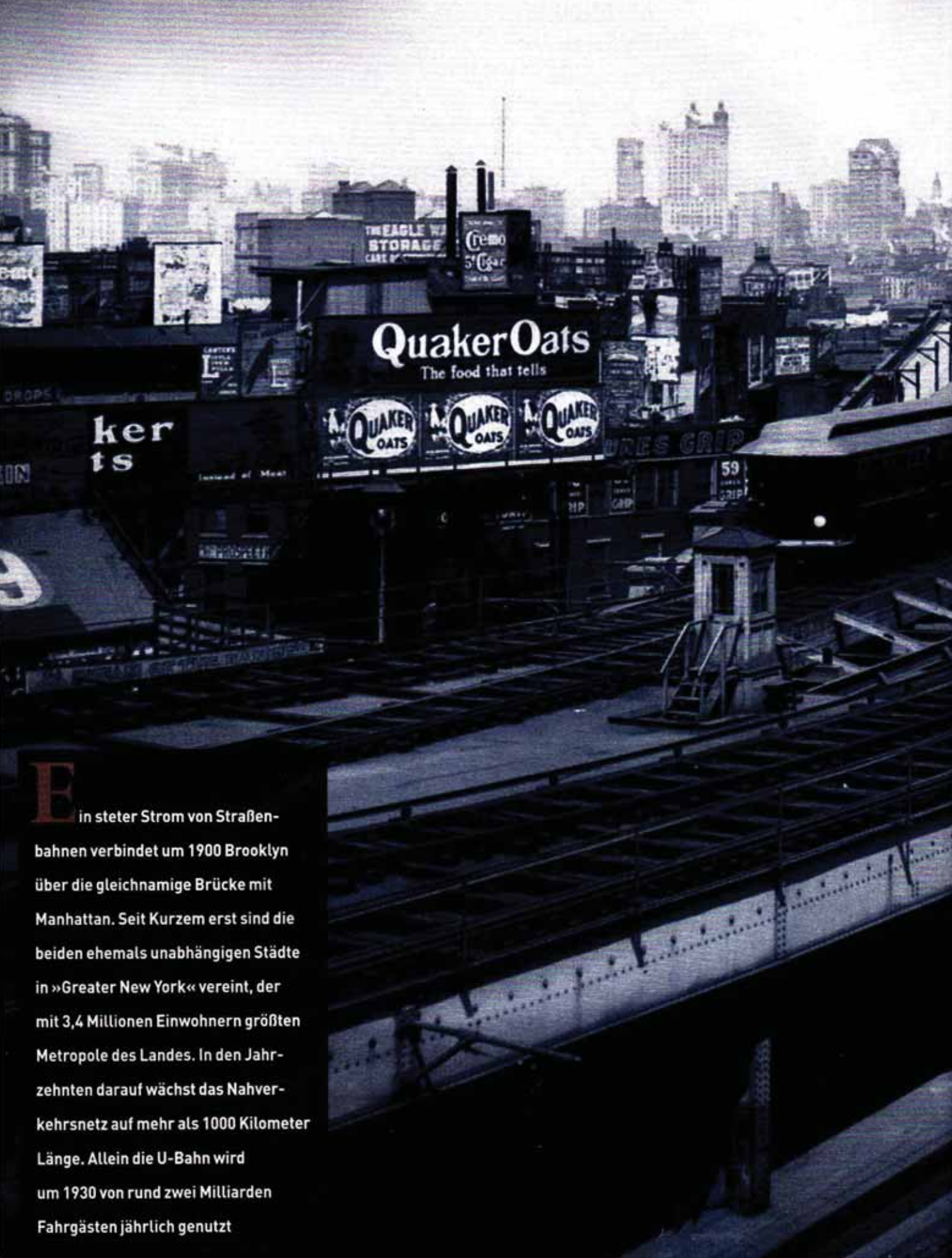


Nördlich des Central Park schlägt das Herz des schwarzen Amerika. In Harlem, wo mehr als 200 000 Afroamerikaner leben, haben Musiker und Aktivisten in den 1920er Jahren ein neues Selbstbewusstsein formuliert und das »Jazz Age« mitgeprägt. Doch die Wirtschaftskrise nach dem Börsencrash von 1929 trifft dieses Viertel besonders hart – fast die Hälfte der Einwohner wird arbeitslos. Dieser Mann immerhin verdient 1936 noch Geld, indem er Eisblöcke für Kühlschränke ausliefert





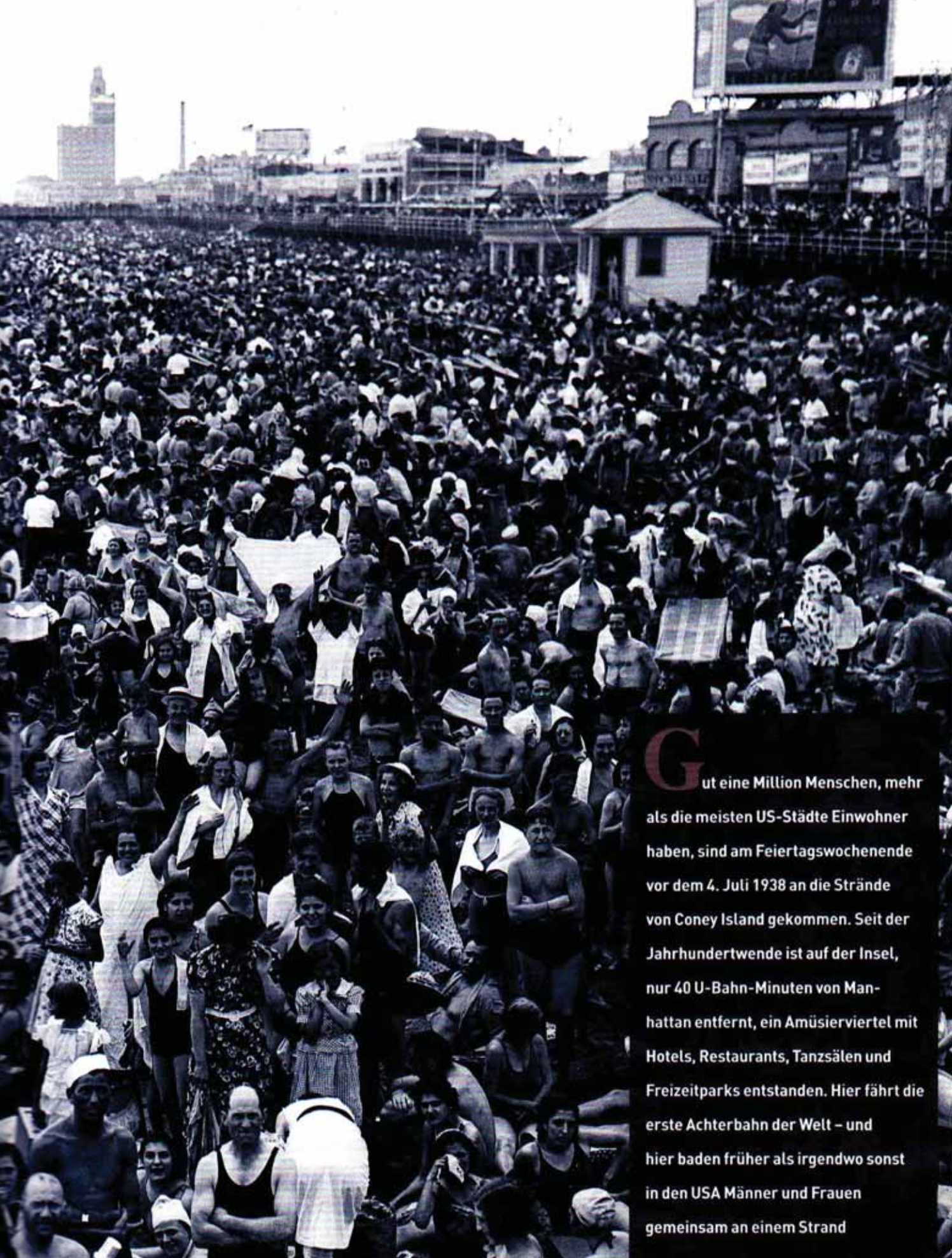
Bis in die 1840er Jahre war die Fifth Avenue eine ungepflasterte Straße, gesäumt von Hütten, Farmen und Viehmärkten. Dann zogen Alt- und Neureiche hierher und machten den Boulevard zur besten aller Adressen. Auch jetzt, um 1914, hat keine andere Stadt des Landes eine so vermögende und elitäre Oberschicht: *Peinlich genau achtet die upper class darauf, welchen Sportclub, welche Tanzklasse und welche Privatschule ihre Sprösslinge besuchen. Denn Status ist alles in New York*



Ein steter Strom von Straßenbahnen verbindet um 1900 Brooklyn über die gleichnamige Brücke mit Manhattan. Seit Kurzem erst sind die beiden ehemals unabhängigen Städte in »Greater New York« vereint, der mit 3,4 Millionen Einwohnern größten Metropole des Landes. In den Jahrzehnten darauf wächst das Nahverkehrsnetz auf mehr als 1000 Kilometer Länge. Allein die U-Bahn wird um 1930 von rund zwei Milliarden Fahrgästen jährlich genutzt







Gut eine Million Menschen, mehr als die meisten US-Städte Einwohner haben, sind am Feiertagswochenende vor dem 4. Juli 1938 an die Strände von Coney Island gekommen. Seit der Jahrhundertwende ist auf der Insel, nur 40 U-Bahn-Minuten von Manhattan entfernt, ein Amüserviertel mit Hotels, Restaurants, Tanzsälen und Freizeitparks entstanden. Hier fährt die erste Achterbahn der Welt – und hier baden früher als irgendwo sonst in den USA Männer und Frauen gemeinsam an einem Strand



Wie riesige Kühlerfiguren

ragen acht stahlverkleidete – und regelmäßig polierte – Adlerköpfe aus dem 61. Stockwerk des Art-déco-Wolkenkratzers, den der Automobilfabrikant Walter P. Chrysler von 1928 bis 1930 errichten lässt. Für elf Monate ist er mit 319 Metern das höchste Bauwerk des Planeten. Bis ein paar Straßen weiter südlich das Empire State Building emporwächst, New Yorks neue »Kathedrale der Himmel« □



PETRUS STUYVESANT

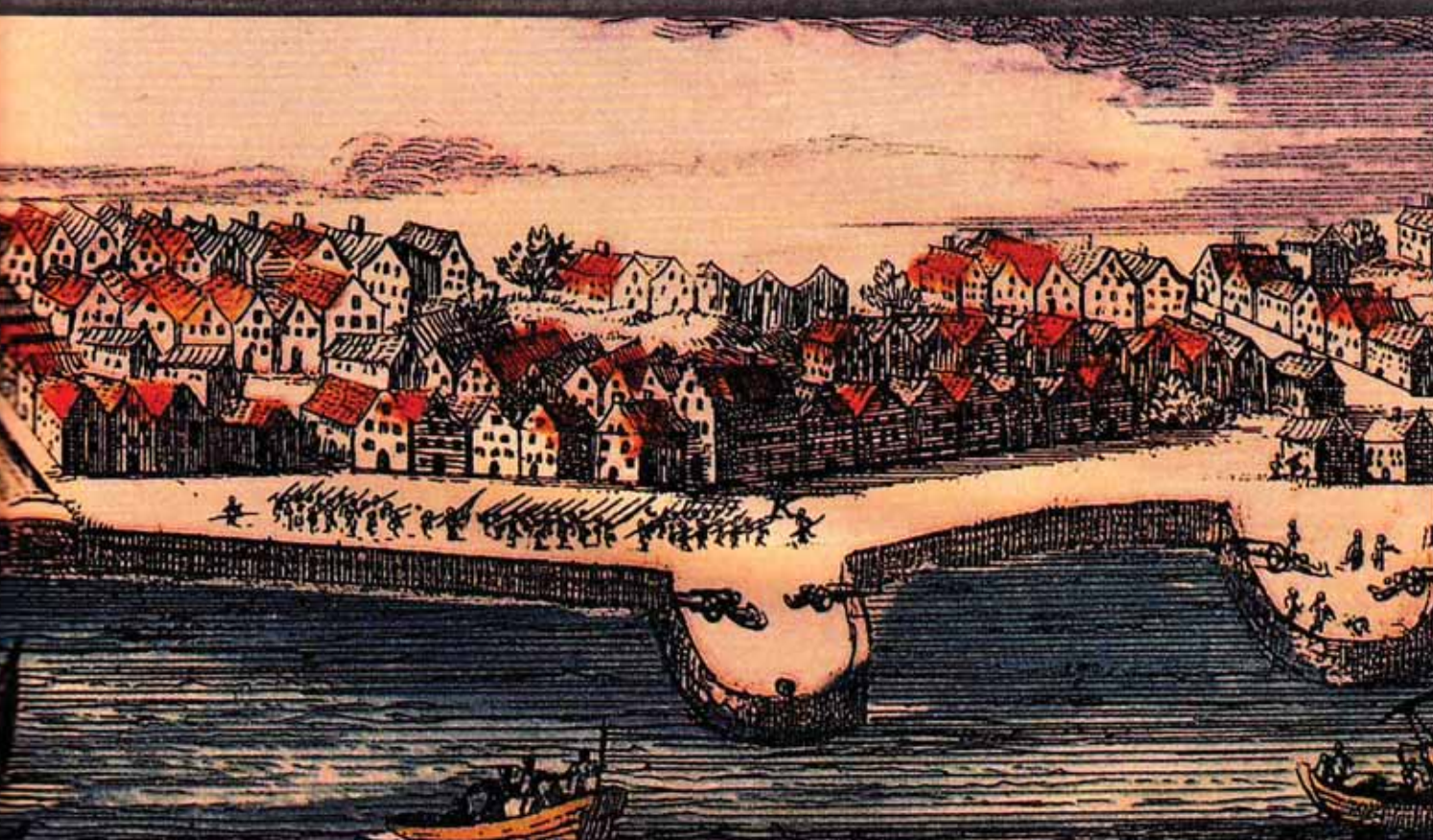
DER LANGE KAMPF
UM MANNA-HATA

P. Stuyvesant



Niederländische Pelzhändler reisen im 17. Jahrhundert an Amerikas Ostküste, um einen Stützpunkt einzurichten. Für eine Handvoll Gulden kaufen sie den dortigen Indianern 1626 eine Insel ab, die die Einheimischen »Manna-hata« nennen. Die Siedlung, der die Einwanderer den Namen »Nieuw Amsterdam« geben, lockt Kaufleute und Bauern an – aber auch Piraten, Glücksspieler, freigelassene Sklaven und religiöse Außenseiter. Sie wird von dem Generaldirektor Petrus Stuyvesant regiert. Bis eine englische Invasion droht

VON CAY RADEMACHER



Der Hafen von Nieuw Amsterdam wird rasch zu einem der bedeutendsten Nordamerikas (Stich von Hugo Allard, 1674)

N

ieuw Amsterdam, Donnerstag, 4. September 1664. Ein einziges Wort nur, und der Tod käme in die Stadt. Petrus Stuyvesant steht neben einem Geschütz auf dem Fort an der Südspitze der Insel Manhattan. Bei ihm ein Kanonier mit brennender Lunte. Ein Kommando von Stuyvesant, und der Soldat würde feuern. Und das Feuer würde erwidert werden, hundertfach. Geschosse würden in die Häuser einschlagen und die Leiber von Männern, Frauen, Kindern verstümmeln.

Stuyvesant kennt die Höllenqual, wenn eine Kanonenkugel den Körper zerreißt: Der Schaft eines mit silbernen Beschlägen verzierten Holzbeins ragt aus seiner Kniebundhose, seit ihm in einem fernen Krieg ein Geschoss den rechten Unterschenkel zerschmetterte. Ein Wunder, dass er die grauenhafte Verwundung überlebte. Nein, kein Wunder, sondern Gottes Wille. ER, der strenge Richter, der austellt und straft gemäß Verdienst und Frömmigkeit, hat den Tod abgewehrt. Denn ER hat Stuyvesant erhalten für eine große Aufgabe – und hat ihn zum Herrn von Manhattan gemacht.

Stuyvesant – etwa 54 Jahre alt, imposant, streng, humorlos, aufbrausend und gnadenlos fromm – ist Generaldirektor von Nieuw Nederland und damit Herrscher über ein niederländisches Territorium an der Ostküste Amerikas.

Nieuw Amsterdam auf Manhattan, die Kapitale von Nieuw Nederland und unruhigste, ungehorsamste, chaotischste Stadt Nordamerikas, ist seit 17 Jahren seine Residenz. Dort steht das Fort, dort wartet der Kanonier mit der brennenden Lunte. Denn nun ist ein Feind gekommen, ihm Land und Stadt zu rauben.

Nieuw Amsterdam, das ist ein Fort mit sternförmigen, immer wieder geflickten Steinmauern und ein paar bronzenen Kanonen. Mit einer Windmühle, einer

calvinistischen Kirche, einer Gracht und einigen Dutzend Giebelhäusern. Mit einem Kran und hölzernen Kais am Ufer des East River. Mit Gärten, Magazinen, Kontoren, Friedhöfen und gottlos vielen Tavernen.

Und mit rund 1500 Seelen: Holländern und Friesen, Wallonen, Deutschen, Engländern, Dänen, Schweden. Mit Abenteurern, die es aus Marokko hierhin verschlagen hat, mit Piraten, sefardischen Juden, Sklaven aus Angola. Mit Lenape, Mahican und Indianern aus einem halben Dutzend weiterer Stämme, die zwar nicht in der Stadt siedeln, sich aber häufig dort aufhalten.

Wohl kein anderer Ort Amerikas beherbergt eine derartige Vielfalt an Hautfarben, Religionen, Sprachen (18 will ein Vorgänger Stuyvesants gezählt haben). Doch die Tage von Nieuw Amsterdam sind gezählt.

Denn die Engländer, die sich offiziell im Frieden mit den Niederlanden befinden, haben ein Geschwader zur Eroberung der niederländischen Besitzungen geschickt. Nun ankern die „Guinea“ und drei weitere Segler vor Manhattan, ihre Breitseiten drohend auf die Stadt gerichtet, 1500 Soldaten an Bord.

Und Stuyvesant? Der hat ein morsches Fort, ein paar Kanonen, Schießpulver für wenige Stunden – und etwa 150 Soldaten. Hilfe aus der Heimat? In Amsterdam ahnt man nicht einmal etwas von diesem Überfall an der fernen Küste.

Der englische Kommandant hat ihm per Boten ein Ultimatum überbracht: Kapitulation oder Kampf. „Zweimal 24 Stunden“ hat er ihm Bedenkzeit eingeräumt. Die sind nun fast vorüber.

Ein Krieg wäre aussichtslos. Doch soll Nieuw Nederland kampfflos fallen? Niemand weiß, was in Stuyvesants Kopf vorgeht in jenen Minuten, da er neben dem Kanonier mit der brennenden Lunte verharret. Erwägt er die Schlacht? Soll der Niederländer, der gegen Spanier und Indianer gekämpft hat, der rebellische Siedler niedergerungen, Schiffe gekapert und Forts im Handstreich genommen hat, ausgerechnet auf dem Höhepunkt seiner Karriere kapitulieren? Soll er nicht lieber feuern und den Engländern nur rauchende Trümmer überlassen?

Oder verharret er geschlagen auf dem Festungswall, starr, betäubt – und fragt

sich womöglich, wie es eigentlich dazu gekommen ist, dass er hier steht, am Ende der zivilisierten Welt, am Tor zur immensen Wildnis eines ganzen Kontinents, unter den drohenden Reihen feindlicher Kanonen?

Amerika, das ist seit der Entdeckungsfahrt des Christoph Kolumbus 1492 Ziel vieler europäischer Abenteurer. Zwar hat das mächtige Königreich Spanien bald Mittelamerika und weite Teile Südamerikas unterworfen, sodass Rivalen dort kaum noch landen können. Doch nördlich davon erstreckt sich ja ein weiterer Kontinent, unerschlossen, unbekannt und so riesig, dass den Spaniern Schiffe und Soldaten fehlen, um den auch noch zu unterjochen.

Mitte April 1524 ankert der Florentiner Giovanni da Verrazzano, der für den französischen König unbekanntes Land erkunden soll, vor dem späteren Staten Island, nur wenige Kilometer von der Südspitze des zukünftigen New York entfernt – doch nur kurze Zeit, dann treiben ihn ungünstige Winde wieder davon.

Mehr als ein Menschenalter vergeht, ehe am 12. September 1609 der Engländer Henry Hudson diese Küste mit ihren Inseln, ihren verschlungenen Buchten und dem breiten, ins Innere führenden Strom (der einmal seinen Namen tragen wird) erkundet. Indianer gehen in Kanus längs seiner Dreimasters, bieten Früchte zum Tausch gegen Messer und andere Waren an und „viele Biberpelze und Otterpelze“, wie der Offizier Robert Juet schreibt. Und Juet, als erster Weißer überhaupt, notiert sich auch den indianischen Namen jener gut 20 Kilometer langen, knapp vier Kilometer breiten Insel, vor der sie ankern: „Manna-hata“.

Eine Übersetzung für den Ausdruck gibt er nicht an – und seither rätseln Forscher, was er in der Sprache der Indianer, wahrscheinlich der Lenape, die auf Manhattan siedeln, bedeutet. „Insel der Hügel“ vielleicht, doch sicher ist dies nicht.

Hudson segelt nach ein paar Tagen fort. Er soll im Auftrag der Niederländischen Ostindien-Kompanie – die Ge-



Ein unbekannter Künstler zeichnet 1628 die älteste Ansicht Manhattans. Auf dessen Südspitze erheben sich Fort und Windmühle über Holzhäusern. Zwei Jahre zuvor hat der damals amtierende Generaldirektor Peter Minuit den Lenape-Indianern die Insel gegen Waren im Wert von 60 Gulden abgekauft. Die Einheimischen siedeln dort aber weiterhin – für sie ist der Handel eher Bündnisvertrag als Landabtretung

würze und andere Schätze des Fernen Ostens nach Amsterdam bringt und damit ein Vermögen verdient – einen kürzeren Seeweg nach Asien finden als den um Afrika. Der Fluss bei Manhattan erweist sich jedoch als Sackgasse. Also begibt sich Hudson auf die lange Rückreise nach Europa.

Daheim in Amsterdam achten die Kaufleute der Kompanie kaum auf seine Schilderung jener bewaldeten Insel an der Küste Nordamerikas, des Flusses,

der vor Sturm und Seegang geschützten Buchten, des fruchtbaren Bodens. Alles gut und schön – doch die gewaltigen Gewinne werden mit dem Pfeffer Asiens gemacht. Weshalb auch nur einen Gulden in ein Stück Land investieren, das weder Gold noch Gewürze birgt?

Aber: Es gibt dort Biberpelze.

Es ist Juets fast beiläufige Notiz, die Manhattans Schicksal für immer verändert. Biberpelze, die zu Mützen und anderen Kleidungsstücken verarbeitet werden, erzielen in Europa hohe Preise. Auch wenn die Herren der Ostindien-Kompanie zu reich und träge geworden

sind, um Felle zu tauschen, so leben in Amsterdam doch andere Händler, Kapitäne, Abenteurer, die eine Reise über den Atlantik wagen, um mit einem Laderaum voller Pelze zurückzukehren.

Deshalb segeln ab 1610 wohl jedes Jahr Glücksjäger in jene Wildnis, ankern dort für ein paar Wochen, geben den Indianern Beile und Stoffe, um anschließend, mit Pelzen beladen, wiederzukehren. Diese Pioniere hinterlassen kaum etwas: Sie siedeln nicht, gründen keine



Nieuw Amsterdam misst 1660 rund einen halben Kilometer in Länge und Breite. Etwa 1500 Menschen leben hier, auf den Straßen sind mehr als ein Dutzend Sprachen zu hören. Noch liegen Nutzgärten in der Siedlung, doch manche Anlage verweist schon auf die Zukunft. So ist die breite Straße, die vom Fort nach Norden (rechts) führt, der Anfang des Broadway. Und die Befestigung wird später der Wall Street ihren Namen geben



Kolonie, berichten wenig, oft kennt man nicht einmal mehr ihre Namen.

1614 immerhin zeichnet ein Händler die erste Karte Manhattans und der umgebenden Küste. Eines Landstrichs, den er als Erster „Nieuw Nederland“ nennt und den er damit indirekt als Kolonie für sein Heimatland beansprucht. Doch offiziell annectieren wird die Regierung in Den Haag diese Region, die sich zwischen den Flüssen Delaware und Connecticut erstreckt, nie.

Zehn Jahre lang laufen die Geschäfte gut. Aber würden sie nicht noch besser laufen, hätte man ein dauerhaftes Monopol? Wenn nicht jeder Händler auf eigene Rechnung und eigenes Risiko Pelze erwerben und sie unter Konkurrenzdruck in Europa an Kunden bringen würde – sondern es nur eine einzige Organisation gäbe, die den Indianern ihren kostbaren Rohstoff abkauft und in der Alten Welt wieder verkauft?

1621 gründen Händler aus den Niederlanden die „Geoctroyeerde West-Indische Compagnie“ nach dem Vorbild der älteren, erfolgreichen Ostindien-Kompagnie: eine Aktiengesellschaft mit einem Startkapital von 7,5 Millionen Gulden (150 Gulden verdient ein Seemann im Jahr). Und ein Staat im Staat.

Denn die Westindien-Gesellschaft sichert sich von der Regierung das Privileg, als einziges niederländisches Unternehmen mit Nordamerika sowie der Karibik und Westafrika zu handeln. Sie allein darf alle Waren – von Pelzen bis zu Sklaven – aus jenen fernen Ländern einführen. Investoren kaufen sich mit einem Betrag von 6000 Gulden ein. Dafür können sie jährliche Gewinnanteile erwarten. Und hoffen, dass ihre Aktien im Wert steigen.

Die Kompanie wird vom Staat ermächtigt, Flotten und Truppen aufzustellen. Ihre Handelsstützpunkte sind nicht niederländisches Staatsgebiet, sondern Ländereien der privaten Aktiengesellschaft – all die Faktoreien, Plantagen und Häfen, die von Schiffen der Kompanie angefahren, von Soldaten der Kompanie verteidigt und von einem Generaldirektor der Kompanie halb wie eine Firma, halb wie eine Kaserne, auf jeden Fall aber mit fast diktatorischen Vollmachten regiert werden.

Der Generaldirektor kann Kriege mit Kolonien feindlicher Staaten oder gegen

die Einheimischen führen, er darf feindliche Schiffe kapern, er vermag über die Einwohner seiner Siedlungen Urteile zu sprechen, auch Todesurteile.

Er ist ein leitender Angestellter, der Herr ist über Leben und Tod. Ein König an fremder Küste, der dem Profit einer Aktiengesellschaft verpflichtet ist.

Fortan sind Manhattan und das riesige Land darum, dessen Grenzen weder geographisch noch in einem internationalen Vertrag genau definiert sind, Ausbeutungsgebiet der Kompanie. Manhattan soll Profit bringen, noch ehe der erste Weiße dort siedelt.

Doch Schmuggler können jedes Monopol brechen – also muss die Kompanie nun, da sie sich das Recht auf den alleinigen Handel mit Biberpelzen gesichert hat, andere Händler von den Rohstoffquellen fernhalten. Und das kann nur gelingen, wenn starke Niederlassungen die Territorien absichern.

Deshalb bringen Schiffe der Kompanie 1624 die ersten Siedler: 30 Familien, 110 Männer, Frauen und Kinder. Doch an Bord sind nur wenige Niederländer.

Weshalb sollten auch gerade die ihre Heimat verlassen? Die ist reich, die Wirtschaft blüht, es gibt zahllose Möglichkeiten, ein Vermögen zu machen. Und wer unbedingt in die Fremde gehen will, den zieht es zu den Pfeffermärkten von Batavia. Nach Manhattan segeln überwiegend Fremde.

Denn die Niederlande sind das toleranteste Land der Alten Welt: Juden, Hugenotten, Täufer, die anderswo Scheiterhaufen, Schwert oder Inquisitoren fürchten müssen, können hier halbwegs unbehelligt leben. Manche bleiben für immer, andere nutzen nun die Republik als Tor zur Neuen Welt, wo sie noch freier zu leben hoffen.

Jene ersten 30 Familien sind wallonische Protestanten. Sechs Jahre sollen sie Dienst tun für die Kompanie, sollen Land roden, es verteidigen und Handel

treiben. Danach werden sie von allen vertraglichen Verpflichtungen frei sein, sich in der Neuen Welt als Händler, Handwerker, Bauern verdingen können. Manche siedeln nach ihrer Ankunft auf einer kleinen, vor Manhattan gelegenen Insel, andere ziehen am Hudson entlang ins Land, wieder andere werden von der Kompanie an die äußersten Ränder Nieuw Nederlands geschickt, zum Delaware und zum Connecticut.

Noch im selben Jahr kehren Segelschiffe mit Pelzen im Wert von 50 000 Gulden zurück – ein guter Beginn für die Westindien-Kompanie.

Einige Monate später, im Frühjahr 1625, landen mehr als 100 neue Siedler in Nieuw Nederland. Schiffe bringen Kühe, Schweine, Federvieh, dazu Pflüge, Werkzeuge und Ziegel. Ein Fort an der Südspitze Manhattans wird errichtet – anfangs kaum mehr als einige Erdwälle, auf denen wenige Kanonen stehen.

Die anderen Siedlungen am Oberlauf des Hudson, am Delaware- und am Connecticut-Fluss aber erweisen sich schon bald als gefährliche Unternehmungen. Zu isoliert liegen sie, zu groß ist das Risiko, in Konflikt mit mächtigen Indianerstämmen wie den Mohawk zu geraten.

Und so beschließt der gerade aus der Heimat entsandte neue Generaldirektor Peter Minuit im Frühjahr 1626, die Außenposten aufzugeben. Lediglich Forts mit kleinen Besatzungen bleiben zurück. Den bei der Kompanie angestellten Siedlern aber befiehlt Minuit, sich an der Südspitze Manhattans niederzulassen.

Die ist leichter zu verteidigen, hier konzentriert er fortan den Handel. Bis hierhin müssen Indianer auf ihren Kanus die Pelze bringen, hier werden sie in Lagerhäusern verstaubt bis zum Abtransport nach Europa. Rund 270 Menschen unterstehen dem Generaldirektor inzwischen. Zu Ehren jener Stadt, in der die wichtigsten Anteilnehmer der Kompanie ansässig sind, nennt er die neue Ansiedlung „Nieuw Amsterdam“.

Und weil Minuit eben Abgesandter einer an einträglichem Handel interes-

sierten Firma und nicht Eroberer ist, kauft er irgendwann im Mai oder Juni 1626 den Lenape die Insel Manhattan ab.

Der Kaufvertrag hat die Zeiten nicht überdauert; nicht einmal die Waren, mit denen die Niederländer bezahlen, sind irgendwo verzeichnet. Beile, Decken, Werkzeuge werden es gewesen sein, wie üblich bei derartigen Transaktionen.

Erhalten geblieben ist einzig der Brief eines Angestellten der Westindien-Kompanie, der seinen Vorgesetzten beiläufig meldet, man habe die Insel Manhattan für Waren „im Gegenwert von 60 Gulden“ erworben, das entspricht etwa 600 Gramm Silber.

Kein schlechtes Geschäft für die Niederländer – und auch nicht für die Indianer. Denn die Lenape werden wohl von eingeschleppten europäischen Seuchen heimgesucht, etwa den Masern, und so zählen sie inzwischen kaum mehr Köpfe als die Weißen auf Manhattan.

Aus ihrer Sicht ist der Kaufvertrag auch eine Art Bündnis gegen andere, überlegene Indianerstämme. Zudem dürfen sie auf der weithin noch bewaldeten Insel nach wie vor siedeln, jagen und in den Gewässern davor fischen. Im Prinzip leben sie also weiter so wie bislang.

Doch mit jedem Monat, der verstreicht, zeigt sich deutlicher, dass Nieuw Amsterdam an einem unheilbaren Geburtsdefekt leidet: Für die Kompanie ist dies eine Faktorei, die begehrte Waren möglichst günstig in die Niederlande exportieren soll. Viele der Pioniere aber sind in dieser Handelsniederlassung längst heimisch geworden: Sie fühlen sich als Kolonisten, nicht mehr als Angestellte eines Unternehmens.

Zunächst ist es nur ein Murren, ein Protest in den Tavernen. Schließlich haben sich ja viele Siedler auf Jahre verpflichtet. Schließlich kommandiert Generaldirektor Minuit die einzigen Soldaten in Hunderten von Kilometern Umkreis, die Kanonen, das Fort, die meisten Schiffe im Hafen.

Doch Minuit ist, glaubt man dem calvinistischen Pastor der Stadt, „ein schlüpfriger Mann, der unter der verräterischen Maske der Ehrlichkeit aus lauter Frevel und Lasterhaftigkeit besteht.“

Korrupt, launisch, unfähig für Regierungsaufgaben sei Minuit – eine Einschätzung, die bald auch seine Vorgesetzten in Amsterdam teilen: 1632 wird der Generaldirektor in Unehren entlassen.

Doch seine Nachfolger sind nicht besser, im Gegenteil: Pelze, Holz, Tabak sendet Nieuw Amsterdam zwar nun regelmäßig in die Heimat, doch so wenig nur, dass die Kosten der Westindien-Kompanie kaum gedeckt werden, die ja Schiffe ausrüsten, Soldaten stationieren, Buchhalter entlohnen muss und unter anderem den Pastor der Kirche bezahlt.

Wen auch immer die Herren aus Amsterdam über den Atlantik entsenden: Stets sind es gierige, windige Gestalten, und es ist bis heute ein Rätsel, weshalb gerade solche Männer ausgewählt werden.

1647 jedenfalls ist Nieuw Amsterdam fast am Ende. Gut 100 Gebäude umfasst die Stadt zu diesem Zeitpunkt, meist elende Hütten. Die Bevölkerung zählt wohl 800 Köpfe, beherrscht von einem korrupten Generaldirektor, geistlich betreut von einem calvinistischen Pastor, der oft sturzbetrunken ist, „beschützt“ von ein paar Dutzend Soldaten, die kaum zum Dienst erscheinen, frech zu ihren Offizieren sind und ebenfalls selten nüchtern.

Wie anders die ebenfalls im frühen 17. Jahrhundert geschaffenen englischen Kolonien: im Süden das aristokratische Virginia, wo Pflanzler auf Plantagen Tabak anbauen und enorme Reichtümer anhäufen. Und im Norden Neuengland, gegründet von starren, streitsüchtigen, frommen Puritanern, die nicht nur den Indianern rücksichtslos Land rauben, sondern die auch schon am Connecticut River und auf Long Island Siedlungen errichtet haben – auf Territorien also, die die Westindien-Kompanie für sich reklamiert, die zu verteidigen sie aber zu schwach ist.

Selbst die Schweden, welche Demütigung, haben am Delaware-Fluss eine Siedlung gegründet, ebenfalls auf dem Land der Firma. Der entlassene Peter

Minuit hat Rache genommen und im Auftrag der schwedischen Krone die ersten skandinavischen Siedler persönlich in die Neue Welt geführt. (Und wer weiß, welchen Schaden er Nieuw Amsterdam noch zugefügt hätte, wäre er nicht 1639 bei einem Schiffsuntergang ertrunken.)

Von 1643 bis 1645 haben sich Weiße und Indianer in Nieuw Nederland zudem einen gnadenlosen Krieg geliefert, provoziert von dem damaligen Generaldirektor.

Der wollte plötzlich von den Lenape Mais, Pelze und andere Abgaben eintreiben. Als die Indianer sich diesem Versuch gewaltsam widersetzen, ließ er bei zwei nächtlichen Überfällen Krieger ebenso wie deren Frauen und Kinder im Schlaf massakrieren. Zwei mörderische Jahre folgten, Tote auf beiden Seiten, dann ein Frieden, den Weiße und Indianer aus schierer Erschöpfung schlossen.

1647 ist Nieuw Nederland ein koloniales Desaster: Englische Siedler im Norden und Osten, schwedische im Süden haben wohl schon einen großen Teil des ursprünglichen Territoriums okkupiert. Was den Niederländern noch gehört, das haben vielerorts die Indianer verwüstet. In Nieuw Amsterdam und wenigen weiteren Siedlungen – etwa dem 1646 gegründeten Dorf Breuckelen auf Long Island (aus dem einmal Brooklyn hervorgehen wird) – harren Pioniere aus, die voller Zorn sind auf die Westindien-Kompanie, deren Generaldirektor mit übertriebener Brutalität gegen die Indianer vorgeht und hilflos ist im Konkurrenzkampf mit den rivalisierenden europäischen Kolonisten.

Mehr als eine Million Gulden Schulden hat die Westindien-Kompanie mittlerweile, die Hälfte dieser kolossalen Summe verursacht durch die Faktorei in Nieuw Nederland; der Aktienkurs fällt und fällt (und wird 1655 schließlich bei drei Prozent des Ausgabekurses liegen).

Keine Frage: Nieuw Amsterdam, Nieuw Nederland, ja die ganze mächtige Firma dahinter treiben auf den Ruin zu.

1647 feuern die Herren in Amsterdam den Generaldirektor und entsenden einen neuen, endlich einmal ihren wohl besten Mann. Wenn auch der scheitert, wird alles scheitern.

Der Mann, auf dem alle Hoffnungen ruhen, heißt Petrus Stuyvesant.

Stuyvesant ist der älteste Sohn eines calvinistischen Pastors aus Friesland, geboren um 1610. Mit 20 geht er zur Universität, doch zwei oder drei Jahre darauf wird hinter seinem Namen in einer Studentenliste ein Galgen gezeichnet: Symbol für seine unehrenhafte Exmatrikulation. Möglich, so gehen zumindest Gerüchte, dass er die Tochter seines Vermieters verführt hat.

Verwundung nur lapidar. Dennoch kann man sich recht gut vorstellen, was Stuyvesant durchmacht: Von einem Arzt wird ihm – betäubt, wenn überhaupt, mit einer Flasche Schnaps – der Unterschenkel mit einer Metallsäge abgetrennt worden sein. Acht, zehn Wochen lang ist die Wunde offen geblieben. Blutverlust, Fieber, fürchterliche Schmerzen unter tropischer Hitze.

Petrus Stuyvesant übersteht die Tortur und wird, endlich transportfähig, in die Niederlande zurückgeschickt, damit er sich dort kuriert. Dabei verliebt er sich in eine seiner Pflegerinnen, Judith Bayard, die Schwägerin seiner Schwester und,



Er heuert bei der Westindien-Kompanie an. Wahrscheinlich, Dokumente darüber haben sich nicht erhalten, lernt er einige Monate in der Amsterdamer Zentrale das Geschäft. Dann schicken ihn seine Vorgesetzten zu Faktoreien nach Brasilien, später in die Karibik.

1642, mit 32, wird er Gouverneur der karibischen Inseln Curaçao, Aruba und Bonaire. Ein energischer Mann der Kompanie, der Schmuggler verfolgt, gegen Einheimische kämpft, mit Sklaven handelt – und der Kriege führt.

1644 überfällt er das spanische Eiland St. Martin. Doch als er das dortige Fort belagern lässt, zerschmettert ihm eine Kanonenkugel die Knochen unterhalb des Knies. In Briefen, die er später an Vorgesetzte absendet, erwähnt er die

wie er, Kind eines calvinistischen Geistlichen. Er genest, heiratet – und steht genau zum richtigen Zeitpunkt für eine neue Aufgabe bereit.

Auch den Direktoren der Westindien-Kompanie mag dies wie Gottes Fügung erscheinen: Stuyvesant, der Sohn und Schwiegersohn calvinistischer Pastoren, ist unbeugsam, glaubensstreng und unbestechlich. Er hat Erfahrung mit der Verwaltung einer Faktorei in der Fremde, hat keine Angst vor Siedlern, europäischen Rivalen, Schmugglern, Sklaven, Einheimischen.

Er kann Kriege führen und Ladelisten kontrollieren, kann General und oberster

Buchhalter zugleich sein. Er ist der Kompanie gegenüber bedingungslos loyal. Und: Er ist rücksichtslos gegenüber anderen und sich selbst.

3000 Gulden bieten ihm die Direktoren der Kompanie im Jahr, das 50-Fache des einstigen Preises von Manhattan. Stuyvesant sagt zu.

Und so segeln er und seine Frau Weihnachten 1646 in einem Konvoi der Westindien-Kompanie ab. Eine monatelange Reise, zunächst in die Karibik, schließlich von dort nach Norden bis Nieuw Amsterdam. Stürme, Kälte, dann drückende Hitze. 18 Seeleute sterben auf der Reise, vielleicht bei Unfällen oder an Skorbut.

Die Stuyvesants jedoch bleiben gesund: Als der Konvoi endlich vor Manhattan kreuzt, ist die Frau schwanger.

Samstag, 11. Mai 1647. Vielleicht wird Stuyvesant, lange bevor er Land sieht, die „Süße der Luft“ schmecken, wie sie ein englischer Siedler schildert: jenen Duft nach Wildrosen und anderen Blumen, den der Wind bis weit auf den Atlantik hinaustreibt.

Stunden später gleitet sein Schiff an der zerklüfteten Küste entlang, an Tälern, Felsen, Hügeln, an einer von den Gletschern der Eiszeit geformten Landschaft. An Wäldern, bewachsen mit riesigen Zedern, Walnussbäumen. Eichen, Ahorn, Kastanien; an Lichtungen mit Gräsern, „so hoch wie die Hüfte eines Mannes“.

Bären, Wölfe, Füchse, Hirsche streifen durchs Unterholz und Wildtruthähne, manche bis zu 20 Kilogramm schwer. Graugänse ziehen über den Himmel. Wale, Robben, Tümmler umspielen den Bug der Schiffe in der Bucht. Unsichtbar im Meer, aber vielleicht hat Stuyvesant schon von ihnen gehört, leben gewaltige Hummer. Und Austern, größer als eine flache Männerhand.

So mag er an Manhattans Küste zuerst das Glitzern von Millionen aufgebrochener Austernschalen gesehen haben, die

die Lenape seit Jahrhunderten an der Südspitze liegen gelassen haben. „Paerlstraet“ nennen die Niederländer diesen Abschnitt, „Pearl Street“ heißt er noch heute.

Dann Nieuw Amsterdam: Zunächst wird der spitze Kirchturm in Sicht kommen, die Holzschindeln silbrig-grau von Sonne und Regen. Dann das Fort, dessen vier bronzene Kanonen Salut feuern (und dessen Soldaten, zu Stuyvesants sofortigem Zorn, begeistert so lange weiterfeuern, bis sie sämtliches Schießpulver verbraucht haben).

Während die Männer auf den Schiffen die Segel reffen, langsam vor die Südspitze Manhattans gleiten und dann Anker werfen, schießen ihnen Kanus, Kähne, kleine Segler entgegen, um Menschen und Fracht aufzunehmen. Denn Molen oder Kais, an denen größere Schiffe anlegen könnten, gibt es nicht.

Und so wird Stuyvesant – angetan in Kniebundhose, silbrig schimmerndem Harnisch und Schwert, ganz Stolz und Strenge – in irgendeinem Kahn übergesetzt. Und er wird Mühe haben, sich seine Stadt mit jedem Ruderschlag ein wenig genauer anzusehen.

Die schlammigen Ufer, auf denen sich die Menschen neugierig drängen: Weiße, Schwarze, Indianer, manche wohl schon deutlich betrunken, „liederliche Frauen“, Prostituierte also, darunter. Die schmutzigen, ungepflasterten Straßen, über die Ziegen und Hunde streunen. Die aufgeweichten Wälle des Forts, die von Schweinen untergraben werden. Die Buden aus Brettern und Stroh, in denen noch immer jene Weiße elend hausen, die vor dem Indianerkrieg aus dem Hinterland in die Stadt geflohen sind und im Kampf allen Besitz verloren haben.

Stuyvesant tritt an Land. Nieuw Amsterdam misst in der Länge wie in der Breite nur etwa 500 Meter. Selbst ein Mann mit Holzbein könnte binnen einer guten Stunde alle Straßen der Stadt abschreiten – sofern man die krummen Wege so nennen will.

Neugierig starren ihn die Menschen an, still sind sie nicht: Sie reichen Bier und Schnaps herum, reden, schreien. Endlich wird es ruhiger.

Die Siedler ziehen als Geste des Respekts ihre Hüte vom Kopf – Petrus Stuyvesant behält seinen auf.

Der neue Generaldirektor wird die Siedler in einem Brief später „sehr wild geworden und lose in ihrer Moral“ nennen. Stuyvesant spricht ein paar Sätze zur Begrüßung; bedankt sich für den Empfang, verspricht eine gerechte Regierung – und versichert seine absolute Autorität. Denn er wolle „wie ein Vater über seine Kinder“ wachen.

Als ihn dann sein Amtsvorgänger im Namen Nieuw Amsterdams willkommen heißt, wird der von Flüchen und Schmähungen überschrien. Der alte Generaldirektor ist verhasst als Mann, der ohne Not die Indianer bekriegte, oft betrunken war und in seiner Amtszeit wahrscheinlich Hunderttausende Gulden unterschlagen hat.

Stuyvesant bricht die in Tumult ausartende Zeremonie ab. Er wolle sich, verkündet er, zunächst in die Kirche begeben, um Gott zu danken. Dann möge man ihm seine Quartiere im Fort zeigen.

Die Menschen gehen auseinander. „Pfauengleich, mit großem Prunk und Pomp“ sei Stuyvesant aufgetreten, bemerkt einer. Bald werden noch ganz andere, üblere Verunglimpfungen folgen.

„Traue eher Gott als den Menschen“, hat sich Stuyvesant zum Motto gewählt, und tatsächlich wird er niemandem (zumindest außerhalb seiner Familie) je richtig trauen, wird in all den Jahren in Amerika kaum eine Freundschaft eingehen. Er wird befehlen und drohen, wird Anweisungen ausgeben, Regeln aufstellen, Verbote erlassen wie nie ein Generaldirektor zuvor. Ein Vater und seine Kinder, in der Tat.

Dann tritt Stuyvesant an, Ordnung zu schaffen im Chaos der Stadt. Zahlreiche Verordnungen gehen in den folgenden Jahren auf seine Untergebenen nieder. „Müll. Dreck, Asche, Austernschalen, tote Tiere oder dergleichen“, so verkündet er, dürften fortan nicht mehr einfach auf die schlammigen Straßen gekippt werden. Und überhaupt: Schweine, Pferde, Kühe, Ziegen müssen nun angeleint oder eingepfercht sein und sollen nicht länger Gärten durchwühlen – oder



Stuyvesant ist seit 1647 Generaldirektor in Nieuw Nederland. Das niederländische Territorium in der Neuen Welt ist keine staatliche Kolonie, sondern Besitz der Westindien-Kompanie, einer Aktiengesellschaft. Deshalb ist er Manager, Heerführer und Gouverneur zugleich. Seine Bürger regiert er mit Dekreten wie diesem vom 15. Mai 1664, in dem er dem Siedler Thomas Lamberse 16 Hektar Land auf Long Island zuteilt

gar die Wälle des Forts. Die Soldaten dort erhalten den Befehl, jedes streunende Tier zu erschießen.

Stuyvesant schickt Landvermesser los, die endlich die Grundstücksgrenzen festlegen sollen, lässt Pfade und Wege begradigen und die Brouwerstraet als Erste mit Pflastersteinen belegen.

Die Heere Straet, die „Herrenstraße“, die nördlich aus Nieuw Amsterdam herausführt und dann einem alten Indianerpfad folgt (und die später in Broadway, „Breiter Weg“, umbenannt wird), ist die einzige Straße, auf der Kutscher ihre Gefährte weiterhin vom Bock aus lenken dürfen. Ansonsten, so dekretiert er, habe man in der Stadt abzusetzen und die Tiere am Zügel zu halten. Denn die rasenden Wagen könnten die Menschen verletzen.

Und es sei brandgefährlich, dass nicht nur die Wände der meisten Häuser in Nieuw Amsterdam aus Holz gebaut sind, sondern auch die Kamine, die Dächer zudem aus Stroh – also lässt er es verbieten. Am besten solle man aus Ziegeln bauen, Giebelhäuser, eng, sauber, sicher wie in Holland.



Am 4. September 1664 kreuzt eine überlegene englische Flotte vor Nieuw Amsterdam auf und bedroht die Stadt, obwohl sich das Königreich und die Niederlande offiziell nicht im Krieg befinden. Petrus Stuyvesant will den aussichtslosen Kampf wagen – gegen den Willen seiner Untertanen, die fürchten, dass ihre Stadt zerstört wird (Historiengemälde von Jean Leon Gerome Ferris, um 1900)

Ein Hospital lässt er einrichten, ein Armenhaus und eine höhere Schule, in der ein Professor, den es aus Gott weiß welchen Gründen von Litauen in die Neue Welt verschlagen hat, Latein unterrichtet.

Ein Waisenhaus wird auch eröffnet – und die Stadtverwaltung von Amsterdam schickt fortan elternlose Kinder nach Übersee, damit sie in Stuyvesants Institution zu Dienern und Handwerksburschen ausgebildet werden.

Ein Steinhaus am Ostrand Nieuw Amsterdams – weiß verputzt, groß und bis dahin die beste Herberge vor Ort – wird 1653 zum *stadthuys*, dem ersten Rathaus für die nun in den Rang einer Stadt erhobene Siedlung, hergerichtet.

Nachwächter patrouillieren bald mit Klappern durch die düsteren Gassen. Für ein paar Feuerwehrmänner lässt der Generaldirektor Äxte, Leitern und 150 eigens genähte lederne Löscheimer in der Stadt verteilen – die Eimer jedoch werden oft gestohlen.

Hölzerne Kais lässt er ins schlammige Ufer rammen, sodass endlich Schiffe an-

legen können. Das Fort wird renoviert, später ziehen Arbeiter am Nordrand der Stadt einen mit Kanonen bestückten Wall als zusätzliche Befestigungslinie querüber die Insel. (Die Wall Street markiert noch heute dessen Verlauf.) Einen Bach an der Südspitze Manhattans lässt er begradigen und in „Heere Gracht“ umbauen.

Doch richtet Stuyvesant seine unermüdliche Energie, sein Gottvertrauen, seinen Veränderungswillen nicht nur auf

Brot an oder 100 Gulden Strafe – und das Dreifache, falls bei Streitigkeiten Blut geflossen ist.

Doch niemand schert sich darum.

Von seinem Amtssitz im Fort etwa müsste Stuyvesant nur wenige Schritte bis zu einer Kneipe mit Namen „Hölzernes Pferd“ gehen. Ein hölzernes Pferd ist eigentlich eine Art Sägebock, auf dem ein gefesselter Delinquent, beschwert mit 20 und mehr Kilogramm Gewicht an jedem Bein, stundenlang ausharren muss, ein Schandmal für rebellische Soldaten. Und ein rebellischer Soldat ist Philip Gerard gewesen, der Wirt des „Hölzernen Pferds“, ein Pariser, den es, weshalb auch immer, in den Dienst der Westindien-Kompanie verschlagen hat und der dort wegen seiner Disziplinosigkeit verurteilt worden ist.

Als er entlassen wurde, öffnete er eine Kneipe in der Nähe seines alten Arbeitsplatzes und taufte sie höhnisch auf das Marterinstrument. Gerards Spekulante ist eine stickige Holzhütte, in der die Tabakspfeife herumgeht, in der es nach karibischem Rum, nach Brandy, Bier und wohl noch ganz anderen Dingen stinkt. Kaum jemand hält sich hier an Stuyvesants strenge Regeln. Wer soll sie auch durchsetzen?

Denn viele Soldaten des Forts sind Zecher im „Hölzernen Pferd“. Der *schout-fiscal* von Nieuw Amsterdam, eine Art Sheriff der Stadt und ihr einziger fest angestellter Ordnungshüter, ist die meiste Zeit betrunken. Sollte er doch einmal nüchtern sein, reichen ein paar Gulden – und er sieht weg.

Nicht nur mit den Trinkern liefert sich Stuyvesant einen zähen und letztlich aussichtslosen Kampf, sondern auch mit seinen frommen Untertanen, sofern sie nicht exakt jenem Glauben folgen, dem er anhängt. Denn nach wie vor strömen aus den Niederlanden ja Siedler nach Nieuw Amsterdam – mehr vielleicht sogar als zuvor, weil Stuyvesants Reformen die Stadt ziviler, sicherer, begehrter gemacht haben. 1500 Seelen zählt sie um 1660.

Und so nimmt Manhattan deutsche, skandinavische, niederländische Lutheraner auf; aus Frankreich Katholiken; englische Täufer und Quäker, die aus ihrer Heimat und danach auch aus den Neuengland-Kolonien vertrieben wor-

die Stadt allein. Im Herbst 1655 zieht der Einbeinige persönlich an der Spitze einer aus sieben Kriegsschiffen bestehenden Flotte an den Delaware. Dort leben inzwischen rund 400 schwedische Pelzhändler und Tabakbauern, die Erben Minuits. Stuyvesant überfällt die zwei wichtigsten Forts – und die Schweden ergeben sich, ohne auch nur einen Schuss abzufeuern.

Neu-Schweden ist gefallen. Die meisten Siedler dürfen bleiben, doch das Land untersteht nun wieder der Westindien-Kompanie: Stuyvesant hat das koloniale Abenteuer der Skandinavier für immer beendet.

Welch ein Triumph! Zudem trägt um 1660 auch Nieuw Amsterdam, endlich, seinen Namen zurecht: Jetzt säumen steinerne Giebelhäuser eine Gracht, Kähne und Galeonen dümpeln im Hafen, die Spitze der calvinistischen Kirche ragt in den Himmel, auf einer Anhöhe drehen sich die Flügel einer Windmühle: Klein-Holland in der amerikanischen Wildnis.

Doch das bleiben letztlich Äußerlichkeiten. Denn die Menschen hat Stuyvesant nicht verändert, im Gegenteil: Gerade weil er erfolgreich ist, werden sie, so mag es ihm scheinen, immer ungebärdiger, rebellischer, gottloser.

Er muss etwas unternehmen. „Wir sehen und erfahren die große Unordnung, der sich manche unserer Bürger hingeben, indem sie bis zum Exzess trinken, streiten, kämpfen, schlagen, selbst am Ruhetag des Herrn“, hat Stuyvesant schon wenige Tage nach seiner Ankunft verkündet.

Auf seine Anordnung hin haben nun alle Tavernen zur neunten Abendstunde zu schließen, am Sonntag dürfen sie nach wie vor überhaupt nicht öffnen, an Indianern keinen Alkohol verkaufen. Wirte, die sich nicht daran halten, verlieren ihre Schanklizenz. Raufbolden droht er ein halbes Jahr Strafarbeit bei Wasser und

den sind. Und sefardische Juden, die aus Brasilien fliehen.

Die aber sind für Stuyvesant allesamt Sünder. Die ersten Täufer und Quäker, die in seiner Stadt predigen, lässt er in den Kerker werfen, auspeitschen und mit Schiffen nach Neuengland oder Europa deportieren.

An seine Vorgesetzten bei der Kompanie in Amsterdam schreibt er nach der Landung der ersten Juden 1654 – zwei Händler aus den Niederlanden, dann 23 erschöpfte Flüchtlinge aus Brasilien – einen Brandbrief: „Wir beten in dieser Sache mit tiefstem Ernst für uns selbst wie für unsere Gemeinschaft, dass Euer Ehren diesem betrügerischen Volk – solch hasserfüllten Feinden und Lasterern des Namens Christi – nicht länger erlaubt, diese neue Kolonie zu infizieren und ihr Ärger zu bereiten.“

Nicht überliefert, aber durchaus vorstellbar, dass Stuyvesant einige Monate darauf einen Wutanfall bekommt, als er das Antwortschreiben der Amsterdamer Direktoren liest: Die Juden dürfen bleiben, „vorausgesetzt, dass die Armen unter ihnen nicht eine Last werden für die Kolonie oder die Kompanie, sondern von ihrem eigenen Volk unterstützt werden“.

Vielleicht ist es ja tatsächlich die religiöse Toleranz der fernen Unternehmsherren, die zu dieser Entscheidung führt. Wahrscheinlicher aber ist, dass sie einfach nüchtern rechnen: Amsterdamer Juden haben, wie Stuyvesant lesen muss, „eine große Menge Kapital in die Aktien dieser Gesellschaft investiert“.

Der Generaldirektor tut, wie ihm befohlen: Er lässt alle „Häretiker“ in Nieuw Amsterdam leben, gestattet ihnen auch, ihre religiösen Zeremonien privat zu feiern – mehr jedoch nicht. Niemals wird er den Juden eine Synagoge, den anderen christlichen Gemeinschaften eigene Kirchen genehmigen.

Und so schafft sich Stuyvesant Feinde: bei den Zechern und denjenigen, die vom Alkohol, der Prostitution, dem illegalen Handel mit den Indianern profitie-

Und den werden schließlich die Engländer liefern.

ren. Bei denen, die nicht an Gottes Lehre in Calvins strenger Auslegung glauben (wohl die Hälfte der Bevölkerung). Bei den Schmugglern, die er von Amts wegen verfolgt. Bei den Soldaten und Angestellten, denen er eiserne Disziplin einpflanzen will. Schließlich sogar bei den wohlhabenden Händlern Nieuw Amsterdams, deren Selbstbewusstsein mit ihrem Vermögen wächst: Sie wollen sich nicht länger autoritär regieren lassen, wollen einen Stadtrat bilden, wollen ihre Kolonie zu einem vollwertigen Teil der Niederlande machen, der Regierung in Den Haag unterworfen und niemandem sonst – schon gar nicht der Westindien-Kompanie und deren starrem, strengem Generaldirektor.

Bereits 1649 wird in Amsterdam ein anonymes Pamphlet gedruckt: Stuyvesant sei zu seinen Untergebenen so „zurückhaltend wie ein Wolf unter Lämmern“, er sei „nicht einmal in der Lage, über türkische Sklaven auf einer Galeere zu herrschen und noch viel weniger über freie Christen“.

Selbst Stuyvesants eigener Stellvertreter vertraut in einem Brief einem Freund an: „Unser Moskauer Großfürst macht weiter wie gehabt, er hat etwas Wölfisches; je älter er wird, desto eher ist er geneigt zuzuschnappen.“

„Wir beziehen unsere Autorität von Gott und der Westindien-Kompanie“, hat Stuyvesant schon zu Anfang seiner Amtszeit den Bürgern Nieuw Amsterdams verkündet, „und nicht von der Laune einiger ignoranter Untertanen.“ Manche, die ihn kritisieren, werden eingekerkert, mit hohen Geldstrafen belegt oder für Jahre aus der Kolonie verbannt. Eine Mitbestimmung des „Pöbels“ lässt er nicht zu.

Da aber andererseits seine Soldaten undiszipliniert bleiben und seine Gegner so zahlreich sind, dass er nicht alle weg-schicken oder einsperren kann, herrscht er schließlich mit stets bedrohter Autorität über eine zornige Bevölkerung, der nur noch eines fehlt: ein Anlass zur Rebellion.

Zwar leben ausgerechnet die Tabakbarone Virginias in guter Nachbarschaft mit der fast anarchischen Handelsstadt Nieuw Amsterdam und lassen ihre kostbare Fracht zeitweilig über deren Hafen nach Europa verschiffen. Neuenglands Puritaner aber hassen die zügellose niederländische Enklave. Zudem ist deren Territorium gutes Farmland, und da in Neuengland bereits mehr als zehnmal so viele Weiße wie in Nieuw Nederland leben, ist Stuyvesants Reich für die englischen Siedler sehr begehrenswert.

Darüber hinaus ist Manhattan mit seiner Lage am Hudson und am Meer weit aus günstiger gelegen für den Pelzhandel mit den Indianern des Binnenlandes als jede Stadt Neuenglands. Solange die Puritaner Nieuw Amsterdam nicht unter Kontrolle gebracht haben, werden sie mit dem Fellhandel keine großen Profite einstreichen können.

Deshalb plant der Gouverneur der benachbarten Kolonie Connecticut schon seit Jahren eine Invasion des niederländischen Territoriums. Und in London haben König Karl II. und seine Berater längst die Niederlande mit ihrer großen Handelsflotte und ihren weltweiten Faktoreien als gefährlichsten Rivalen der aufstrebenden Seemacht England ausgemacht.

Zudem will nun der Herzog von York, der jüngere Bruder des englischen Monarchen, die instabile Situation in Nordamerika ausnutzen, um seine persönliche Machtstellung zu stärken.

Der Herzog ist jung, energisch, gierig, als Chef der Admiralität vertraut mit Problemen der Marine wie der Strategie – und als einer der größten Landbesitzer des Reiches vermögend genug, um ein Abenteuer aus eigener Tasche zu finanzieren.

Mitte März 1664 lässt sich der hochadelige Draufgänger von seinem Bruder per königlicher Order praktisch das gesamte Land zwischen dem Delaware-Fluss und Neuengland übertragen – also ganz Nieuw Nederland. Anschließend finanziert er die Ausrüstung von vier

Kriegsschiffen und 2000 Soldaten, die er unter dem Kommando von Colonel Richard Nicolls gen Westen entsendet.

Erst Anfang Juli erfährt Stuyvesant über Händler und Diplomaten, dass sich die Flotte der Küste Nordamerikas nähert. Der Generaldirektor ist alarmiert. Dass ihm die Neuengländer das Land rauben wollen, weiß er schon lange. Doch erhalten die feindlichen Nachbarn nun Verstärkung aus ihrem Mutterland?

Ende des Monats, die englische Flotte hat bereits in Boston angelegt, erhält der Generaldirektor ein offizielles Schreiben von seiner Kompanie. Doch die Direktoren warnen ihn nicht etwa vor den Engländern: Nicolls, so ihre Informationen, solle lediglich in Neuengland nach dem Rechten sehen. Von einer Gefahr für Nieuw Nederland könne keine Rede sein.

Auch wenn Stuyvesant noch immer nichts Genaues weiß: Diese Leichtgläubigkeit kann er nicht teilen. Und so schreibt er wieder einmal einen Brief an seine Vorgesetzten. Warnt vor den englischen Plänen, schildert den erbärmlichen Zustand des eigenen Forts, bittet um zusätzliche Soldaten, um Geschütze, um Schießpulver, um Vorräte.

Vergebens.

Denn die Westindien-Kompanie ist eben kein Staat, sondern eine Firma – eine Firma mit hohen Schulden und wenig Einnahmen, gerade aus Nieuw Nederland. Also mag keiner der hohen Herren zu Amsterdam Geld investieren in Schiffe, Pulver und Soldaten. Damit sitzt Stuyvesant in der Falle.

Wie ohnmächtig er ist, das erfährt er nur Tage darauf. Als ein Bürger Nieuw Amsterdams öffentlich davon spricht, dass die Stadt bald englisch werde, lässt ihn Stuyvesant verhaften und ordnet an, ihn mit einem um den Hals gehängten Schild als „Störer der öffentlichen Ordnung“ an einen Pfahl vor dem Stadthuys zu binden. Doch die Strafe wird nicht vollstreckt, sondern in eine Geldbuße von 100 Gulden verwandelt – wohl ein Indiz dafür, dass selbst Stuyvesants



Stuyvesant gibt im Konflikt mit den Briten schließlich nach, liefert Nieuw Amsterdam an die Belagerer aus und verlässt die Stadt am 8. September 1664 an der Spitze seiner Soldaten. Fortan lebt er als einfacher Bürger auf Manhattan, wo er auch 1672 stirbt. Da haben die Eroberer die Siedlung längst nach dem Bruder des englischen Königs umbenannt – in New York (Farbstich von Charlex X. Harris, 1908)

Beamte die bald zu erwartenden neuen Herren durch harsche Urteile nicht ungnädig stimmen wollen.

Und schließlich schlägt Nicolls zu.

Dienstag, 26. August 1664. Die englische Flotte segelt an der Küste Long Islands entlang in Richtung Manhattan. Am westlichen Ende der Insel lässt Nicolls einen Trupp Soldaten an Land setzen. Die „Rotröcke“ nehmen die Fährstation bei Breuckelen im Handreich, kein Schuss fällt. Kurz darauf

besetzen Soldaten seiner Flotte auch Staten Island, wo nur ein paar Farmer leben, die sich nicht wehren. Dann gleiten die Segler zu den Narrows, der Meerenge am Eingang zur Bucht vor Manhattan – Nieuw Amsterdam ist damit vom Meer abgeschnitten, kein Schiff kann mehr heraus oder hinein, kein Bote könnte jetzt noch Amsterdam erreichen. Ein paar Niederländer, die von Long Island aus nach Manhattan übersetzen wollen, werden in ihrem Boot gefangen genommen, ebenso einige Sklaven, die mit einem anderen Kahn in der Bucht unterwegs sind.

Samstag, 30. August 1664. Per Boten sendet Nicolls Stuyvesant eine Kapitulationsaufforderung: „Im Namen Seiner Majestät verlange ich, dass die Stadt, gelegen auf der Insel, die man gemeinhin Manhatoes nennt, sich unter Ihrer Majestät Autorität und unter meiner Hände Schutz begibt. Ich garantiere und sichere jedermann seinen Besitz, sein Leben, seine Freiheit.“

Wer sich dem widersetze, müsse „die Schrecken des Krieges erwarten“.

Der englische Gouverneur Connecticuts, der mit Nicolls gereist ist, schreibt kurz darauf einen persönlichen Brief an Stuyvesant und bittet ihn ebenfalls, die Bedingungen zu akzeptieren.

Generöse Bedingungen sind es ja auch alles in allem – und gerade deshalb unannehmbar für den Generaldirektor. Denn Stuyvesant weiß, dass die meisten Einwohner seiner Stadt diese Bedingungen sofort akzeptieren würden, denn sie wären besser gestellt als zuvor.

Die „Freiheit“, die Nicolls verspricht, ist ja eine doppelte: Politisch könnten die Bürger unter den Engländern in Zukunft ihre Stadträte und Beamten

fern Long Islands bekannt gegeben – und manche Niederländer schaffen es doch an den englischen Kontrollbooten vorbei bis nach Nieuw Amsterdam. Sie berichten bald von dem großzügigen Angebot.

Dienstag, 2. September 1664. Stuyvesants Zeit verrinnt. Er harrt im Fort aus und muss dem Engländer nun antworten. Zugleich hört er von den Gerüchten, die in der Bevölkerung umlaufen, von ihrer Hoffnung auf einen milden Frieden, von ihrer Untreue zur Westindien-Kompanie. Was kann er noch tun, womit kann er drohen?

In einem langen Schreiben an Nicolls begründet Stuyvesant den Rechtsan-

Als Antwort auf diese Botschaft erhält er das letzte Ultimatum von „zweimal 24 Stunden“.

Doch was Gnadenfrist und Bedenkzeit sein sollte, wird für Stuyvesant zum Debakel, zur politischen und persönlichen Demütigung. Denn seine eigenen Bürger werden rebellisch.

Donnerstag, 4. September 1664. Beamte der Kompanie haben in Stuyvesants Auftrag die (lächerlich geringen) Getreidevorräte sämtlicher Bäcker registriert. Ein klares Signal, dass der Generaldirektor seine Stadt auf eine Belagerung einrichtet. Im Stadthuys strömen Menschen zusammen: Erregung, Angst, Zorn. Warum soll man kämpfen? Haben nicht die Engländer großzügige Versprechungen gemacht? Was genau bieten die Feinde an?

Schließlich marschieren einige Beamte ins Fort, stürmen Stuyvesants Büro und fragen: Was hat der Gouverneur Connecticuts geschrieben?

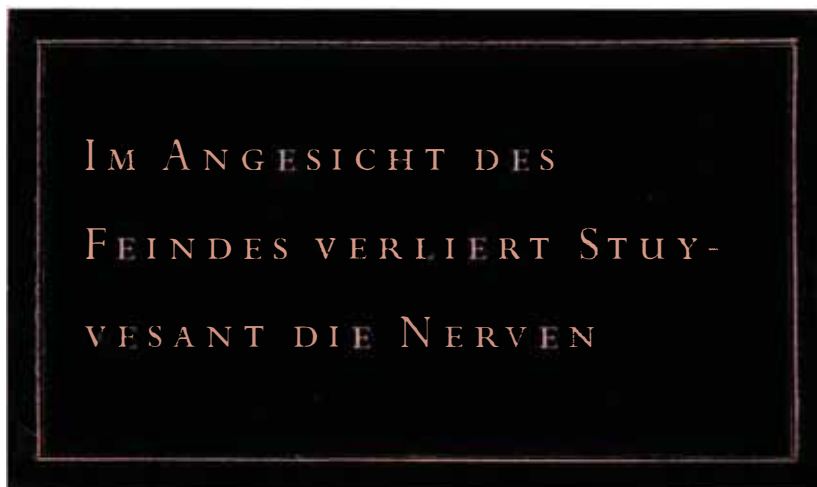
Der Generaldirektor, aufbrausend, doch offenbar am Ende seiner Nervenkraft, greift sich den Brief des Gouverneurs von seinem Schreibtisch, als die Protestierenden sein Büro stürmen – und zerreißt ihn kurzerhand vor deren Augen.

Die Abgesandten ziehen zornig ab – und Minuten später streikt die Stadt. Kein Bürger arbeitet mehr an den Befestigungen, auf den Gassen und Plätzen laufen immer mehr Menschen zusammen. Kämen jetzt die englischen Soldaten, wohl niemand würde auf sie schießen. Nieuw Amsterdam befindet sich in offener Rebellion.

Und das Ultimatum ist fast abgelaufen, Nicolls' Schiffe haben schon unmittelbar vor Manhattan Position bezogen.

Jetzt flehen selbst Stuyvesants letzte verbliebene Ratgeber ihn an, sich persönlich zum Stadthuys aufzumachen und die Situation irgendwie unter Kontrolle zu bringen. Der Generaldirektor hinkt denn auch quer durch die Stadt.

Doch er kommt kaum zu Wort. Beleidigungen, Schreiereien, Durcheinander.



selbst wählen – so wie in Londons anderen nordamerikanischen Kolonien; sie wären unabhängig von der Westindien-Kompanie. Und religiös wären sie auch freier, weil viele Gemeinden, beispielsweise die Lutheraner, Stuyvesants strenge calvinistische Einschränkungen überwinden und etwa eigene Gotteshäuser errichten könnten.

Also lässt Stuyvesant seinem Feind per Boten ausrichten, er benötige einen Tag Bedenkzeit – und versucht im Übrigen, Nicolls' Ultimatum und den Brief des Gouverneurs geheim zu halten.

Doch der Colonel hat den Inhalt seines Schreibens per Anschlag in den Dör-

sprung der Kompanie auf das Land – wohl eher eine Rechtfertigung für sich, seine Firma und die Nachwelt als ein echtes Argument, mit dem er die Invasoren noch von ihrem Plan abzubringen hofft.

Vage droht er zudem mit „weiteren Schwierigkeiten in Europa“ – als ob er, der Isolierte, sicher sein könnte, dass die Niederlande wegen eines kaum profitablen fernen Landstrichs einen ihre Existenz gefährdenden Krieg entfesseln würden.

Also bleibt ihm nur die trotzig Drohung mit dem „gnadenreichen und nicht weniger gerechten Gott, durch den alle Dinge im Lot bleiben, selbst mit wenig Macht und Mitteln, ja auch ohne Mittel, ganz so wie mit einer großen Armee“.

Stuyvesant will kämpfen.

Eines nur wird in den erregten Minuten klar: Kein Bürger wird noch einen Finger krümmen, ehe nicht der Inhalt jenes so provozierend zerrissenen Briefes bekannt ist.

Welche Demütigung! Stuyvesant schickt einen Helfer in sein Büro, der die Fetzen zusammenklebt. Ein Sekretär übersetzt das Schreiben vom Englischen ins Niederländische. Am Nachmittag wird der Text laut im Stadthuys verlesen – und damit ist Stuyvesant klar, dass er Nieuw Amsterdam verloren hat. Denn nun wird erst recht kein Bürger mehr im Kampf Leben und Besitz riskieren, wenn ihm beides von Nicolls garantiert wird.

Da erklimmt er – erstaunlicherweise unbehelligt von der Menge – den Wall des Forts und stellt sich neben die schussbereite Kanone.

Denn noch unterstehen ihm ja die paar Dutzend Soldaten, noch kommandiert er diese Festung. Möglich, wahrscheinlich sogar, dass ihm trotz ihrer liederlichen Disziplin wenigstens einige Soldaten gehorchen. Noch könnte Stuyvesant in einer letzten, heroischen Geste das Feuer eröffnen, könnte den Engländern wenigstens symbolisch die Stirn bieten – und mit deren Gegenfeuer dann eine Art Strafe auf seine eigenen verräterischen Bürger heraufbeschwören.

Diese Bürger, zusammengelaufen auf dem Marktplatz und der Paerlstraet, blicken zu dem Einbeinigen auf dem Wall hoch. Wie lange, das ist nicht überliefert. Ein paar Minuten werden es vielleicht sein, doch gut möglich, dass es den Starrenden wie Stunden vorkommt. Was wird Stuyvesant tun?

Da steigen, verfolgt wohl von hundert Augenpaaren, zwei calvinistische Pastoren auf den Wall, Vater und Sohn. Ein kurzes Gespräch dort oben, niemand versteht ein Wort. Dann nehmen die Geistlichen den Generaldirektor in ihre

Mitte, jeder umfasst einen Arm, und führen ihn hinab, weg von der Kanone. Sanft sieht das aus und irgendwie traurig.

Nieuw Amsterdam fällt schließlich ohne einen einzigen Schuss. Stuyvesant schickt Briefe an Nicolls, verhandelt noch ein wenig um Zeit und Modalitäten, schindet ein, zwei Tage heraus.

Am 8. September segeln die Soldaten der Kompanie unbehelligt auf einem Schiff ab. Rotröcke marschieren in die Stadt, Nicolls besetzt das Fort. Das eroberte Land und die eingenommene Stadt benennt er nach seinem hochwohlgeborenen Auftraggeber. Und so schreibt er an jenem Nachmittag vom Fort aus einen Brief, in dem er seinen Triumph verkündet. Gezeichnet mit „in New Yorke auf der Insel von Manhatoes“.

New York ist fortan britische Kolonie. Tatsächlich hält Nicolls sein Versprechen: Niemand verliert Leben oder Eigentum. Dennoch wandelt sich die Stadt in den Jahren danach, weil immer mehr englische Händler hinzuziehen und schließlich Kommerz und lokale Politik bestimmen.

Nach und nach werden die holländischen Giebelhäuser niedergerissen und durch großzügige englische Bauten ersetzt. Neben der calvinistischen Kirche errichten Gläubige bald andere Gotteshäuser. Immer mehr neue Bürger siedeln sich nun auch weiter nördlich an, jenseits des von Stuyvesant aufgeschichteten Walls.

New York wird zur englischen Stadt – und bleibt sich doch gleich, wenn auch tausendmal umgeformt. Denn Manhattan ist, wie schon zu Stuyvesants Zeiten und davor, Ziel der Abenteurer und Flüchtlinge, ist Marktplatz, Hafen und Taverne eines erwachenden Kontinents.

Und Stuyvesant? Der bleibt zunächst in der Stadt, reist 1665 aber nach Amsterdam, um sich vor seinem Arbeitgeber zu rechtfertigen. Inzwischen liegen die Niederlande und England tatsächlich im Krieg, wegen des Landraubes in Nordamerika ebenso wie wegen ihrer Handelskonkurrenz in der Karibik, in Afrika und Asien. Der ehemalige Generaldirektor gelangt aber unbehelligt nach Europa.

Ein „Lügner“ sei er, gar ein „Feigling“, schimpfen die Direktoren der Westindien-Kompanie, die ihren langjährigen Musterangestellten nun zum Sündenbock machen. Sie fordern ein Gerichtsverfahren. Stuyvesant verteidigt sich empört, weist auf seine dringenden Bittbriefe und die Passivität der Zentrale hin.

Am Ende verläuft der Streit im Sand. Der Krieg geht 1667 für Niederländer und Engländer mit einem Friedensvertrag aus. Darin schieben die zwei Großmächte Kolonien hin und her, ordnen Häfen und Märkte zu.

New York bleibt in den Händen Seiner Majestät – wohl auch deshalb, weil kein Niederländer die wenig profitable Kolonie wiederhaben will. Stattdessen entscheiden sich die Direktoren der Westindien-Kompanie dafür, sich die vielversprechenden Zuckerrohrplantagen im südamerikanischen Surinam zu sichern.

Manhattan geben sie klaglos auf.

Stuyvesant kehrt 1668 nach New York zurück. Jahre zuvor schon hat er sich nördlich der Stadt eine *bouwerie* gekauft, eine große Farm. Dort lebt er fortan mit seiner Frau, seinen beiden Söhnen und 40 Sklaven – er ist der größte Sklavenhalter vor Ort. Eine kleine Kapelle gehört zum Anwesen, ein calvinistisches Gotteshaus, schlicht und streng.

Im Februar 1672 stirbt Stuyvesant auf seinem Anwesen.

Kein Bauwerk zeugt heute mehr von jenem Mann, der die Stadt am Hudson in ihren Gründungsjahren so prägte wie niemand sonst, keine Kirche und kein Haus, auch die Windmühle und das morsche Fort sind längst verschwunden.

Nur wenige Ortsnamen sind geblieben. So erhebt sich noch heute dort, wo einst Petrus Stuyvesants Privatkapelle stand, eine Kirche, Ecke Tenth Street und Second Avenue: St. Mark's Church in-the-Bowery. □

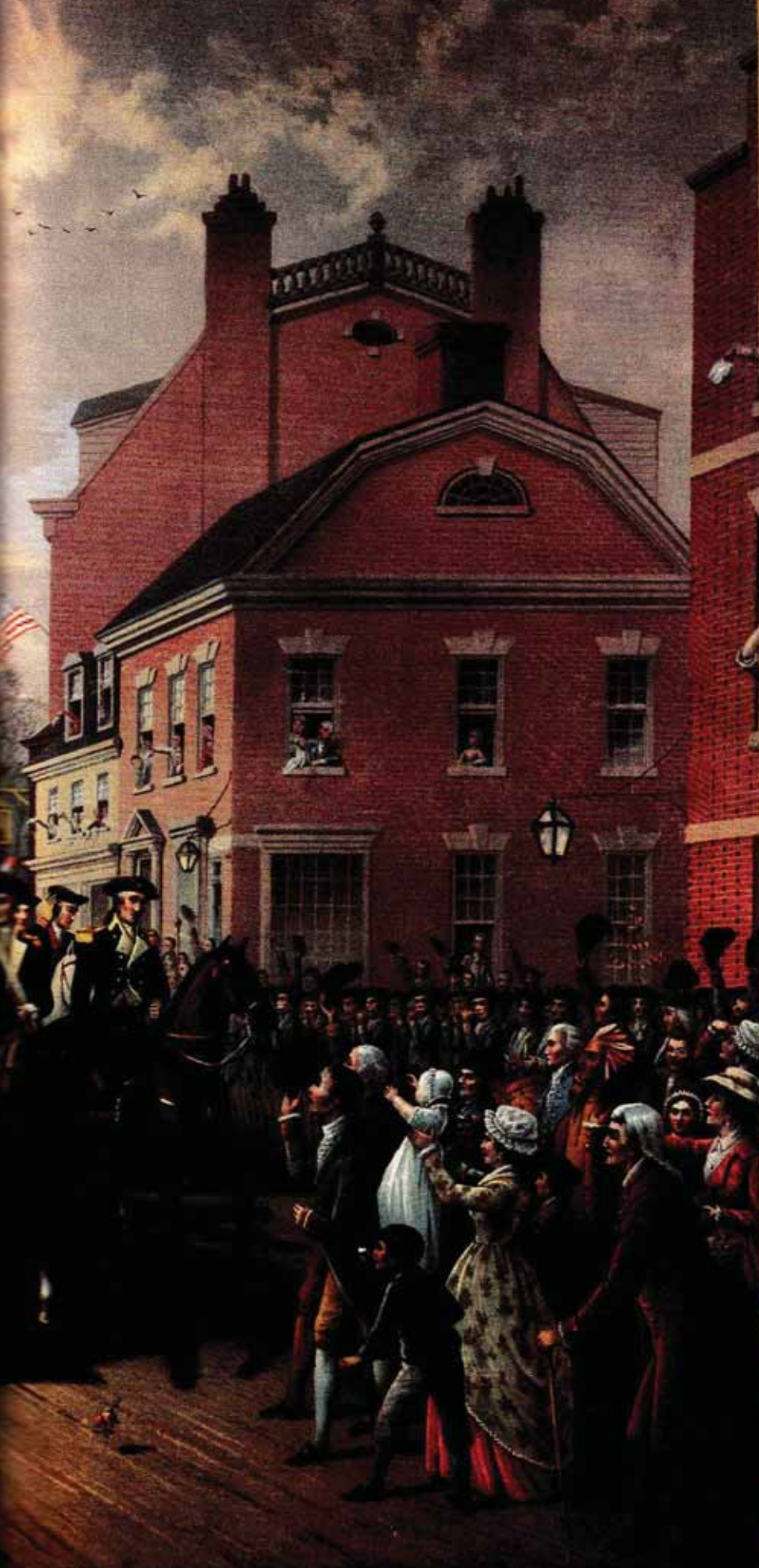
*Literatur: Russell Shorto, „New York –
el in der Mitte der Welt“, Rowohlt;
gut geschriebene Darstellung der
erländischen Phase New Yorks.
H. Kessler und Eugene Rachlis,
„Peter Stuyvesant and His New York“,
dom House; fast 50 Jahre alt,
noch immer noch die beste Biografie
des Generaldirektors.*

Cay Rademacher, 43, der Geschäftsführende
Redakteur von GEOEPOCHÉ, hat amerikanische
Geschichte studiert.

GEGEN KÖNIG UND EMPIRE

VON REYMER KLÜVER





Ein Jahrhundert lang ist New York britische Kolonie und steigt auf zur Handelsmetropole. Doch 1765 kommt es wegen einer neuen Steuer zum Konflikt mit dem Mutterland, der zu offener Rebellion eskaliert. Die Stadt am Hudson wird zur strategisch wichtigen Bastion im folgenden Krieg um Unabhängigkeit. Als die Briten sie im Herbst 1776 besetzen, greift George Washington, Oberbefehlshaber der amerikanischen Truppen, zu einem riskanten Mittel: Spionage

Ende eines jahrelangen Kampfes: George Washington, amerikanischer Oberbefehlshaber, zieht am 25. November 1783 in New York ein. Die britische Kolonialzeit ist vorbei (Lithographie von E. P. & L. Restein, 1879)

Es ist ein Uhr mittags, als sich die Truppe endlich in Bewegung setzt – 900 Mann, der Rest einer siegreichen, aber abgekämpften Armee. „Schlecht gekleidet und wettergegerbt“ sind sie, bemerkt ein Augenzeuge. Doch das spielt jetzt keine Rolle, nicht in der Stunde des Triumphs, da Amerikas Soldaten Einzug halten in New York. Am Schicksal dieser Stadt hat sich das Schicksal der jungen Nation entschieden.

George Washington, der Oberbefehlshaber der amerikanischen Armee, reitet auf einem Schimmel voran. Der General hat den Hut gezogen. Eine Geste der Demut des Befreiers vor der befreiten Stadt. Die Menschen hängen in den Fenstern, schwenken weiße Tücher, drängen sich am Straßenrand. In brausenden Jubel brechen sie aus, fröhlich lärmend rufen sie „Hurra!“. Hurra, nach den Jahren der Unterdrückung und Entbehrungen.

Frenetisch klatschen sie in der Euphorie der Stunde, werfen Lorbeerkränze in den Straßendreck, sobald die Prozession der müden Krieger sich nähert. Kanonen donnern. Alle Kirchenglocken läuten. Zum ersten Mal seit sieben Jahren.

Der 25. November 1783 ist ein strahlender Tag in Manhattan. Vom Stadtrand an der Bowery marschiert die Truppe

zum Broadway, und eine Abteilung zieht weiter in Richtung Battery, einem Geschützstand, auf dem nun Amerikas Farben im kühlen Wind flattern. 13 weiße und rote Streifen. 13 weiße Sterne auf blauem Grund.

Es ist dies das glückliche Ende eines Dramas, das fast 20 Jahre zuvor genau hier begonnen hat – mit einem Aufstand der Straße und dem ersten Akt offener Rebellion in den britischen Kolonien. Eines Dramas, in dem New York zum Epizentrum des erbitterten Ringens mit dem Mutterland wurde und das für die



Stadt Krieg, Besetzung und beinahe die völlige Zerstörung mit sich brachte.

Und den ersten Spionagefall in der Geschichte der Vereinigten Staaten: Agenten, von höchster Stelle instruiert, schmuggelten in unsichtbarer Tinte geschriebene Briefe, berichteten in geheimem Code, den die Gegner niemals zu entschlüsseln vermochten, riskierten ihr Leben. Auch dank ihres Einsatzes konnte New York schließlich die Kolonialherrschaft abschütteln.

Mehr als 100 Jahre sind die Briten bis dahin die Herren New Yorks gewesen –

von 1664 an, als sie Petrus Stuyvesants Kolonie Nieuw Amsterdam übernehmen und nach dem Duke of York, dem Bruder des Königs, umbenennen (siehe Seite 28). Ein Gouverneur herrscht nun als Vertreter der Krone am Hudson River, gebietet über koloniale Beamte, beruft den Bürgermeister, der die Regierungsgeschäfte führt.

Der Wechsel vollzieht sich allmählich. Etwa zwei Generationen dauert es, bis aus dem heruntergekommenen niederländischen Handelsplatz ein florierender britischer Kolonialhafen wird: Erst 1691 führen die neuen Machthaber englisches Recht ein, englische Maße im Jahr 1703.

Wer in New York Geschäfte machen will, muss nun vor allem gute Beziehungen zum britischen Mutterland haben. Und so drängen englische Kaufmanns-

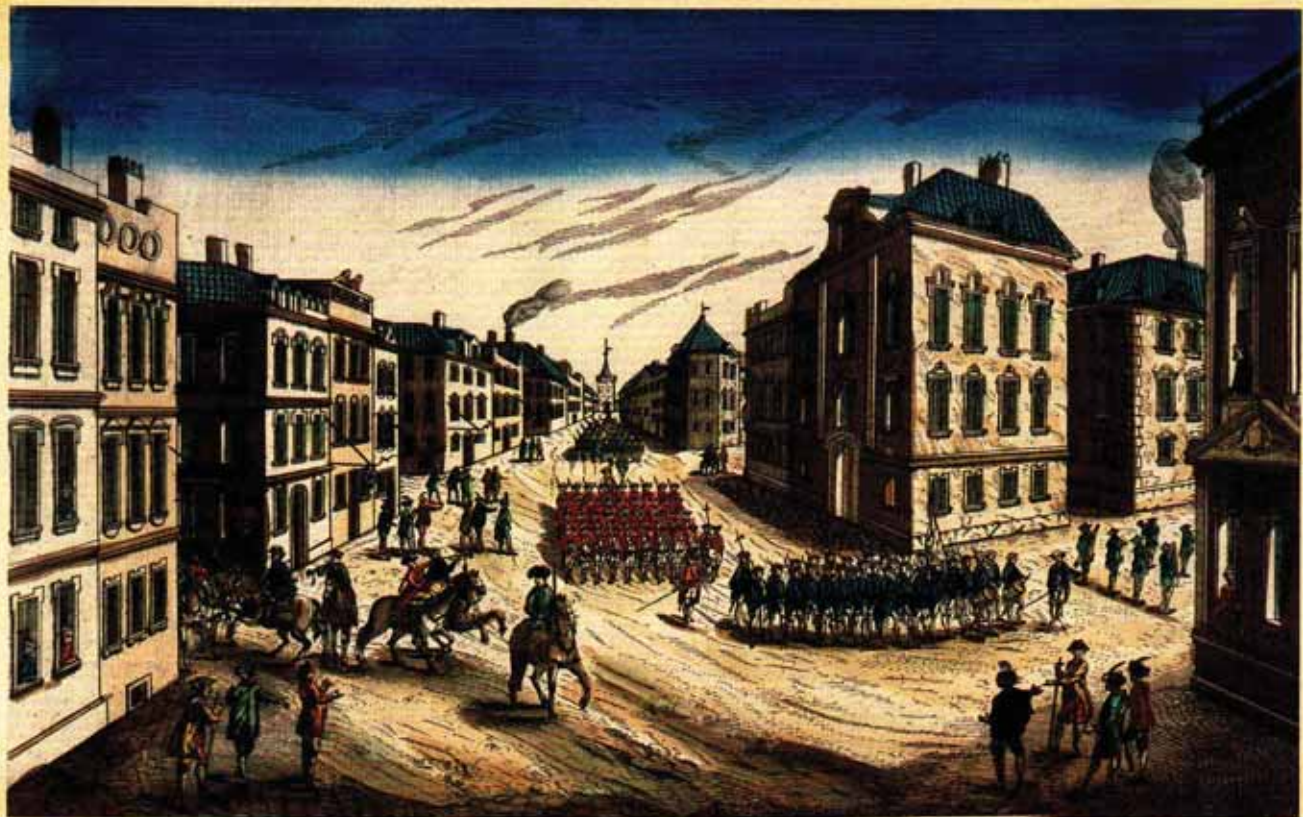
dynastien die alten niederländischen Familien nach und nach in die zweite Reihe. Schon bald sind die reichsten New Yorker fast alle englischer Herkunft.

Für die Stadt ist es eine Zeit kontinuierlichen wirtschaftlichen Aufstiegs. Anfangs ist New York für die Engländer kaum mehr als ein Regionalhafen, den transatlantischen Handel dominieren die Kaufleute in Boston. Das ändert sich in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts.

New Yorker Frachtsegler versorgen nun dank des fruchtbaren Hinterlands

Unter britischer Herrschaft entwickelt sich New York zum großen Seehafen. Dank seines fruchtbaren Hinterlandes sowie geschickter Kaufleute, die Handelskontakte innerhalb des Empire nutzen, landen hier häufig englische Frachtsegler (Gemälde von 1756)





Nach der Unabhängigkeits-
erklärung der USA besetzen britische
Soldaten im September 1776 New
York – und werden ab Sommer 1778
ihrerseits von amerikanischen Truppen
belagert. Bald muss die Stadt von
Irland aus per Schiff versorgt werden.
Wer hinein will, braucht einen Passier-
schein oder muss sich an den Militär-
patrouillen vorbeischieben

„Weil die Geschäfte sehr profitabel
für England sind“, berichtet der spätere
Vizegouverneur Cadwallader Colden
1723 stolz an die Kolonialbehörden in
London, „hat diese Provinz einen be-
trächtlicheren Anteil als alle anderen am
Handel in Seiner Majestät Dominions.“

New Yorks Selbstvertrauen nimmt
mächtig zu. Die Stadt ist nun ein Juwel

und der Farmen auf Long Island die
profitablen Zuckerinseln der Briten in
der Karibik mit allem Nötigen.

Zudem schicken Kaufleute aus Man-
hattan ihre Schiffe über den Ozean nach
Afrika, handeln Rum gegen Sklaven,
die sie wiederum auf den karibischen
Eilanden losschlagen. Und sie treiben
illegalen Handel mit den westindischen
Inseln der Franzosen. Auch der Schmug-
gel macht New York reich. Der Gou-
verneur, von den Kaufleuten bestochen,
duldet ihn.

Die Stadt wird neben Boston und
Philadelphia zur wichtigsten Handels-
metropole in Nordamerika. Zwischen
1715 und 1737 nehmen die Importe aus
Großbritannien um mehr als 50 Prozent
zu. Der Hafen wird ausgebaut.

im Empire der britischen Krone. Nichts
dokumentiert diesen Aufschwung besser
als der Wandel der Wall Street an der
Südspitze Manhattans. Als die Briten
kommen, ist sie ein schmaler Trampelp-
fad an den äußeren Befestigungsanla-
gen der Stadt. Dann lässt der Stadtrat den
alten Wall schleifen, um neues Bauland
für die wachsende Metropole zu erschlie-
ßen, und die Straße pflastern.

Das neue Rathaus wächst an der Wall
Street empor sowie die Trinity Church,
die erste Bischofskirche der Stadt. In der
Nähe des Gotteshauses eröffnet ein Café,
eine Zuckerraffinerie, ein Markthaus, ein
Sklavenmarkt. Die Straße liegt nun im
Zentrum einer ruhelosen Stadt.

Gut 5000 Menschen leben um 1700
in New York – 60 Jahre später sind es

NEW YORK IST FÜR DIE BRITEN EIN SCHLÜSSEL

bereits 18000. Keine andere Stadt der Neuen Welt ist so vielsprachig: Außer Engländern und Niederländern leben hier Franzosen, Deutsche, Schotten, Iren, Schweden, Portugiesen.

Und Afrikaner: Nur in Plantagenstaaten wie Virginia halten Weiße mehr Sklaven als in New York.

Nirgendwo sonst in Nordamerika gibt es eine größere religiöse Vielfalt. Zwar gehören die Kolonialbeamten der anglikanischen Kirche des Königs an. Doch dürfen auch Presbyterianer und Quäker offen beten, ebenso Niederländisch Reformierte, Methodisten, Moravianer, Lutheraner, Baptisten, Calvinisten, Anabaptisten, Hugenotten, Juden. Nur den Katholiken bleiben – wie im gesamten britischen Königreich – eigene Kirchen verwehrt.

Mehr als 20 Gotteshäuser stehen in New York. Doch zugleich ist die Stadt unter allen Orten in den britischen Kolonien der lebendigste, der vergnügungssüchtigste. Die Menschen kleiden sich auffälliger als die Landsleute etwa im strengen Boston. Die Kaffeehäuser und Kneipen sind voll, ebenso die Bordelle.

„Holy Ground“ nennen die New Yorker ihren Rotlichtbezirk – das Areal der Freudenhäuser liegt direkt neben der St. Paul's Chapel am Broadway. „Heftig beklagten sich einige der einflussreichsten Einwohner der Stadt bei mir, dass das Werk Gottes in New York seit seiner Gründung nie ausgeführt wurde“, schreibt ein Prediger entrüstet.

Doch dann, 1763, hat der Höhenflug plötzlich ein Ende. Nach dem Siebenjährigen Krieg um die Vorherrschaft in Europa und den Kolonien braucht das Mutterland Geld, um Schulden zu bedienen. Deshalb lässt der König den lukrativen Karibikschmuggel unterbinden.

Im folgenden Jahr erhöht das britische Parlament die Zölle. Und nur wenige Monate später erlässt es ein Abgaben-

gesetz, den *Stamp Act*, und damit die erste Steuer, die Großbritannien in den amerikanischen Kolonien erhebt.

New Yorks Händler sind empört. Am 31. Oktober 1765 versammeln sich mehr als 200 Kaufleute in der „City Arms Tavern“ am Broadway. Sie beschließen, britische Waren bis zur Rücknahme des Stamp Act zu boykottieren – eine unerhörte Herausforderung des Mutterlandes.

Schon bald folgen die Kaufleute in den anderen nordamerikanischen Kolonien ihrem Beispiel. Und überall demonstrieren Handwerker und Farmer gegen die Abgabe, bedrohen Steuerbeamte, brennen Häuser nieder.

Die Proteste zeigen Wirkung. Nach sechs Monaten zieht das britische Parlament die Steuer zurück, verärgert über die Aufsässigkeit der Kolonien, insbesondere New Yorks. In der Stadt läuten die Kirchenglocken.

Ruhe aber kehrt nicht ein. Die *Sons of Liberty*, ein neuer politischer Club, viel radikaler als die bisher tonangebenden Kaufmannsdynastien, führen nun das Wort. Sie sind die Stimme der Handwerker und Seeleute, der Tagelöhner und Dienstboten.

Ihr Ruf nach politischer Freiheit wird immer lauter: „Liberty“ – das ist deutlich mehr als die Parole der Kaufleute. Die haben bislang nur Mitbestimmung im Unterhaus in London verlangt, wenn sie schon bezahlen sollen: „No taxation without representation!“, keine Steuern ohne parlamentarische Vertretung.

Denn Amerikas Bürger sind zwar Untertanen des Königs, sie haben aber weder Sitz noch Stimme im Londoner Parlament.

Im Frühjahr stellen die *Sons of Liberty* mitten in New York einen Freiheitsbaum auf: Symbol ihrer Forderung nach Unabhängigkeit. Als britische Soldaten – wegen ihrer roten Uniformen

redcoats, „Rotröcke“, genannt – den geschmückten Mast niederreißen, kommt es zu Krawallen.

Mit aufgepflanzten Bajonetten gehen Infanteristen gegen die Demonstranten vor. Zum ersten Mal erleben die Bürger New Yorks die Kolonialmacht als Feind.

1774 folgen Gesetze, die die rebellischen Kolonisten zur Raison bringen sollen. In Philadelphia trifft sich erstmals der Kontinentalkongress, die Versammlung der amerikanischen Kolonien. Und der den Briten eigentlich wohlgesonnene New Yorker Rechtsanwalt William Smith notiert in seinem Tagebuch: „Eine allgemeine Abscheu arbeitet in den Leuten. Ich fürchte, wir werden all die Verbundenheit für das Mutterland verlieren, die wir einst in so großem Maße besaßen.“

Die Stadt ist gespalten. Die Loyalisten wollen die Auseinandersetzung mit Großbritannien nicht auf die Spitze treiben. Die Patrioten verlangen, für die Freiheit der Kolonien zu kämpfen.

1775 schießen Milizen der Amerikaner und britische Soldaten vor den Toren Bostons erstmals aufeinander. Es gibt Tote. Der Krieg der Kolonien gegen die Kolonialmacht hat begonnen, der Kampf um Unabhängigkeit.

Ein reitender Bote verkündet die Nachricht vier Tage später, am 23. April, in New York. Es ist ein Sonntag. Sofort organisieren die *Sons of Liberty* die Straße. Eine aufgepeitschte Menschenmenge stürmt das Arsenal der Armee. Die Rotröcke ziehen sich auf ein vor der Stadt ankerndes Kriegsschiff zurück.

In den Straßen patrouillieren nun die Patrioten mit erbeuteten Musketen. Rebellen belagern das Zollhaus. Der Hafen wird geschlossen.

Der britische Gouverneur ist entmachteter. Das Sagen hat jetzt das „Komitee der Einhundert“, eine Ende April gewählte Revolutionsregierung, in der

die radikalen Sons of Liberty gegenüber den gemäßigten Kaufleuten jedoch in der Minderheit sind.

Aber auf der Straße setzen sich, wie in fast jeder Revolution, die radikaleren Kräfte durch. Patrioten jagen Loyalisten, teeren und federn sie. Immer mehr Königstreue fliehen aus New York. Bald ist fast ein Drittel der Bevölkerung fort. „In einigen Straßen sieht es so aus, als sei die Pest durchgezogen“, schreibt ein Pastor, „so viele Häuser sind verrammelt.“

Und in dem ganzen Tumult gewinnt die aufsässige Stadt immer größere Bedeutung für die Militärs beider Seiten. New Yorks strategische Lage zwischen Neuengland und den Staaten im Süden macht es für die Briten zum Schlüsselort für die Niederwerfung der Rebellion.

Der Hafen mit seinem Hinterland ist der ideale Stützpunkt für ihre Flotte. Gelingt es ihnen, New York zu nehmen, können sie den Hudson River hinaufziehen und so einen Keil zwischen die aufbegehrenden Neuengländer und die abtrünnigen Kolonien im Süden treiben.

General George Washington, der neu ernannte Oberbefehlshaber der Amerikaner, sieht das genauso. Deshalb gilt es für ihn, New York mit allen Mitteln zu verteidigen. Mitte April 1776 trifft er in Manhattan ein – mit 10000 Soldaten unter seinem Kommando.

Die Stadt verwandelt sich in ein Militärlager. Nachts herrscht Ausgangssperre. Soldaten heben Gräben aus, schütten Wallanlagen auf. Häuser geflohener Loyalisten dienen nun als Kasernen.

Die Soldaten erleichtern sich in den ausgehobenen Furchen. Das Trinkwasser verschmutzt. Krankheiten breiten sich aus. „In fast jeder Straße stinkt es erbärmlich“, berichtet ein Arzt. Die Zeit der Freiheit beginnt für New York mit Dreck und Seuchen.

Am 4. Juli 1776 dann der endgültige Bruch. In Philadelphia erklären die Kongress-Abgeordneten feierlich die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Amerika. Nur eine Delegation enthält sich: die aus New York.

Sie kann nicht anders. Der *Provincial Congress*, das Revolutionsparlament des Staates New York, hat seine Vertreter angewiesen, nichts zu unternehmen, was die Aussöhnung mit dem Mutterland unmöglich machen würde. Moderate Abgeordnete haben im Kongress von New York nach wie vor mehr Stimmen als die radikalen Sons of Liberty.

John Adams, der spätere US-Präsident, klagt in Philadelphia: „Warum schläft New York? Haben Sie denn gar keinen Verstand? Kein Gefühl? Keine Leidenschaft? Alle anderen Kolonien schreiten schnell voran. Sie scheinen sich eher zurückzuentwickeln.“

Möglicherweise aber zögern die Delegierten aus New York auch deshalb, weil zur selben Zeit eine britische Flotte vor ihrer Stadt aufzieht.

Ein einschüchternder Anblick bietet sich den New Yorkern von den Dächern ihrer Häuser. Die Masten der Schiffe stehen „so dicht wie Bäume im Wald“, merkt ein Zeitgenosse an. „Ich dachte, ganz London war auf den Schiffen.“

Bereits vier Tage vor der Unabhängigkeitserklärung, am 30. Juni 1776, sind die ersten feindlichen Truppen auf Staten Island gelandet. Gut sechs Wochen später ist der Aufmarsch komplett.

427 Segler mit insgesamt 1200 Geschützen ankern vor New York. Zudem führen Versorgungsschiffe noch eine stattliche Anzahl weiterer Kanonen und Mörser mit: „eine Artillerie, bedeutsamer als alles, was bisher ins Feld geführt wurde“, wie ein britischer Admiral stolz notiert. An Bord sind 34000 Soldaten und Matrosen: so viele Menschen, wie in Philadelphia leben, der größten Stadt der jungen Nation.

Es ist eine einzigartige Machtdemonstration – bis zum Ersten Weltkrieg werden die Briten kein größeres Expeditionskorps entsenden. Die Amerikaner haben dem nicht mehr entgegenzusetzen als 100 Kanonen sowie rund 20000 schlecht ausgebildete Soldaten, kaum einer von ihnen schlachterprobt. Darüber hinaus ist mittlerweile ein Viertel der Männer an Typhus und Ruhr erkrankt.

Am 26. August 1776 schlagen die Briten los: In einem nächtlichen Eil-

marsch schließen sie die amerikanischen Truppen ein, die auf einem Höhenzug im heutigen Brooklyn aufmarschiert sind, und greifen sie im Morgengrauen an.

Nur weil Nebel die Sicht behindert, gelingt es Washington, seine fast komplett eingekesselten Männer über den East River nach Manhattan zu retten. Die „Schlacht von Brooklyn“ ist seine erste Niederlage. Kurz darauf befiehlt der General, alle Kirchenglocken aus New York herauszuschaffen – um notfalls aus dem Metall Kanonen zu gießen.

Binnen zwei Wochen vertreiben die Rotröcke Amerikas Soldaten auch von der Insel Manhattan in Richtung Norden. Am 15. September flattert über Fort George der Union Jack. New York ist wieder fest in der Hand der Briten.

Jetzt sind es die Patrioten, die fliehen müssen. Noch am Tag der Invasion beginnen die Besatzer, die Häuser der Rädelsführer der Rebellion zu konfiszieren. Mit den Buchstaben „G.R.“ – für Georgus Rex, König Georg – werden sie als Eigentum der Krone gekennzeichnet. Die Kirchen der Dissidenten machen die Briten zu Gefängnissen.

Nur wenige Tage nach Ankunft der britischen Soldaten bricht im Westen New Yorks ein Feuer aus. Angefacht vom warmen Wind aus Süden, breiten sich die Flammen rasend schnell aus.

Die Häuser mit Dachschindeln aus Zedernholz brennen wie trockenes Stroh.

Als das Ringen um die Unabhängigkeit beginnt, ist New York eine Stadt von etwa 25 000 Einwohnern an der Spitze Manhattans.

Entlang der Wall Street (1) und am Broadway (2) stehen inzwischen prachtvolle Gebäude wie das Rathaus (3), die Trinity Church (4) und die St. Paul's Chapel (5). Fort George (6), die Festung direkt am Hudson River, dient den britischen Besatzungstruppen als Stützpunkt. Die Amerikaner umlagern die Stadt in einem weiten Halbkreis (kleine Karte). Von seinem Stützpunkt in White Plains aus koordiniert George Washington seine Soldaten – und auch Spione, die sich über Long Island ins vollkomm abgeriegelte New York einschleichen (Große Karte: Britischer Plan von 177

In einer Nacht werden gut 1000 Gebäude zerstört, ein Viertel der Stadt. Wie eine gigantische Fackel im Wind brennt auch der höchste Turm New Yorks: das Glockenhaus der Trinity Church, der Kirche des Königs. Ein Menetekel.

Die Besatzer jedenfalls glauben, dass George Washington Brandstifter geschickt hat, doch gibt es dafür keine Anhaltspunkte. Washington selbst schreibt in einem Brief von einem „Unfall“.

Trotz der Zerstörungen kehren Loyalisten zurück in die Stadt. An den Hüten tragen sie als Erkennungszeichen rote Bänder. Wer sein Haus verloren hat, findet Unterschlupf in einer Zeltstadt zwischen den rußigen Brandruinen im Westen New Yorks.

Bald herrscht Wohnungsnot, noch verschärft durch Einquartierungen britischer Offiziere und ihrer Bediensteten. Die Versorgung der Stadt ist schlecht organisiert. Im Jahr nach der Invasion verachtfachen sich die Lebensmittelpreise. Die Mieten steigen um 400 Prozent.

Zudem führen sich die Soldaten der Krone tatsächlich wie Besatzer auf und ziehen betrunken und marodierend durch die Straßen. Selbst Offiziere trauen sich nachts nur mit Leibwächtern vor die Tür. Selten werden Diebstahl, Vergewaltigung oder gar Mord geahndet. Es herrschen Korruption und Gewalt. Die Handelsstadt verkommt zu einer Schwarzmarkt-Metropole des Revolutionskriegs.

New Yorks Lage ist nun fast schon kurios: unter Besatzung und im Belagerungszustand zugleich. Denn amerikanische Truppen stehen seit dem Sommer 1778 im Halbkreis um die Stadt. Sie haben sich nach ihrer Vertreibung aus Manhattan neu gruppiert und die Briten aus New Jersey im Westen der Stadt zurückgedrängt.

George Washington hat sein Hauptquartier vorübergehend in White Plains

nördlich der Stadt aufgeschlagen; von dort aus plant er einen Guerillakrieg. Regelmäßig attackieren seine Soldaten Vorratslager der Briten im New Yorker Hinterland.

Die Stadt ist eingeschlossen. Versorgt werden die Bewohner von Farmen auf dem britisch besetzten Long Island – oder per Schiff. Eine Flotte, die regelmäßig in der irischen Hafenstadt Cork in See sticht, muss alles Lebensnotwendige herbeischaffen: Mehl und Fleisch, selbst Feuerholz und Schuhsohlen für Truppen und Zivilisten. Einige Mutige schmuggeln Güter vom amerikanischen Festland über den Long Island Sound.

Wer die eingekesselte Stadt verlassen will, über den Hudson River in amerikanisches Feindesland oder auch nur über den East River nach Long Island, braucht einen Passierschein und stets einen guten Grund für die Reise, um von den misstrauischen Wachen an den Sperren durchgelassen zu werden.

Einen gewissen Verkehr durch das Niemandsland gibt es also. Dennoch haben die Amerikaner kaum Informationen darüber, was in der strategisch so bedeutsamen Stadt genau vor sich geht. Nichts wissen sie über die Stärke des Feindes, über Truppenbewegungen, über den Nachschub aus Britannien.

Nicht einmal die Namen der wichtigsten Kommandeure kennen sie. New York, die Stadt, die sie umlauern, ist für sie wie ein schwarzes Loch.

George Washington braucht Spione.

Der General hat sein Ziel nie aufgegeben, die Stadt wieder zurückzugewinnen und den Krieg so zu entscheiden. Erste Versuche, Spione hinter die feindlichen Linien zu bringen, sind jedoch auf furchtbare Weise gescheitert.

Am Tag nach dem Großbrand 1776 etwa haben die Briten Nathan Hale ge-

hängt, einen Hauptmann der amerikanischen Armee. Sie hatten ihn in einem braunen Anzug, wie ihn sonst niederländische Lehrer tragen, mit handgeschriebenen Aufzeichnungen über britische Truppenstärken aufgegriffen – und kurzen Prozess gemacht.

Was die Besatzer nicht wussten: Washington hatte den Hauptmann in zwei Treffen persönlich instruiert. Doch das ganze Unternehmen war schlecht geplant und dilettantisch ausgeführt.

Am 7. August 1778 erhält der General einen Brief aus Norwalk an der Küste Connecticuts. Darin erbietet sich ein Mann namens Caleb Brewster, ein ehemaliger Walfänger und Leutnant der amerikanischen Armee, Erkundigungen einzuholen über den Feind in New York.

Washington antwortet am Tag darauf und weist Brewster knapp an, nur präzise Informationen zu beschaffen: „Vage und ungewisse Erkenntnisse sind störender und gefährlicher als gar keine.“

Drei Wochen später schickt Brewster seinen ersten Geheimbrief. Er habe beobachtet, wie drei britische Schiffe – die „Isis“, „Renown“ und „Apollo“ – nach einem Seegefecht mit den Franzosen (die die Amerikaner in ihrem Kampf gegen die Briten unterstützen) schwer beschädigt in den Hafen eingelaufen seien. Habe Zahlen aufgeschnappt über Truppen und Flottenverbände, welche die Briten demnächst Richtung Norden nach Rhode Island schicken wollen.

Washington ist beeindruckt. Der Dragonermajor Benjamin Tallmadge, ein junger Vertrauter des Generals, erhält den Auftrag, gemeinsam mit Brewster systematisch Agenten nach New York einzuschleusen. Schon bald kann er einen ersten Kandidaten präsentieren: Abraham Woodhull, einen Farmer aus seinem Heimatdorf Setauket auf Long

AMERIKANER MIT WERTVOLLEN INFORMATIONEN

Island. Ihn haben die Amerikaner beim Schmuggel verbotener britischer Waren über die Bucht von Long Island erwischt. Aber an seiner patriotischen Gesinnung besteht kein Zweifel. Washington ist einverstanden. Die Fundamente für den ersten Geheimdienst im Auftrag der Vereinigten Staaten sind gelegt.

Sein Name: „Culper Ring“.

Es ist ein merkwürdiger Haufen, der sich da nach und nach unter persönlicher Führung des Oberkommandierenden zusammenfindet. Zu dem wagemutigen Ex-Seefahrer Brewster und dem schneidigen Kavalleriemajor Benjamin Tallmadge gesellen sich ein patriotischer Quäker, ein umtriebiger Gastwirt, ein friedliebender Farmer sowie dessen

Nachbarin, deren Mann die Briten verhaftet haben.

Seinen Namen erhält der Spionagering von Washington: Bei einem Dinner mit Tallmadge am 25. August 1778 tauft er die Truppe „Culper Ring“ – eine Verballhornung des Landkreises Culper in Washingtons Heimat Virginia, in dem er drei Jahrzehnte zuvor als Landvermesser gearbeitet hat.

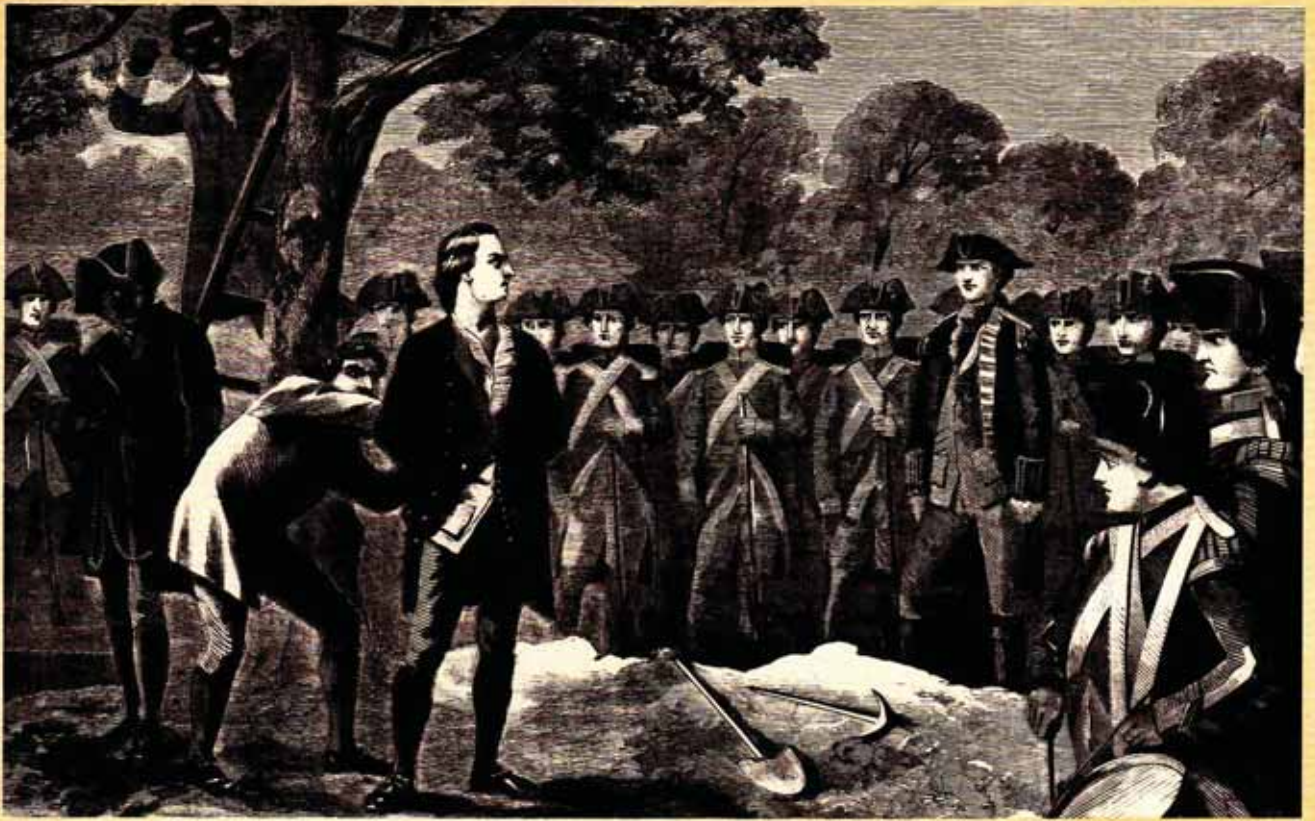
Kurz nach dem Einmarsch der Briten 1776 verwüstet ein Feuer ein Viertel des Stadtgebiets. Soldaten der Krone misshandeln vermeintliche Brandstifter auf den Straßen (unten). Die Besatzer vermuten, George Washington stecke hinter dem Inferno. Doch Beweise haben sie nicht

Dem Farmer Woodhull, den sie auf Spionage-Missionen nach Manhattan schicken wollen, geben Washington und Tallmadge kurzerhand den Decknamen Samuel Culper. Samuel heißt Tallmadges jüngerer Bruder.

Später verteilt Major Tallmadge Zahlen als Codenamen. Das erscheint ihm sicherer. Washington, als Chef des amerikanischen Agentennetzes, taucht fortan in Briefen und Depeschen als „711“ auf. Agentenführer Tallmadge erhält das Kürzel 721. Der Farmer Woodhull die Nummer 722.

Tallmadge erfindet auch einen Nachrichtencode. Für die 710 wichtigsten Wörter ersinnt er eine eigene Zahlenkombination: Die 10 steht für New York,





Der erste Spion, der das britisch besetzte New York ausspähen soll, ist der Soldat Nathan Hale. Doch er wird gefasst und von den Besatzern sofort gehängt (oben). Daraufhin organisiert George Washington einen Agenten-Ring, der kriegswichtige Geheimnisse aufdeckt

die 46 für Artillerie, die 635 für Truppen. Um die Nachrichten noch besser vor Entschlüsselung zu schützen, vertauschen die Männer die Buchstaben im Alphabet: A ist fortan E, L ist M, Z ist T.

Zudem steuert Washington unsichtbare Tinte zum Unternehmen bei, die nur mithilfe einer Spezialflüssigkeit wieder sichtbar gemacht werden kann. Ein in New York geborener Arzt hat sie entwickelt; die Zutaten der bis heute geheimen Rezeptur hat der Mediziner ausgerechnet aus England mitgebracht.

Bis ins Detail beschäftigt sich Washington mit dem Spionagekrieg. So rät er seinen Agenten, ihre Mitteilungen mit Geheimtinte in Leerzeilen von Büchern zu schreiben – denn leere Briefbögen, so mutmaßt der Oberbefehlshaber, würden den Briten bei Kontrollen sicher verdächtig vorkommen.

Die Expeditionen seiner Spione sind trotz aller Vorsicht höchst gefährlich.

Der Farmer Woodhull reist bald alle paar Wochen von Setauket nach New York. Er hasst die lange Wanderung vom Nordosten Long Islands, ehe er nach Manhattan übersetzen kann. Immer wieder läuft er Patrouillen der Briten in die Arme, die alle Reisenden filzen.

Auch muss er marodierenden Loyalisten oder Dieben aus dem Weg gehen. Und schließlich die strengen Wachposten der Briten in Brooklyn, an der Fähre nach Manhattan, überwinden.

Schon auf einer seiner ersten Reisen, am 31. Oktober 1778, glaubt Agent 722 sein Leben verwirkt zu haben: Die Wachen misstrauen dem offenkundig armen Bauern von Long Island, der keine Waren für New York dabei hat, aber zwei Schilling für den Pass nach Man-

hattan bezahlen kann. Sie schüchtern ihn derart ein, dass er nur mit Mühe sein Zittern verbergen kann. Woodhull fürchtet, dass sie seinen wahren Auftrag ahnen. Doch schließlich lassen ihn die Briten passieren.

Agent 722 ist ein amerikanischer Patriot – aber kein kaltblütiger Spion. Und so freut es Woodhull, dass er im folgenden Sommer Robert Townsend anwerben kann, den Agenten Nr. 723.

Townsend ist eine ideale Besetzung: ein unverdächtig Quäker und Junggeselle, der mitten in Manhattan lebt. Er besitzt einen Gemischtwarenladen, und vor allem gehören ihm Anteile an einem von Offizieren ihrer Majestät gern und häufig besuchten Kaffeehaus. Dort kann er vom redseligen Feind immer wieder unverfänglich Informationen aufschnappen.

Townsend notiert seine Erkenntnisse mit der unsichtbaren Tinte und tarnt

Wer wir waren – wer wir sind.



Die Deutschen

ab So, 26. Okt, 19.30 Uhr



Mit dem Zweiten
sieht man besser

2DF

die Berichte bisweilen als Antwortbrief auf frei erfundene Bestellungen eines tatsächlich auf Long Island lebenden Oberst Floyd, in denen er bedauert, die Waren nicht liefern zu können.

Ein Kurier, ein leutseliger Wirt aus Setauket, kann die Geheimnachrichten so zu dem dort wartenden Woodhull bringen, ohne Verdacht zu erregen. Der wiederum ergänzt die Schriftstücke mit eigenen Erkenntnissen und übergibt die Notizen an Brewster, der in einer abgelegenen Bucht bei Setauket wartet.

Der ehemalige Walfänger schafft die Geheimdossiers nachts mit einem kleinen Boot über den Long Island Sound auf die Seite der Amerikaner, wo sie per Boten an Washington gehen. Eine Woche ist ein Dossier in der Regel unterwegs.

Die große Vorsicht der Spione ist nur allzu angebracht: In normaler Tinte geschriebene Briefe sind der britischen Gegenspionage in die Hände gefallen. Die Briten wissen jetzt, dass ein „Maulwurf“ in New York sitzt.

Zwei große Coups gelingen dem Culper-Ring: Im Sommer 1779 berichten die Agenten, dass die Briten Kontinental-Dollar (die Währung der abtrünnigen Kolonien) auf in Philadelphia erbeutetem Notenpapier nachdrucken, um das Zahlungsmittel zu schwächen.

Am 18. März 1780 zieht der Kontinentalkongress daraufhin alle bis dahin ausgegebenen Dollarnoten ein. Und im Sommer 1780 teilt Townsend mit, dass die Briten einen französischen Angriff auf Rhode Island mit einem Expeditionskorps aus New York vereiteln wollen. Die Amerikaner warnen daraufhin ihre Verbündeten. Und verhindern so vermutlich eine schmerzhaftes Niederlage – die vielleicht das Ende der französischen Unterstützung bedeutet hätte.

Literatur: Barnet Schecter, „The Battle for New York“, Walker; anschauliche Darstellung der politischen und militärischen Kämpfe zwischen New Yorker Patrioten und britischen Kolonialherren. Alexander Rose, „Washington's Spies: The Story of America's First Spy Ring“, Random House; bislang einziges, sehr empfehlenswertes Buch über den Spionage-Ring, der das besetzte New York im Unabhängigkeitskrieg ausspähte.

Doch trotz des Culper-Rings, trotz aller Versuche, an Pläne und militärische Geheimnisse des Gegners zu gelangen, ist New York die letzte Bastion, die die Briten wieder herausgeben. Denn der Krieg wird außerhalb New Yorks entschieden: mit zwei Siegen im Jahr 1781 über die britische Flotte in der Chesapeake Bay und über ihre Armee bei Yorktown in Virginia.

Im September 1783 schließt London Frieden mit den ehemaligen Kolonien und erkennt sie als Vereinigte Staaten von Amerika an.

Noch zwei weitere Monate dauert es, ehe die Briten New York räumen. Sir Guy Carleton, Kommandeur der britischen Truppen in Nordamerika, hat sich diese Frist ausbedungen, um seine Truppen und jene Bewohner in Sicherheit zu bringen, die dem König weiterhin die Treue halten.

Tausende New Yorker Loyalisten verlassen ihre Heimat, die meisten gehen in die kanadische Kolonie Nova Scotia. Es ist der dritte Exodus aus New York innerhalb von acht Jahren.

Am 25. November 1783 ziehen die letzten britischen Soldaten aus der Stadt. Die Übergabe ist für zwölf Uhr mittags vereinbart. Doch die Abgesandten des Empire sind unpünktlich. So muss Oberbefehlshaber Washington nach sieben Jahren Krieg noch eine Stunde länger warten, ehe er mit 900 seiner ermatteten Kämpfer im Triumph in die Stadt einrücken kann.

Ein Abgesandter Washingtons aber ist schon vor ihm in die Stadt geschlüpft: sein Spionage-Koordinator Tallmadge. Er will seine als Loyalisten getarnten Agenten vor dem Zorn der Patrioten schützen – was ihm auch gelingt. „Ich habe alle getroffen, die uns während des Krieges freundlich gesonnen waren, und habe ihr Wohlergehen sichergestellt“, schreibt er an George Washington.

Danach wird keiner der Spione jemals mehr ein Wort über seine geheime Tätigkeit verlieren. In der jetzt beginnenden Friedenszeit gelingt allein Benjamin

Tallmadge eine bedeutende Karriere: Er wird Abgeordneter im Kongress der Vereinigten Staaten.

Der 25. November 1783 bleibt nicht der letzte triumphale Einzug George Washingtons in New York. Fünfeinhalb Jahre später, am 23. April 1789, kehrt er unter dem Jubel der Bürger als erster gewählter Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika nach Manhattan zurück.

Er trifft auf einen anderen Ort als die verdreckte Ruinenstadt, die er 1783 befreit hat. Bereits zwei Jahre nach dem „Evacuation Day“ – dem Tag, an dem die Briten die Stadt geräumt haben – hat New York wieder die Einwohnerzahl der Vorkriegszeit von 25 000 erreicht.

Der Hafen floriert. New Yorker Kaufleute entdecken den lukrativen Chinahandel. Die erste Privatbank wird gegründet. Tatendurstige Geschäftsleute kommen in die Stadt: aus Neuengland, aus dem alten Mutterland, aus ganz Europa. Mittellose Immigranten wie der Deutsche John Jacob Astor begründen internationale Handelshäuser und Immobilienimperien. Kaufmannsgeist beherrscht wieder die Stadt. New Yorks Aufstieg zur unbestrittenen Wirtschaftsmetropole Amerikas beginnt.

Und am 23. Dezember 1784 bestimmt der Kongress New York zur Hauptstadt der Vereinigten Staaten von Amerika – wenn auch nur für eine Übergangszeit. Denn die junge Nation soll eine neue repräsentative Kapitale bekommen, die zu keinem Bundesstaat gehört.

Sechs Jahre später – das Parlament ist inzwischen nach Philadelphia umgezogen – beginnen an den Ufern des Potomac, im Grenzland zwischen Maryland und Virginia, die Bauarbeiten für Amerikas neue Hauptstadt.

Sie ist benannt nach dem Befreier New Yorks und ersten Präsidenten der Republik:

Washington. □

Reymer Klüver, 48, ist USA-Korrespondent der „Süddeutschen Zeitung“ und lebt in Washington.

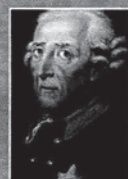
Eine spannende Kulturgeschichte der Kriegskunst

NEU



Siegreiche Schlachten und Niederlagen der größten Feldherren der Geschichte, vorgestellt von renommierten Historikern: Über 2500 Jahre reicht das Spektrum, von China über Afrika und Europa bis nach Amerika, von Alexander dem Großen über Julius Cäsar bis zu Napoleon, von Simón Bolívar über Robert E. Lee bis zu Eisenhower. Detaillierte Strategieanalysen werden ergänzt durch reichhaltiges Bildmaterial, Feldkarten, Schlachtpläne und 3-D-Konstruktionen der Kämpfe.

Jeremy Black (Hrsg.)
**Große Feldherren
 der Weltgeschichte**
 304 Seiten, ca. 550 Abb.,
 27,5 x 32,5 cm,
 Hardcover mit Schutzumschlag
 ISBN 978-3-7658-1725-0
 € [D] 78,00
 € [A] 80,20 / sFr. 129,00



Im Buchhandel oder unter
www.bucher-verlag.de

B BUCHER

Ein RASTER für die Zukunft

Rasant und unkontrolliert dehnt sich New York zu Beginn des 19. Jahrhunderts auf der Insel Manhattan aus. Bis der New Yorker Bürgermeister DeWitt Clinton 1811 einen einzigartigen städtebaulichen Entwurf vorlegen lässt: »the grid« – den Grundriss einer mächtigen, streng geometrisch geordneten Weltstadt

VON ALEXANDER KULPOK

Dieser Plan geht über alles hinweg. Über Wege und Farmen, über Hügel, Felsen, Wasserläufe und Sümpfe auf der Insel Manhattan – und über das Erbe kolonialer Herrschaft. In seiner Kühnheit ist er überwältigend und großzügig, aber auch einformig und brutal. „The grid“, ein Gitter aus Straßen, ist der Masterplan für die Neugestaltung und das geordnete Wachstum des bislang zügellos boomenden New York.

Als die Mitglieder der auf Betreiben des New Yorker Bürgermeisters DeWitt Clinton gegründeten Planungskommission im Frühjahr 1811 eine zweieinhalb Meter breite Karte entrollen, zeigt die eine Sensation: den Grundriss einer Stadt mit einer Million Menschen – zehnmal so viele, wie zu diesem Zeitpunkt in New York leben. Hier scheint sich ein amerikanischer Traum von Machbarkeit, Erfolg und Größe in der Stadtplanung zu erfüllen. Eine Anmaßung.

Mit Macht dehnt sich New York zu Beginn des 19. Jahrhunderts von Manhattans Südspitze nach Norden aus. Zuwanderer lassen die Einwohnerzahl bis 1810 auf nahezu 100 000 anschwellen – und sie wächst stetig weiter. Schon zu diesem Zeitpunkt ist New York der größte Überseehafen der USA und deren bevölkerungsreichste Stadt; an Wirtschaftskraft kann nur noch Philadelphia mit der entstehenden Metropole konkurrieren.

DeWitt Clinton, 1803 mit 34 Jahren erstmals zum Stadtoberhaupt von New York ernannt, sieht die Chance, seine Vision von New York als Zentrum einer künftigen Weltmacht USA zu verwirklichen.

Er will eine „amerikanische Stadt“ entstehen lassen. Einen klar gestalteten Ort, wirtschaftlich und politisch mächtig und zugleich jenen Idealen der Demokratie verpflichtet, die 20 Jahre zuvor in die Verfassung der USA geschrieben worden sind. Eine Kommission soll dem großen Wunschtraum zur Wirklichkeit verhelfen.

In deren Auftrag zieht der Landvermesser John Randel Tag für Tag über Manhattan. Kämpft sich durch Sümpfe und felsige Hügelketten, durch Ländereien und Wildnis. Notiert Höhenunterschiede, skizziert die mögliche Lage zukünftiger Straßenzüge und Bauten.

1811, nach vier Jahren Arbeit, ist der Plan für New Yorks Zukunft vollendet: ein rund 40 Quadratkilometer großes Netz aus zwölf Längs- und 155 Querstraßen, das sich auf mehr als zwölf Kilometern bis weit hinauf an den Harlem River erstreckt. Gleichförmig gliedern die Straßen den Großteil Manhattans in mehr als 1500 Grundstücksblöcke, in akkurate Rechtecke von etwa 240 mal 60 Metern. Markieren den Triumph über Unordnung und Natur.

Sogar den Broadway, den seit frühester Zeit genutzten Verbindungsweg zwischen Südspitze und Norden Manhattans, wollen die Planer zu großen Teilen verschwinden lassen. Sie können sich aber nicht durchsetzen: Als einzige bedeutende Ausnahme durchschneidet er diagonal das rechtwinklige Straßennetz. Sonst aber entspricht der Entwurf dem demokratischen Gleichheitsgrundsatz. Die Straßen folgen keiner Hierarchie, tragen keine Namen, sind konsequent durchnummeriert. Es gibt keine Kreisel, keine sternförmigen Plätze, keine Prachtboulevards.

Das Straßenraster ist das Gegenmodell zu den unregelmäßig gewachsenen Städten der Alten Welt, aber auch die Antwort des von der Kolonialherrschaft befreiten Amerika auf den Prunk europäischer Monarchen. Zudem, so die Planer, seien „gerade ausgerichtete und rechtwinklige Häuser am billigsten zu bauen und am komfortabelsten zu bewohnen“.

Tatsächlich geben solch pragmatische Überlegungen wohl den Ausschlag: Die neu gestaltete Stadt soll gut regierbar sein und einen reibungslosen Verkehr ermöglichen. Man will sie leicht reinigen können,



DeWitt Clinton wird 1803 erstmals Bürgermeister – getrieben von der Vision, die mächtigste Metropole der USA zu erschaffen



Das 1811 vorgestellte Raster (»grid«) aus nummerierten Straßen und Avenues teilt Manhattan in gut 1500 gleichförmige Rechtecke

um Seuchen zu verhindern. Und: Die Stadtväter wollen Ruhe und Ordnung ohne große Mühe aufrechterhalten. So dokumentiert der Entwurf der Kommission auch eine bis dahin nie gekannte Kombination von planerischer Nüchternheit und sozialer Kontrolle.

Die Parlamentsabgeordneten des Bundesstaates New York in Albany nehmen den Plan noch 1811 an. Dann beginnen Arbeiter damit, Hügel einzuebnen und Sümpfe trocken-zulegen, neue Straßen zu bauen und alte Häuser abzureißen.

Den Grund, auf dem die Straßen angelegt werden, requiriert die Stadt. Die Vorbesitzer erhalten Entschädigungen, doch die sind für viele kleine Landeigner nur ein schwacher Trost. Denn das Gitter zerschneidet ihre Parzellen; zudem müssen sie sich an den Kosten der Erschließung beteiligen.

Die Verantwortlichen ignorieren alle Proteste. Auch weil die großen Landeigentümer – aus deren Familien die meisten politisch Mächtigen und selbst die Mitglieder der Kommission stammen – von dem Plan profitieren: Die regelmäßigen Areale des Rasters sind bestens geeignet für Immobilien-geschäfte im großen Stil. Häuserblock für Häuserblock schiebt sich New York City nun in einem fein justierten Gitter die Insellandschaft Manhattans hinauf.

Es ist DeWitt Clinton, der das Wachstum der Stadt weiter befördert. Ab 1810 bereits unterstützt er die Idee, einen Kanal vom Hudson River zu den Großen Seen zu graben, um New York so mit dem Kernland des Kontinents zu verbinden. Gegen alle Widerstände bringt Clinton das Großprojekt auf den Weg. 1825 weiht er, inzwischen Gouverneur des Bundesstaates New York, den Kanal feierlich ein.

Mit dieser Schiffsverbindung ist die Stadt nun mehr denn je Drehscheibe des Handels. In den folgenden Jahrzehnten wächst sie rasant an. Um 1840 wohnen in Manhattan bereits mehr als 300 000 Menschen.

Doch diesen Aufschwung erlebt Clinton nicht mehr mit: 1828 stirbt er 58-jährig an den Folgen eines Reitunfalls. Und so bleibt ihm auch erspart, die größte Revision der durch ihn initiierten Stadtplanung hinzunehmen.

Denn das 1811 beschlossene Straßenraster sah nur eine Handvoll öffentlicher Plätze und keinerlei größere Grün-

flächen vor. Manhattan sei von kilometerlangen Ufern umgeben, hatte die Kommission festgestellt: genügend Raum für die Einwohner, um frische Luft und Erholung zu finden.

Um 1850 aber fordern Reformpolitiker einen großen Park, einen Ort im Inneren der Stadt, an dem alle New Yorker – reiche und arme – ihre Freizeit verbringen und sich treffen können. Unterstützt werden die Reformer von wohlhabenden Bürgern, die jedoch andere Ziele verfolgen. Sie wollen eine repräsentative Anlage, die den Vergleich mit den Parks europäischer Metropolen nicht zu scheuen braucht – und in der sie mit ihren Kutschen ausfahren können. Die großen Landbesitzer versuchen so auch den Wert ihrer angrenzenden Grundstücke zu steigern.

Nach langen Diskussionen beginnen die Behörden 1853 schließlich damit, eine 280 Hektar große Fläche nördlich der 59th Street aufzukaufen: hügeliges, schwer zu erschließen-des Terrain, in einiger Entfernung vom schon dicht besiedel-ten Stadtgebiet. Die rund 1600 Bewohner des Geländes, überwiegend Schwarze sowie Immigranten aus Irland und Deutschland, müssen weichen, ihre Häuser, Kirchen und Friedhöfe verschwinden.

Wieder wird eine Kommission ins Leben gerufen, die für die Gestaltung des Parks einen Wettbewerb ausschreibt. Der gemeinsame Entwurf des amerikanischen Journalisten Frederick Law Olmsted und des englischen Architekten Calvert Vaux gewinnt.

1858 beginnen die Arbeiten. Tausende Tonnen Mutter-erde werden herbeigeschafft, Bäche, Seen und Wälder angelegt, dazu kilometerlange Wege sowie Brücken. 1863 bis zur 110th Street erweitert, erstreckt sich die öffentliche Grünanlage schließlich über 340 Hektar Fläche im Herzen Manhattans – 151 Blöcke des ursprünglichen Gitternetzes, die nun ganz anders genutzt werden, als es DeWitt Clinton 1811 im Sinn hatte.

Doch der Bürgermeister hätte vermutlich auch an diesem Projekt Gefallen gefunden: Denn der „Central Park“, bald von Bürgern aller Schichten besucht, wird zum demokratischen Glanzstück der New Yorker Stadtplanung. □

Früchte des



Bandenkriege und Rassenhass prägen den Alltag in New Yorks Armenvierteln. Als die Regierung 1863 Soldaten für den Kampf gegen die Südstaaten ausheben will, brechen dort die blutigsten Unruhen der US-Geschichte aus

VON JOHANNES STREMPER



»Banditennest« nennen New Yorker diese Gasse in den Five Points, dem übelsten Slum der USA. 1889 fotografiert der Sozialreporter Jacob Riis eine Szene in dem Armenviertel im Südosten Manhattans

Sie werden keine Spuren im Gedächtnis der Stadt hinterlassen, und keiner wird sich an ihre Namen erinnern. Sie haben keine Reichtümer und keine Macht und deshalb auch keine Geschichte. Gestalten nehmen sie nur in der Masse an – dann nennen die Zeitungen sie „den Mob“.

Was sind das nur für Menschen, wundert sich Mrs. Hilton, die Gattin eines Richters in einem vornehmen New Yorker Stadtteil südlich des Central Park, als sie an einem frühen Julimorgen an ihrem Fenster steht und auf die Straße blickt. Solche Stadtbewohner, so wird sie bald darauf einer Freundin berichten, sind ihr noch nie unter die Augen gekommen: ausgemergelte Gestalten, Männer, Frauen, Kinder, ein breiter Strom schmutziger Geschöpfe, der an ihrem Haus vorbeizieht (siehe Karte Seite 75). Wie ein Haufen Wilder, denkt Mrs. Hilton.

In den Händen tragen sie Schürhaken und Schaufeln, Zangen, Pflastersteine, manche Bratpfannen aus Kupfer. Entschlossen und ohne haltzumachen, bewegen sie sich voran Richtung Norden, Hunderte, Tausende, mehr als eine halbe Stunde lang reißt der Zug nicht ab.

Es ist Montag, der 13. Juli 1863. Die Armen aus den Slums ein paar Dutzend Blocks weiter südlich haben sich erho-

ben und auf den Weg gemacht, um die Reichen ihre Kraft spüren zu lassen.

Schon das ganze Wochenende über schwirrten Gerüchte von Aufruhr durch die Stadt. Bedienstete haben ihre Herrschaften gewarnt, dass sich etwas zusammenbraue da unten in den Elendsvierteln, den Five Points, der Bowery und der Lower East Side.

Aufgebrachte Männer hielten in den Kneipen Versammlungen ab, heißt es, und Helfer würden an geheimen Orten Knüppel, Ziegelbrocken und Pistolen horten. Die Stimmung ist gereizt, und sie verschlechtert sich noch, als einige Zeitungen am Sonntag die Namen von 1200 New Yorkern drucken, die in den Krieg ziehen sollen. Statt in die Kirchen zu gehen, bleiben die Bürger daraufhin zu Hause, um die Listen zu studieren.

Seit mehr als zwei Jahren tobt der Bürgerkrieg im Land: Der Norden, zu dem der Staat New York gehört, kämpft für die Einheit der USA und gegen die Sklaverei, der Süden für seine Unabhängigkeit. Drei Millionen Soldaten werden auf den Schlachtfeldern dieses blutigsten Krieges der amerikanischen Geschichte eingesetzt. Schon jetzt trifft man überall in der Stadt auf verstümmelte Veteranen. Was anfangs nach Ruhm und Abenteuer schmeckte, ist nun ein Albtraum.

Weil sich zu wenige Freiwillige bei der Armee verpflichten, haben der Kongress und Präsident Abraham Lincoln

die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. 300000 Mann sollen in den Nordstaaten einberufen werden, in Rekrutierungsbüros werden die Namen wie bei einer Lotterie aus einer Lostrommel gezogen.

Die Unterschicht New Yorks hält nicht viel von dem Präsidenten und noch weniger von diesem Krieg, der die Geschäfte mit dem Süden verdirbt und die Preise steigen lässt – ausgerechnet Tabak und Whiskey werden immer teurer. Und was haben sie mit der Befreiung der schwarzen Sklaven zu schaffen, die dann doch nur in die Städte strömen und ihnen die Arbeit wegnehmen werden? Vor allem sorgt eine Klausel für Verbitterung, die es jedem Einberufenen erlaubt, sich für 300 Dollar vom Wehrdienst freizukaufen. 300 Dollar – das ist für viele Arbeiter ein Jahresgehalt. Ebenso gut könnte Lincoln drei Millionen verlangen.

Es ist, wie es immer war, murrst man an den Theken, auf den dunklen Fluren der Mietskasernen: Der Reiche führt Krieg, und der Arme muss ihn austragen.

Deshalb versammeln sich die Menschen an diesem Montagmorgen, marschieren am Haus der entgeisterten Mrs. Hilton vorbei, hinauf zu einem freien Gelände östlich des Central Park. Hunderte Männer in den Fabriken, den Gießereien und den Werften lassen ihre Arbeit liegen und schließen sich dem Zug an. Es ist ein schwüler Tag, mit einem Himmel trüb wie schlammiges Wasser.

Ein paar Männer, die sich spontan zu Führern aufschwingen, halten Reden, dann zieht die Menge weiter, wieder südlich jetzt, wohl 10000 Mann stark, zum Rekrutierungsbüro des neunten Distrikts an der Third Avenue Ecke 46th Street.

Dort treffen sie auf einen älteren Herrn mit einem Bambusstock in der Hand. Polizeichef John Kennedy ist im Hauptquartier von Unruhen unterrichtet worden und hat sich, in grotesker



Eine Kreuzung im Armenviertel Five Points, 1859. Hier leben vor allem Iren, die vor der Hungersnot auf ihrer Insel geflohen sind. Gebürtige New Yorker verachten die katholischen Einwanderer als »weiße Nigger«



Fuhrwerke auf einer Straße der Lower East Side, um 1889. Das Viertel im Südosten Manhattans wird zu dieser Zeit vor allem von deutschen Einwanderern, Italienern und Juden aus Osteuropa geprägt

Verkennung der Lage, allein auf den Weg gemacht, die Situation zu beobachten. Jetzt steht er vor einer wütenden Menge.

„Da kommt der Hurensohn Kennedy“, brüllt ein Aufrührer, „machen wir ihn fertig!“ Kennedy wird mit Knütteln niedergeschlagen, über ein Baugelände geprügelt und in eine Grube voll Morast gestoßen. Nur weil ihn die Menge für tot hält, lässt sie von ihm ab. Als Helfer den Polizeichef später zurück ins Revier schaffen, zählt ein Arzt 72 Prellungen und mehr als 20 Schnittwunden.

Die *Draft Riots* haben begonnen, die Aushebungskrawalle. Vier Tage lang wird Blut fließen auf den Straßen New Yorks, werden die Leichen gelynchter Schwarzer an Laternenmasten hängen und Hunderte Aufständische in den Musketensalven der Soldaten sterben. Einen schlimmeren Aufstand wird die Stadt niemals erleben.

Wer sind diese Aufrührer, die die Stadt bis an den Rand der Revolution

treiben? Den Kern bilden irische Einwanderer, meist arme Tagelöhner. „Jeder Schläger ein reinrassiger Kelte“, notiert ein Augenzeuge voller Verachtung.

Etwa 900 000 Menschen leben in New York City, weit mehr als die Hälfte davon ist arm – vor allem Einwanderer, die sich eine Schiffspassage nach Amerika abgespart haben, um hier eine weniger elende Existenz zu führen als in der Heimat.

Es ist nicht weit von den Piers am Hafen zu den Elendsvierteln im Süden Manhattans – für die meisten Neuankömmlinge der erste und für viele auch der letzte Wohnort im neuen Leben. Nur ein paar Blocks zu Fuß, und schon steht man mitten in den Five Points, dem berüchtigtsten Slum Amerikas.

„Five Points – jede Silbe schmeckt nach Mord“, wird ein Journalist später schreiben. „Not, Jammer und Pestilenz nehmen Gestalt an und überwuchern die Vorstellungskraft, während die Feder die Worte aufzeichnet. Was für eine Welt

des Elends hat sich in diesem schmalen Bezirk zusammengedrängt!“

Seinen Namen verdankt das Viertel drei Straßen, die an einer fünfeckigen Kreuzung aufeinandertreffen. Hier findet sich auch ein kleiner Platz, den man wie in einem schlechten Scherz „Paradise Square“ getauft hat.

Den brüchigen Lattenzaun, der ihn umgibt, haben die Frauen aus der Nachbarschaft zur Wäscheleine umfunktioniert. Kleine Jungen, mit Steinen bewaffnet, bewachen die Lumpen. Wackelige Holzhäuser und vierstöckige Backsteinbauten reihen sich hier aneinander, mit einer Bar oder einer Drei-Cent-Spelunke in fast jedem Erdgeschoss.

IN DEM **SLUM** PATROUILLIEREN NUR SELTEN POLIZISTEN



Bis zu zehn Menschen pro Zimmer drängen sich in den Miethäusern der Five Points. Für einen Schlafplatz auf dem Boden zahlen diese Männer, die kaum mehr besitzen als ein Kleiderbündel, um 1890 fünf Cent pro Nacht

Dort grölen Tag und Nacht diejenigen Betrunknen, die nicht irgendwo im Rinnstein ihren Rausch ausschlafen. Häufig kommt es auf den Straßen zu einer Schlägerei – dann strömen sie zusammen, die Schuhputzerjungen und Hausierer, die Hehler, Huren, Taschendiebe. In den schmutzigen Gassen ist das Gurren von Schweinen zu hören, ein Trüppchen protestantischer Missionare verteilt Bibeln und Traktate, und Kinder lassen Papierschnitzchen auf den Blutbächen der Schlachtabfälle schwimmen.

Einen Polizisten kriegen die Bewohner selten zu Gesicht – das Gesetz der Slums trägt eine eigene Uniform und andere Abzeichen als die kupferfarbene Polizeimarke: bizarr anmutende, riesige

Zylinder oder Hosen mit einem roten Streifen oder blaue, hochgeschlossene Gehröcke. Denn die Five Points sind das Reich der Gangs.

Früher einmal war das hier eine friedliche Gegend mit einem See als Wahrzeichen. Doch der wurde im 18. Jahrhundert von Gerbereien und Schlachthöfen so gründlich verschmutzt, dass die Stadt ihn schließlich bis 1813 zuschütten ließ. Weil Wohnraum auf Manhattan knapp war, siedelten sich hier schnell Handwerker und Händler an. Aber der Boden ist schlammig, jeder Schauer setzt die Keller unter Wasser. Wer es sich leisten kann, zieht bald weiter.

Und die, die mit kaum einem Cent in der Tasche von den Schiffen aus Europa kommen, rücken nach. Rund 25000 Menschen drängen sich auf zweieinhalb Quadratkilometern.

Ihren stärksten Zuwachs erlebt die Stadt nach 1845, als es wegen mehrerer Kartoffel-Missernten in Irland zur „Großen Hungersnot“ kommt. Die Zustände

auf der Insel sind so katastrophal, dass manche Adelige Hunderten ihrer Untertanen die Schiffspassage nach Amerika bezahlen, nur um sie loszuwerden. Und offen geben die Aristokraten Auskunft, wen sie dafür auswählen. „Ich habe vor allem die weggeschickt, die man als verkommene Subjekte bezeichnen könnte“, räumt ein Großgrundbesitzer aus der Grafschaft Sligo ein. „Die illegal Whiskey brauen, Ärger machen und niemals ihre Miete zahlen.“

Manchmal sind selbst die abgebrühten New Yorker Bürger schockiert von den zerlumpten und abgemagerten Gestalten, die nach fünfwöchiger Überfahrt an Land gehen. Manche Passagiere verhungern gleich nach ihrer Ankunft oder irren kraft- und orientierungslos durch die Straßen. Die Five Points mögen zwar zu dieser Zeit schon in ganz Amerika als Vorhof der Hölle gelten, doch die Iren haben weit Schlimmeres hinter sich.

Weil das Viertel mitten in New York liegt und viele Einwanderer männlich

und alleinstehend sind, haben Geschäftsleute dort Bars und Bierhallen eingerichtet, Bordelle, Spielhöhlen und Stundenhotels. Immer mehr Menschen zwingen sich in immer überfülltere Mietskasernen, und so entsteht etwas, das es in den USA bisher nicht gab – der erste Slum im Zentrum einer Stadt.

Neben den Iren bevölkern Deutsche die Straßen, Juden aus Posen, ein paar Italiener und Chinesen – sowie die Nachkommen befreiter schwarzer Sklaven.

Die Mehrheit der in Amerika Geborenen, die weißen, protestantischen *natives*, sind in angrenzende Viertel ausgewichen, als es mit den Five Points bergab ging. Sie fühlen sich, auch wenn viele von ihnen ebenfalls arm bleiben, als die rechtmäßigen Herren in dem Land, in dem schon ihre Vorfahren gelebt haben.

Die katholischen Iren gelten vielen von ihnen als „weiße Nigger“, als „Faulenzer, Säufer, primitiv, brutal und affenartig“. Kaum ein Ire hat eine Chance, in den gut bezahlten Berufen der Natives Fuß zu fassen: bei den Schiffszimmern, Bäckern, Druckern oder Metzgern.

Und so verdingen sich die Iren als Tagelöhner auf Baustellen oder im Hafen, als Arbeiter in Textilfabriken und Eisenwerken. Ihre Frauen nähen in den stickigen Wohnungen Hemden für vier Cent das Stück.

Jungen verkaufen auf den Straßen Tageszeitungen. Oder sie tauschen das Zeitungsbündel ein gegen einen hölzer-

nen Schuhputzkasten, den sie sich über die Schulter werfen, um den Kunden hinterherzulaufen. Die Mädchen, barfuß, tragen Zedernholzkörbe mit heißen, gerösteten Maiskolben. „Smoking hot, smoking hot, just from the pot“, rufen sie den Passanten zu.

Nur selten hat eine junge Frau das Glück, eine Stelle als Bedienstete bei den reichen Herrschaften zu ergattern, denn auch hier sind die Iren nicht beliebt: „Frau für Hausarbeit gesucht“, heißt es in einer Annonce. „Engländerinnen, Schottinnen, Waliserinnen, Deutsche oder jedes andere Land oder jede Hautfarbe kommen infrage, außer Irinnen.“

So entsteht eine Atmosphäre von Rivalität und unterdrückter Wut in den Slums, von Rassismus und Diskriminierung, religiösem Zwist und Gewalt. Natives und Iren hassen einander, und es ist lediglich eine Frage der Zeit, bis es zur großen Explosion kommt.

Am Montag, dem ersten Tag der Draft Riots, versetzt Charles Jenkins, Chef der Militärpolizei, um zehn Uhr im Rekrutierungsbüro an der 46th Street die Lostrommel in Bewegung. Zunächst bleibt alles ruhig, obwohl sich eine Menschenmenge vor dem Gebäude gesammelt hat. Dann aber fällt ein Pistolenschuss, und wie auf ein Signal hin zerbersten die Fenster in einem Hagel aus Pflastersteinen.

Die Männer der freiwilligen Feuerwehr „Black Joke“, alle in Uniform und Helmen, stürmen das Büro. Am Samstag haben sie erfahren, dass einer ihrer Kameraden eingezogen werden soll, und beschlossen, sich zur Wehr zu setzen. Sie zerschlagen die Trommel und stürzen sich auf die Angestellten.

„Nieder mit den Reichen!“, brüllt die entfesselte Menge und setzt das Gebäude in Brand. Eine Handvoll Polizisten und 50 Soldaten versuchen, sich den Aufrührern entgegenzustellen, Schüsse fallen, auf beiden Seiten gibt es Tote. Bald steht der gesamte Häuserblock in Flammen.

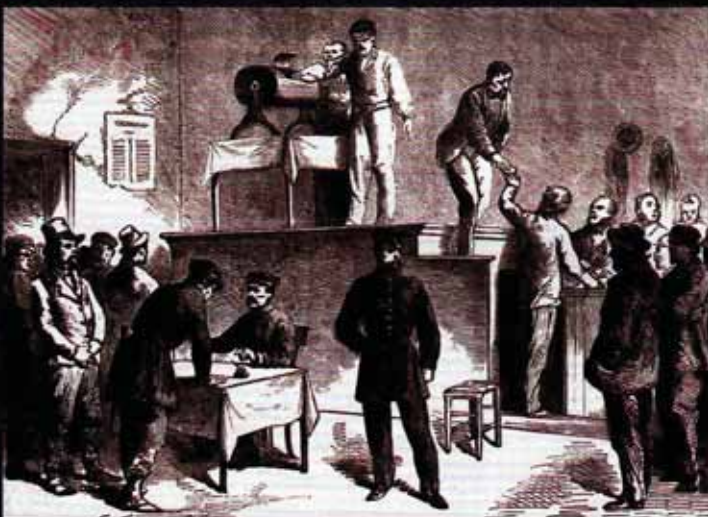
Der Aufstand trifft die New Yorker Regierung in einem schwachen Moment und völlig unerwartet. Nur wenige Truppen sind in der Stadt stationiert – unter anderem 200 Soldaten eines Invalidenregiments: verletzte und verstümmelte Männer von der Front. 17 reguläre Regimenter aus New York und Brooklyn sind nach Pennsylvania verlegt worden, um im Bürgerkrieg zu kämpfen.

Die Polizei verfügt über 2000 Beamte, die jedoch in ganz New York und Brooklyn verteilt sind. Und so sind die vereinten Kräfte von Polizei und Armee den Aufständischen zahlenmäßig weit unterlegen. Zudem streiten die Offiziere der Armee um Kompetenzen, und die Politiker weigern sich, die Unruhen ernst zu nehmen. Bürgermeister George Opdyke redet noch am späten Vormittag von einzelnen „Demonstrationen“, die aus dem Ruder laufen könnten.

Doch die immer neuen Schreckensmeldungen, die jetzt im Polizeihauptquartier an der Mulberry Street auflaufen, vermitteln ein anderes Bild: Die Menge ist kaum mehr zu kontrollieren.

11.30 Uhr: Straßenschlachten an der 45th Street, viele Polizisten werden verletzt. An der Lexington Avenue plündern Frauen und Kinder Wohnhäuser.

Weil sich nicht genügend Freiwillige für den Bürgerkrieg melden, führt die Regierung 1863 die allgemeine Wehrpflicht ein. Am 11. Juli werden in New York die ersten Soldaten ausgewählt – mithilfe einer Lostrommel



12.00 Uhr: Der Himmel ist schwarz vom Rauch der brennenden Häuser, immer mehr Slumbewohner machen sich auf den Weg nach Norden.

12.30 Uhr: Die Demonstranten versuchen, die Kommunikations- und Transportwege der Polizei zu stören. Ein Telegraphenamt steht in Flammen, die Schienen der New Haven Railroad an der Fourth Avenue sind zerstört.

13.00 Uhr: Aufständische stürmen das Waffenarsenal, die Bewacher müssen durch eine Luke in der Rückwand fliehen. Spätestens jetzt sind die Unruhen mehr als nur Protest gegen die Einberufungen. Sondern Ausdruck des Zorns gegen die Regierung, die öffentliche Ordnung, die Reichen in ihren Villen, die Abolitionisten, die die Sklaverei auch in den Südstaaten abschaffen wollen.

Und vor allem gegen die Schwarzen – die Einzigen, die noch machtloser sind als die Iren selbst. „Wegen der Nigger wird Krieg geführt“, ruft ein Randalierer einem Reporter zu, „und wir werden ihnen eine Abreibung verpassen!“

Am Nachmittag brennen Mietskasernen der Schwarzen in den Five Points, schwarze Kellner, Matrosen und Prostituierte werden zusammengeschlagen. Die 233 Kinder des „Waisenhauses für Farbige“ an der Fifth Avenue, Höhe 43rd Street, sitzen in ihren Klassenzimmern beim Unterricht, als 500 Aufständische mit einer Axt die Haustür aufbrechen

und die Treppen hinaufstürmen. Während die Eindringlinge Möbel zerschlagen und alles plündern, was sich tragen lässt, können die Kinder über eine Hintertreppe entkommen. Innerhalb von nur 20 Minuten brennt das Gebäude nieder.

Polizisten in Zivil berichten, dass der Finanzdistrikt das nächste Ziel der Menge sei. 200 Beamte werden ihnen auf dem Broadway entgegengeschickt.

„Machen Sie keine Gefangenen!“, befiehlt der stellvertretende Polizeichef Thomas Acton mit ruhiger Stimme. Seinen Männern gelingt es, die Aufrührer zu umzingeln und mit Knütteln niederzuschlagen. Nach dem Kampf sind die Bürgersteige des Broadway „übersät mit blutenden Gestalten“, so ein Zeuge.

Den ganzen Abend und die halbe Nacht noch ziehen Randalierer durch die Stadt. Der schwarze Arbeiter William Jones, der in einem Geschäft an der Lower West Side einen Laib Brot kaufen will, wird von einer Menge umstellt, die ihn niederschlägt und an einem Baum aufhängt. Triumphierend umtanzen die Mörder ihr Opfer und stecken den Körper mit Fackeln in Brand. Erst sechs Stunden später gelingt es der Polizei, den verkohlten Leichnam abzunehmen.

Gegen 23.00 Uhr geht ein Gewitter über der Stadt nieder, das viele Feuer löscht. Ohne diesen Regen, so schreiben die Zeitungen später, wären wohl große Teile New Yorks zerstört worden.

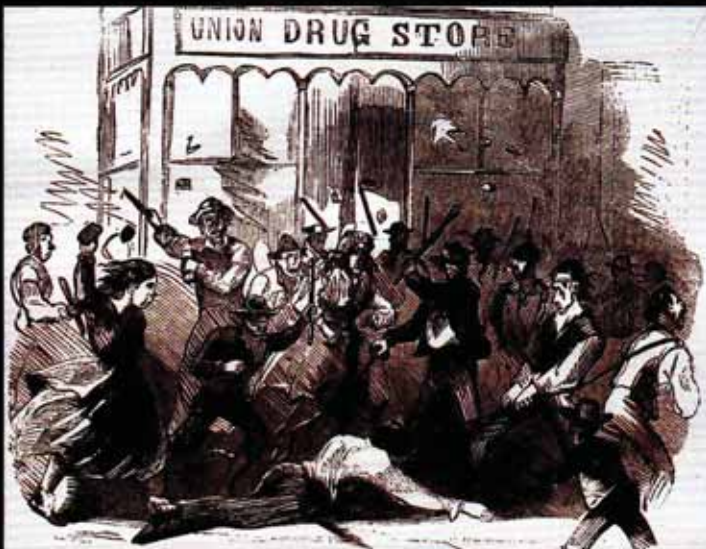
Der Schriftsteller James Parton hat Glück an diesem ersten Tag der Unruhen. Eine Gruppe finsterner Gestalten mit rostigen Musketen und langen Stöcken zieht in seiner unmittelbaren Nähe vorbei, ein Mann bemerkt ihn und ruft: „Da ist so ein 300-Dollar-Knabe!“, aber sie greifen ihn nicht an. Später notiert Parton: „Ich habe seit meiner Kindheit in New York gelebt und dachte, ich würde alle Gesellschaftsschichten kennen. Aber diese Leute waren mir völlig fremd.“

Parton, so lässt sich vermuten, hat zum ersten Mal Mitglieder der Gangs gesehen, die ihren Geschäften normalerweise in den Slums nachgehen.

Ähnliches beobachtet ein Zeuge am Abend, als rund 300 Männer das Gebäude der „New York Tribune“ stürmen wollen, deren Herausgeber ein Verfechter der Sklavenbefreiung ist. Sie sind bewaffnet und bewegen sich mit militärischer Präzision. Auch ihre roten Hemden legen den Verdacht nahe, dass es sich um Angehörige einer Gang handelt.

Schon seit den 1830er Jahren gibt es verwirrend viele dieser Gangs in den Elendsvierteln, und alle haben sie ihre Erkennungszeichen. In den Five Points kann man den „Shirt Tails“ begegnen, die so genannt werden, weil sie die Hemden über der Hose tragen, oder den „Plug Uglies“, die ihre riesigen Zylinderhüte (*plug hats*) mit Wolle und Leder ausstopfen und tief ins Gesicht ziehen, damit sie im Kampf als Helme dienen.

Die „Roach Guards“ verzieren ihre Hosen mit blauen Streifen, und die „Dead Rabbits“ tragen einen Stab mit einem aufgespießten Kaninchenfell bei ihren Schlachtzügen vor sich her. Dann sind da noch die „Kerryonians“, die aus der irischen Grafschaft Kerry stam-



Tausende Arbeiter ziehen am 13. Juli 1863 aus Protest gegen die Wehrpflicht marodierend durch New York. Es kommt zu den **Draft Riots** (Aushebungskrawallen). Ein Offizier, der sich den Aufständischen entgegenstellt, wird zu Tode geprügelt



Auch Kinder verdingen sich in Manhattans Betrieben. Um 1889 fotografiert Jacob Riis in einer Näherei diesen Zwölfjährigen, der behauptet, 16 zu sein – um dem Mindestalter für Fabrikarbeiter zu entsprechen

men, die „Chichesters“ und die „Forty Thieves“, die älteste Bande des Viertels.

Die Banden in den Five Points sind überwiegend irisch. Gut möglich, wenn auch kaum überliefert, dass ihre Mitglieder, meist unqualifizierte Arbeiter, die Mitgliedschaft in einer Gang nutzen, um sich Geld zu verschaffen, etwa durch Diebstahl oder Schutzgelderpressung. Vor allem aber geht es ihnen darum, ihr jeweiliges Revier zu behaupten, sich von anderen Gruppen abzusetzen – wenn es sein muss, mit Gewalt.

Zwar bekriegen sie sich häufig auch gegenseitig, doch der gemeinsame Feind sitzt in der nordöstlich gelegenen Bowery. Anders als in den Five Points wird hier der größte Teil der Gangs von Na-

tives dominiert. Deren Mitglieder führen meist ein recht ziviles Leben, arbeiten als Metzgerlehrlinge, Schankwirte oder Mechaniker.

Während die Iren um ihre Anerkennung als neue Bürger Amerikas kämpfen, konzentrieren sich die Gangs der Natives darauf, ihr Territorium vor den Eindringlingen zu verteidigen. Viele tragen den Ausdruck „Wache“ im Namen: etwa die „Atlantic Guards“ oder die „American Guards“.

Die berühmteste Gang im Viertel sind die „Bowery Boys“. Ihre politischen Einstellungen sind simpel: anti-irisch, anti-britisch, anti-katholisch. Mit den „Dead Rabbits“ aus den Five Points sind sie tief verfeindet.

Ihre Kämpfe, die sie im Grenzbereich ihrer Bezirke oder auf einem ehemaligen Kriegsschlachtfeld austragen, dauern oft mehrere Tage. Mit Messern, Steinbrocken, Knüppeln und Fäusten stürzen sie sich aufeinander, wer zu Boden geht, wird mit Nägelstiefeln malträtiert.

Anführer der „Bowery Boys“ ist Bill „The Butcher“ Poole, ein gefürchteter Schläger und Meister im Umgang mit dem Messer. 1855 wird er nach einem

REICHE KÖNNEN DIE WEHRPFLICHT UMGEHEN



»Leichenschauhaus« nennt Riis dieses Bild – aufgenommen in einer jener Kneipen, die Rum für ein paar Cent verkaufen. In New York gibt es keine strikte Rassentrennung, sodass an manchen Tresen Weiße mit Afroamerikanern trinken

Streit in einer Kaschemme von einem Iren angeschossen. Als er zwei Wochen später den Verletzungen erliegt, sind seine letzten Worte: „Lebt wohl, Jungs. Ich sterbe als echter Amerikaner!“

Der Satz schafft es bis auf die Theaterbühnen der Bowery. Und kaum jemals zuvor hat ein Trauerzug so viele Menschen in Downtown Manhattan vereint wie des Butchers Begräbnis. Auch dabei kommt es zu schweren Raufereien zwischen Five Pointers und Natives.

Mindestens 30 000 Männer sollen den Gangs angehören, so eine Schätzung von 1855. New York ist zu jener Zeit alles andere als eine funktionierende Metropole; was sich in den Slums im Süden tut, interessiert die Behörden nur wenig.

Und weil sich kaum jemand in der Stadtverwaltung um Arme und Zuwan-

derer kümmert, sind die Gangs viel mehr als nur Verbrecherhaufen: Hier finden die entwurzelten Auswanderer, aber auch die sich in ihrer Stellung bedroht fühlenden Natives Zusammenhalt gegen die feindliche Welt. Gewicht bekommt ihr Leben erst, wenn sie am Abend ihre Arbeitskleidung eintauschen gegen die Insignien ihrer Gang.

Auch Arbeiter, die keiner bestimmten Gang angehören, sind bemüht, sich durch ihre Aufmachung und ihr betont männliches Auftreten Respekt zu verschaffen. „B’hoys“ nennen sich viele von ihnen. Mit einem ganz eigenen Schwung im Schritt stolzieren sie wie Gecken durch die Straßen: die schwarzen Hosenbeine in schweren Stiefeln, darüber eine grell geblünte Weste und der lange Gehrock, auf den mit Bärenfett an den Kopf geklatschten Schläfenlocken ein Zylinder, im Mundwinkel eine Zigarre.

Andere Bewohner der Armenviertel verschaffen sich Achtung als Mitglieder der freiwilligen Feuerwehren. In einer Stadt der überfüllten Mietshäuser, der Öllampen, Kohleöfen und Kerzen, wer-

den die Feuerwehrmänner mit ihren roten Hemden und den Biberhüten wie Helden verehrt. Und was den Freiwilligentrupps an Professionalität fehlt, gleichen sie durch Enthusiasmus aus.

Es gilt als Frage der Ehre, vor allen anderen Wehren zu einem brennenden Haus zu kommen. Wer als Erster den nächstgelegenen Hydranten erreicht, erwirbt das Recht, seinen Schlauch anzuschließen – und bei Erfolg eine Prämie für die Rettungsaktion einzustreichen.

Häufig jedoch sind die Feuerwehren nichts als Gangs mit Spritzenwagen. Treffen zwei solcher Löschzüge gleichzeitig ein, gehen die Männer schon mal aufeinander los und prügeln sich unter dem Gejohle der Zuschauer. Das Feuer wird dabei oft vergessen.

Überhaupt reichen in den Jahrzehnten vor dem Bürgerkrieg kleine Anlässe aus, um eine Straßenschlacht auszulösen. Ob ein Schwarzer an einem weißen Gottesdienst teilnimmt oder ein Schauspieler aus dem verhassten England im Astor Place Theater auftritt, ob sich der Mehlpreis erhöht, Kneipen am Sonntag ge-

schlossen oder katholische Religionsstunden in Schulen zugelassen werden **sollen**: Verborgenen in den Slums ist es schon Dutzende Male zu solchen Krawallen gekommen, wie sie jetzt ganz New York ins Chaos stürzen.

Dienstag, der zweite Tag der Draft Riots. Die ersten Aufrührer sind nach dem Regen der vergangenen Nacht schon früh unterwegs. Sie schlagen um sechs Uhr einen Schwarzen in der Leroy Street zu Boden und rammen ihm ein Messer in die Brust. Wann immer sich ein Afroamerikaner in den Straßen sehen lässt, notiert ein Reporter, „löst sein Anblick ein Jagdgeschrei aus, als ob ein Fuchs aus der Deckung presche, und schon nehmen ein halbes Dutzend Männer die Verfolgung auf“.

Manche werden hinunter zum Fluss gehetzt, über die Piers hinaus bis ins Wasser, wo sich diejenigen, die schwimmen können, zu den Schiffen retten, die anderen aber ertrinken. Die Fähren nach Brooklyn und Staten Island sind überfüllt mit schwarzen Flüchtlingen, ebenso die Polizeiwachen. Andere schlagen sich zu Fuß entlang teilweise zerstörter Gleise auf Manhattans Westseite zum Festland durch.

Gegen halb zehn trifft ein Trupp von 300 Polizisten an der Second Avenue auf eine wohl 10 000 Menschen zählende

Menge, die Häuser plündert und in Brand setzt. Sofort sind die Beamten umzingelt, von den Dächern werfen Männer und Frauen Pflastersteine.

Erst eine Einheit Soldaten unter der Führung von Colonel Henry O'Brien kann die Angreifer auseinanderreiben. Zur Einschüchterung lässt der Offizier eine Salve über die Köpfe der Aufrührer hinweg abgeben. Im Kugelhagel sterben sieben Zuschauer an den Fenstern, darunter zwei Kinder.

Der arrogante O'Brien ist beim Volk verhasst, weil er, obwohl irischer Herkunft, auf Seiten der Obrigkeit steht und am Morgen eine Gruppe Randalierer übel beschimpft hat. Nachmittags fangen sie ihn vor seinem Haus ab, wo er sich wahrscheinlich um seine Familie kümmern will, schlagen ihn mit Knüppeln zu Boden, schleifen ihn an den Haaren durch die Straßen.

Über Stunden wird der Colonel gefoltert. Wann immer er noch ein Stöhnen von sich gibt, schleudern die Männer seinen Kopf mit aller Wucht gegen das Straßenpflaster. Ein zufällig vorbeikommender katholischer Priester erteilt O'Brien das Sakrament, kurz bevor dieser stirbt. Erst als der Geistliche mit dem Körper des Offiziers in einem städtischen Leichenschauhaus eintrifft, erfahren offizielle Stellen von O'Briens Tod.

Inzwischen ist auch der Gouverneur des Staates New York, Horatio Seymour,

in der Stadt eingetroffen – viel zu spät, wie manche meinen. Seymour, der auf Verwandtenbesuch in New Jersey unterwegs war, ist Demokrat, Freund der Iren, entschiedener Gegner Lincolns, der Sklavenbefreiung und der Wehrpflicht. Mit seinen demagogischen Reden habe er die Aufstände geradezu heraufbeschworen, sagen seine Kritiker.

Gegen Mittag hält Seymour auf den Stufen der City Hall eine umjubelte Ansprache, in der er die Randalierer mit „Meine Freunde“ anspricht und sie zur Mäßigung aufruft. Auch andere Demokraten und Priester überall in der Stadt versuchen, die irische Unterschicht zu beruhigen, Unternehmer und Grundstücksbesitzer versprechen Hilfe im Kampf gegen die 300-Dollar-Klausel.

Aber es ist zu spät – der Zorn der Massen lässt sich nicht mehr bremsen. Ohne einen längerfristigen Plan, nur geleitet, so scheint es, von spontanen Eingebungen, ziehen mehrere Menschenmengen durch New York, stets auf der Suche nach lohnenswerten Zielen für ihre Zerstörungswut. Immer wieder kommt es dabei zu tödlichen Zusammenstößen mit der Polizei und dem Militär.

An der Pitt Street sterben mindestens 14 Menschen unter den Musketensalven und Bajonettstößen der Soldaten; 40 Verwundete und Tote sind es in Kämpfen an der 46th Street, wo die Demonstranten versuchen, die Häuser prominenter Republikaner in Brand zu stecken.

Die Opfer bei der Schlacht um eine Munitionsfabrik, in der sich die Aufrührer verschanzen wollen, werden nie gezählt. Doch nachdem sich der Pulverdampf gelegt hat, ist der Platz voller Toter.

Am Abend ändern die Aufständischen ihre Vorgehensweise: Mehrere Straßenzüge werden jetzt mit Barrikaden aus Karren, gefällten Telegraphenmasten und Straßenlaternen abgeriegelt, dahinter



Vor allem Schwarze werden Opfer der Aushebungskrawalle. »Wegen der verdammten Nigger wird Krieg geführt«, ruft einer der Randalierer. In der Nacht zum 14. Julierhängen sie den Arbeiter William Jones

türmen sich Kisten, Fässer und Möbel, mit Drähten aneinander festgezurr.

Die Aufrührer scheinen auf Taktiken wie in Europa zurückzugreifen, meint Charles Loring Chapin, der bei der Polizei als Telegraphist arbeitet und 1848 hinter den Barrikaden im umkämpften Berlin stand. „Das sind keine Krawalle mehr“, sagt er, „das ist eine Revolte.“

Weshalb auch sollte Amerika, anders als Europa, von einem Umsturzversuch der Armen und Unterdrückten verschont bleiben? Die Zustände in den Five Points sind so schockierend, dass es sogar dem englischen Schriftsteller Charles Dickens, der aus den Slums von London einiges gewohnt ist, eine ausführliche Beschreibung wert ist.

„Wenn Sie sich in diesen Höhlen ein wenig umsehen“, schreibt er 1842 in seinen „Amerikanischen Aufzeichnungen“ über eine von Afroamerikanern bewohnte Mietskaserne, „so kriecht aus jedem Winkel eine halberwachte Figur hervor, als stünde die Stunde des Jüngsten Gerichts vor der Türe, und jedes garstige Grab gäbe seinen Toten herauf. Wo Hunde sich nicht ohne jammervolles Geheul einsperren ließen, dahin schleichen Weiber, Männer und Kinder, um zu schlafen, und zwingen die aus ihrer Ruhe

aufgestörten Ratten, sich nach besseren Wohnungen umzusehen.“

Dickens' Bericht weckt das Interesse einiger abenteuerlustiger Angehöriger des Bürgertums an den Five Points: In einer Mischung aus Mitleid, Abscheu und Sensationsgier lassen sie sich in kleinen Gruppen und unter Polizeischutz durch die Mietshäuser führen, die Speunken, Tanzsäle und Kellerabsteigen.

Das wohl abscheulichste Haus der Five Points steht bis zu seinem Abriss 1852 in der Nähe des Paradise Square: die „Old Brewery“, ein vierstöckiges, lang gestrecktes Backsteinungetüm.

Nachdem die Coulthardt-Brauerei 1837 aus dem Gebäude ausgezogen ist, hat der neue Besitzer Zwischendecken und provisorische Wände eingezogen, um möglichst viele Einwanderer unterzubringen. Bei einer Erhebung 1850 zählen Beamte 221 Mieter in 35 Wohnungen. Andere Beobachter berichten, dass mehr als 1000 Menschen dort Unterschlupf gefunden hätten, in fensterlosen Kammern entlang stockdunkler, labyrinthischer Gänge.

Am schlechtesten sind die Wohnbedingungen in den besonders billigen Kellergeschossen. In einem der Räume, einem gut 25 Quadratmeter großen Zimmer, das zu niedrig ist, um aufrecht darin zu stehen, leben 26 Menschen.

Kinder dämmern in Ecken dahin, von Masern befallene Frauen liegen halb

bewusstlos auf einem Haufen Lumpen. Gestank und Schmutz im Gebäude sind ekelerregend. „Falls Sie jemals die Schweinekoben eines Farmers gesehen haben“, schreibt ein Besucher, „benötigen Sie keine weiteren Einzelheiten, außer dass die Schweine mehr Stroh haben und weniger Ungeziefer.“

Neben den Familien schlecht bezahlter Arbeiter, die sich keine bessere Bleibe leisten können, leben hier Huren, Räuber, Mörder und Taschendiebe. Ein kleines Mädchen, so erzählen sich die Mieter, sei eines Tages erstochen worden, nur weil es so unvorsichtig gewesen war, einen erbettelten Penny herumzuzeigen.

Die Wände sind derart dünn, dass jedes Geräusch in die Nachbarwohnungen dringt: das Jammern hungernder Kinder, die Schreie der Geprügelten, das Toben der delirierenden Säuer.

Die „Old Brewery“ mag das abschreckendste Beispiel sein, aber auch in den normalen Mietskasernen sind die Zustände kaum besser. Oft wohnen in den Zwei-Zimmer-Wohnungen sechs, sieben, zehn Menschen. Die Kinder teilen sich ein Bett mit ihren Geschwistern oder schlafen unter dem Tisch.

Ein Drittel der Familien in den Five Points ist gezwungen, noch Untermieter aufzunehmen, um so Geld zu verdienen. Die Mieter ziehen die gedrängten Familienquartiere häufig den lichtlosen Kellerpensionen vor, wo man in zweistöcki-



Verfeindete Gangs liefern sich in den New Yorker Slums regelmäßig Straßenschlachten – etwa an der fünfeckigen Kreuzung von Worth, Park und Baxter Street, dem Zentrum von Five Points



gen Kojen auf schmutzigem Segeltuch schläft – oder aber, in den allerbilligsten Absteigen, direkt auf dem Fußboden. Ärzte, die sich in die Five Points begeben, können die Kellerbewohner unter ihren Patienten sofort erkennen, an der kalkweißen Haut und dem modrigen Körpergeruch.

Als die Zahl der Einwanderer weiter zunimmt, reißen die Grundbesitzer die Holzhäuser aus den 1820er Jahren ab und errichten stattdessen vier- bis fünfstöckige Backsteinbauten. Schmal und so dunkel sind die Treppenhäuser, dass man auf jedem Absatz ein frisches Zündholz anstecken muss. Die Höfe sind voller Dreck und Müll, von den Außentoiletten mit ihren verfaulten Holzsitzen

und den Sickergruben weht beißender Gestank herüber, und auf den Fluren sammelt sich der Schlamm, den die Bewohner an ihren Füßen hereintragen.

Auf den Gassen draußen vermengen sich Abfall, Matsch und Pferdekot zu einer zentimeterdicken, undurchdringlichen Schicht. Als die Behörden aus Angst vor einer Cholera-Epidemie doch einmal die Straßen reinigen lassen, sagt eine alte Frau, die ihr ganzes Leben in New York verbracht hat: „Bis heute hatte ich keine Ahnung, dass unsere Straßen gepflastert sind.“

Im Sommer heizen sich die Mietskasernen tagsüber so auf, dass die Bewohner zum Schlafen auf die Feuerleitern und Dächer flüchten. In den Wintern

Obdachlose in einer Polizeistation. Nachdem Jacob Riis sein Buch »How the Other Half Lives« veröffentlicht hat, lässt der New Yorker Polizeichef Theodore Roosevelt die verdreckten Notunterkünfte schließen

wird es so kalt und Kohle so knapp, dass manche ihre Möbel, Bettwäsche und Türen verfeuern müssen.

So verbringen die Menschen ihre Zeit lieber außerhalb der engen Apartments. 252 Kneipen zählt man 1851 in den Five Points, gut ein Dutzend pro Häuserblock. In den schmalen Räumen mit Sägemehl auf dem Boden und einer langen Bar spielen die Männer Poker oder Billard. Den Schnaps trinken sie nicht aus Glä-

FÜR VERMIETER IST DAS **ELEND** EIN GUTES GESCHÄFT



Mitglieder der »Short Tail Gang« unter einem Pier im Südosten Manhattans, um 1889. In der Bevölkerung sind die Docks am Ufer besonders gefürchtet: Dort werden immer wieder Passanten ausgeraubt und ermordet

sern, sondern durch dünne Gummischläuche direkt von den Fässern hinter der Bar, drei Cent kostet ein tiefer Zug.

Die Kneipenbesitzer gehören zu den am meisten respektierten Männern in den Slums – jeder ein „Führer, Philosoph und Gläubiger“, schreibt ein Journalist.

Wenn jemand Geld braucht oder einen Job, wenn ein Freund im Gefängnis sitzt oder es Ärger mit der Polizei gibt, wendet er sich an den Mann hinter dem Tresen. Der hat Beziehungen, kennt alle Neuigkeiten und weiß, wen es wann zu schmieren gilt. So schafft sich der Gastwirt eine treue Anhängerschaft, die sich bei Wahlen leicht zur gewünschten Stimmabgabe überreden lässt – für einen Politiker, der ihm dann verpflichtet ist.

An der Bowery liegen die großen Bierhallen und Theater, und in den Speunken unten am Fluss kann man sein Geld auf Hahnenkämpfe setzen oder auf abgerichtete Terrier, die in Manegen gegen Horden von Hafenratten antreten.

Besonders beliebt bei den Iren sind die Tanzsäle, wo sich Männer und Frauen zur Musik der Fiedel und den Schlägen des Tamburins im Kreise drehen.

Im „Almack's“ in den Five Points tritt der berühmte „Master Juba“ auf, ein Schwarzer, der bürgerlich William Henry Lane heißt. Er hat eine ganz eigene Art Tanz erfunden, eine akrobatische Mischung aus dem Fußestampfen des irischen *jig* und dem schlurfenden afrikanischen *shuffle*.

Unter dem donnernden Applaus der Zuschauer schleudert er die Beine in die Höhe, streift mit den Spitzen und Absätzen seiner Stiefel in wirbelndem Rhythmus über den Boden, schnippt mit den Fingern, verdreht die Augen, geht in die Knie und springt zum Abschluss mit

einem einzigen großen Satz auf die Bar, um laut nach einem Drink zu rufen.

Tap dance, Steptanz, wird man diesen neuen irisch-afrikanischen Stil aus den Five Points später einmal nennen.

Am Mittwoch, dem dritten Tag der Aushebungskrawalle, ist es in New York heißer als an irgendeinem anderen Tag des Jahres. Die Hitze wird noch unerträglicher durch den schweren, schwarzen Rauch, der aus den Ruinen von 60 niedergebrannten Häusern aufsteigt.

In der Nacht zuvor, in der sich die Krawalle fortgesetzt haben, ist ein Telegramm aus Washington beim Bürgermeister eingegangen: Fünf Regimenter der Nordstaatenarmee haben sich von Pennsylvania aus in Marsch gesetzt, um die Stadt von den Aufständischen zu befreien. Aber noch ist keine Hilfe eingetroffen. New Yorks Polizisten, seit Tagen fast ununterbrochen im Einsatz,

müssen weiterhin die Hauptlast bei der Bekämpfung des Aufstands tragen.

Überzeugt, dass die Stadt vor dem Untergang steht, fliehen viele Bürger aufs Land. Inzwischen werden auch Krawalle aus dem nahen Newark, aus Jersey City und Staten Island gemeldet; sogar in Boston, Hartford, Albany sind Unruhen ausgebrochen.

Während das Plündern, das Prügeln und das Lynchen in den Straßen weitergehen, tritt am Vormittag der demokratisch dominierte Stadtrat zusammen. Politiker der Demokraten, denen auf Stadtebene eine Mehrheit traditionell sicher ist, gewinnen ihre innerparteilichen Vorwahlen mit den Stimmen aus den Slums – und „organisieren“ ihre Wähler mit Hilfe der Gangs, der Feuerwehrbrigaden und der einflussreichen Kneipenbesitzer (siehe Seite 76).

Denn Politik wird in den Slums oft durch Muskelkraft entschieden. Kaum eine Abstimmung ohne eine Prügelei – *election sports* nennt das der New Yorker. Die Anhänger des Gegners werden bedroht, verjagt oder kurzerhand durch die Fenster des Wahllokals geworfen. Manchmal kämpfen die Kandidaten selbst mit. „Blaue Augen, zerrissene Mäntel und ruinierte Hüte“ seien oft der Preis für den Sieg gewesen, erinnert sich ein Feuerwehrmann. „Kein erfahrener Bezirkspolitiker hat sich seine besten Sachen angezogen bei einer Wahl.“

Der Stadtrat beschließt nun, einen Anleihen-Fonds von 2,5 Millionen Dollar einzurichten, mit dem all diejenigen New Yorker von der Einberufung losgekauft werden sollen, die sich die Ablösesumme von 300 Dollar nicht leisten können. Damit habe sich die Regierung endgültig dem „Mob“ ergeben, tobt ein Lincoln-Anhänger: „Die Aufrührer werden freigestellt auf Kosten der Klasse, deren Häuser sie gerade in Schutt und Asche gelegt haben.“

Ein Kommentator der „Times“ spottet, bei den Unruhen gehe es doch nur noch um Plünderung, mit der Einberufung hätten sie so viel zu tun „wie mit dem Koran“. Bürgermeister Opdyke weigert sich, der Einrichtung des Fonds zuzustimmen.

Am Nachmittag töten Soldaten an der Tenth Avenue mindestens 50 Randalierer, abends gerät ein Freiwilligen-Korps an der First Avenue in einen Hinterhalt. Hunderte Aufständische blockieren die Straße, andere werfen Steine von den Dächern, gezielte Gewehrschüsse treffen die Soldaten, als sie ihre Waffen nachladen müssen. 30 Demonstranten werden noch vom Artilleriefeuer der zwei mitgeführten Haubitzen niedergemäht, dann müssen die Soldaten fliehen und ihre eigenen zehn Toten auf dem blutgesprengten Pflaster zurücklassen.

Es ist der letzte Triumph der Aufrührer – in der Nacht treffen die lang

erwarteten Truppen ein. Um 22 Uhr erreicht das 74. Regiment der Nationalgarde die Stadt, wenig später gefolgt vom 65., dem 152. Freiwilligenregiment aus New York und dem 26. aus Michigan.

4000 zusätzliche Soldaten stehen jetzt in Bereitschaft, viele von ihnen werden noch in der Nacht an die Brennpunkte der Krawalle verlegt. Im grautrüben Licht der Morgendämmerung marschiert schließlich das glorreiche 7. Regiment, 600 Mann stark, den Broadway hinauf. Jubel und Beifall brandet den Soldaten aus den Fenstern entgegen.

Donnerstag, der vierte Tag. Bürgermeister Opdyke ruft am Morgen die New Yorker dazu auf, wieder zur Arbeit zu gehen. Erste Geschäfte öffnen, Straßenbahnen nehmen den Betrieb auf. Die Oberkommandierenden von Polizei und Militär gehen nun an die systematische Niederschlagung des Aufstandes. Sie richten in vier Stadtteilen Hauptquartiere ein und stationieren dort große Verbände. Zudem durchkämmen kleinere Einheiten New York nach Aufständischen und greifen mit Musketen und Haubitzen an, wenn sie auf größere Menschenmengen stoßen.

Noch den ganzen Tag über kommt es zu Überfällen und Scharmützeln. Gegen 18 Uhr besiegen 160 Infanteristen Randalierer an der 31st Street, verfolgen die



Wohl rund 500 Menschen werden Opfer der Draft Riots. Kurz bevor das »Waisenhaus für Farbige« an der Fifth Avenue in Flammen aufgeht, gelingt den 233 Kindern die Flucht über eine Hintertreppe



Kinder in Mullen's Alley, Lower East Side. Um 1888, als Jacob Riis dieses Foto aufnimmt, leben mehr als 12000 New Yorker Mädchen und Jungen in Obdachlosenheimen. Viele Mütter setzen ihre Kinder bereits kurz nach der Geburt aus

Flüchtenden in die Häuser und auf die Dächer. „Manche von ihnen kämpften wie der leibhaftige Teufel und wollten nicht aufgeben“, berichtet der Kommandierende. „Sie wurden alle erschossen.“

Danach scheint der Wille der Aufrührer zu erlöschen. Am Abend stürmt das 7. Regiment Barrikaden an der East Side und trifft kaum noch auf Widerstand.

Um zwei Uhr morgens am Freitag schließt der stellvertretende Polizeiprä-

sident Thomas Acton, der alle Aktionen koordiniert und mehr als 5000 Telegramme geschrieben und erhalten hat, zum ersten Mal seit vier Tagen die Augen. Auch die meisten seiner Polizisten, von denen sich fast jeder im Verlauf der Krawalle eine Verletzung zugezogen hat, können sich nun ausruhen.

Die Stadt gibt die Zahl der Toten offiziell mit 105 an, wahrscheinlich liegt sie eher bei 500 Opfern. 100 Häuser sind abgebrannt, 200 weitere beschädigt. Noch tagelang durchstöbern Polizisten die Wohnungen und Hehlerstuben der Slums nach Diebesgut und stoßen auf Mahagonistühle, marmorne Ziertischchen, wertvolle Gemälde und Teppiche.

Niemals jedoch gelingt es, die Rädelführer der Riots zu identifizieren. War der Aufstand von langer Hand geplant? Oder ist er spontan entstanden? Haben sich bloß auf der Straße und während der Kämpfe einige Männer kurz entschlossen nach vorn gedrängt?

Ein Anführer der Rebellen ist bei den Kämpfen in ein Eisengitter gestürzt, eine Spitze bohrt sich tief in seinen Hals. Als Polizisten den Leichnam bergen, entdecken sie, dass der Mann unter der Arbeiterkleidung eine Hose aus Kaschmir und eine verzierte Weste trägt.

Vielleicht, so spekulieren die Detektive, war er ein Agent der Südstaaten, eingeschleust, um im feindlichen Norden einen Aufstand zu organisieren. Möglich auch, dass er ein New Yorker Politiker war, der den verhassten Bürgerkrieg auf diese Art beenden wollte.

Gut 16 Jahre später schreibt die „New York Times“ in einem Nachruf auf den einst mächtigen Five-Points-Politiker Matthew Brennan: „Mr. Brennan war das Produkt einer Ära der New Yorker Politik, die so weit zurückzuliegen scheint wie die Antike.“ Die Stadt hat sich verändert und mit ihr auch die Five

Literatur: Barnet Schecter, „The Devil's Own Work“, Walker & Company; fesselnde Beschreibung der Ausbeutungskrawalle im Juli 1863. Herbert Asbury, „Gangs of New York“, Heyne (antiquarisch); mehr Anekdotensammlung als wissenschaftliches Werk, diente das Werk als Quelle für den Martin-Scorsese-Film „Gangs of New York“.

Points. Viele Iren haben es mittlerweile zu bescheidenem Wohlstand gebracht, manche sitzen nun auf höchsten politischen Posten. Und den ihnen folgenden Immigranten gegenüber fühlen sie sich zunehmend als echte Amerikaner.

Mit der Integration der Iren nehmen die Straßenschlachten zwischen Einwanderern und Natives ein Ende. Die freiwilligen Feuerwehren mischen nun nicht mehr in der Politik mit, und Wahlen werden nur noch selten durch Schlägereien entschieden. Die verbliebenen Gangs wandeln sich allmählich zu klassischen Verbrecherbanden.

Verändert hat sich auch die Bewohnerschaft der Mietskasernen in den Five Points. Viele Iren sind weitergezogen, etwa in die Lower East Side, und Italiener rücken nach. Doch die Lebensbedingungen bleiben bedrückend.

Erst als der Reporter Jacob Riis von 1888 an in Artikeln und besonders mit seinen Fotos das Grauen in den Points publik macht, lassen die Behörden die schlimmsten Elendsquartiere abreißen. In den 1890er Jahren verschwindet der Begriff „Five Points“ langsam aus dem Gedächtnis der Stadt. Die Bewohner, die auf die Italiener folgen, geben dem Viertel seinen neuen Namen – Chinatown.

Die Draft Riots waren der Tiefpunkt einer gewaltvollen Zeit in einer von Widersprüchen geprägten Stadt. Als die Behörden die Rekrutierung einen Monat nach Ende der Unruhen wieder aufnahmen, wurden 161 Five Pointer einberufen. Zwei kauften sich mit der 300-Dollar-Klausel los, 59 erreichten eine Freistellung, elf konnten einen Ersatzmann liefern, und 88 erschienen einfach nicht zur Musterung, obwohl ihre Namen gezogen worden waren. Ein einziger Mann aus dem Viertel zog schließlich in den Krieg – Hugh Boyle, ein 27-jähriger Arbeiter aus der Mott Street.

Fünf Monate später desertierte Boyle in Louisiana, flüchtig mit seinem Remington-Revolver und einem Pistolenhalter. □

Johannes Stempel, 37, ist freier Journalist in Berlin und schreibt regelmäßig für GEOEPOCHE. Das hier Geschilderte verarbeitete der Regisseur Martin Scorsese zum Film „Gangs of New York“.

Stadt in AUFRUHR

Fast überall in Süd-Manhattan kämpfen während der Draft Riots Randalierer aus Armenvierteln wie Five Points gegen die Polizei, plündern Geschäfte. Und blockieren zuweilen ganze Straßenzüge



Der KÖNIG der Korruption

Mitte des 19. Jahrhunderts kontrollieren politische Seilschaften mithilfe von Bestechung und Vetternwirtschaft immer größere Teile der Stadtverwaltung. Die berüchtigtste, nach ihrem Tagungsort »Tammany Hall« genannt, führt William »Boss« Tweed – ein einstiger Feuerwehrmann, der zum mächtigsten Mann New Yorks aufsteigt

VON GESA GOTTSCHALK

Selten sind so viele Menschen in das Kapitol von Albany, der Hauptstadt des Bundesstaates New York, gekommen wie an diesem Apriltag 1870. Zuschauer und Reporter drängen sich hinter einer eisernen Absperrung. Die Senatoren des Staates beraten ein Gesetz, das die Politik in New York City verändern wird: die „Tweed Charter“.

Der Mann, nach dem sie benannt ist, sitzt selbst im Saal. William „Boss“ Tweed ist eine beeindruckende Erscheinung. 1,80 Meter groß, über 130 Kilo schwer. In den vergangenen Wochen hat er 200 000 Dollar an republikanische Senatoren verteilt, um für die Tweed-Charter zu werben, hat anderen politische Positionen verschafft, die wichtigen Männer in seine Suite eingeladen und mit Champagner und Hummer verköstigt. Hat ihnen Wein aus geschliffenen Dekantern gereicht, Whiskey und Zigarren aus seinem Walnuss-Schränkchen.

Tweed ist angespannt. Doch kann er aufatmen: Der Senat verabschiedet das Gesetz mit 30 zu zwei Stimmen.

Nun sind alle Kontrollen ausgeschaltet. Die Charter legt alle Entscheidungsgewalt in die Hand des von Tweed kontrollierten Bürgermeisters Oakey Hall, der fortan gemeinsam mit drei weiteren Politikern – ebenfalls Tweeds Leute – die Finanzen überwacht und Haushaltspläne erarbeitet. Boss Tweed ist jetzt der mächtigste Mann New Yorks. Und auf dem besten Weg, auch einer der reichsten zu werden.

Der 1823 geborene Sohn eines Tischlers ist Mitte 20, als er einer freiwilligen Feuerwehr beitrifft. 1849 zum Vormann seiner Brigade bestimmt, erweist er sich als geschickter Anführer. Schon bald wird eine jener Organisationen auf Tweed aufmerksam, die um diese Zeit die Stadtpolitik zu prägen beginnen: die *political machines*.

Seit den 1820er Jahren sind in New York viele Beschränkungen des Wahlrechts abgeschafft: Jetzt dürfen nicht mehr allein

Bürger mit einem bestimmten Vermögen wählen, sondern fast alle volljährigen Männer mit US-Staatsbürgerschaft, die sich registrieren lassen. Wo vorher Vertreter der Geldaristokratie für ihresgleichen Politik machten, erhalten plötzlich Menschen eine Stimme, um deren Belange sich bislang niemand gekümmert hat: Arbeiter, Arme, Immigranten.

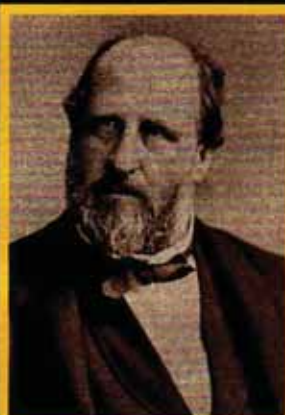
Gerade deren Zahl aber nimmt ständig zu. Europäische Einwanderer, vor allem Iren und Deutsche, strömen Jahr für Jahr in großer Zahl nach New York: Zehntausende potenzielle Wähler. Wer die mobilisieren kann, gewinnt Einfluss.

Ambitionierte Politiker nutzen diese Chance der neuen Massendemokratie. Sie bauen – oft innerhalb bestehender Parteien – Organisationen auf, deren erstes Ziel es ist, mit allen Mitteln Wahlen zu gewinnen. Wo das Programm nicht ausreicht, die Wähler zu überzeugen, helfen sie mit Geld und Gefälligkeiten nach. Sobald sich die Organisation erst einmal in der Stadtregierung festgesetzt hat, spielen sich ihre Mitglieder gegenseitig große und kleine Posten, öffentliche Aufträge und Vergünstigungen aller Art zu.

Weil diese Patronage-Netze bald immer effizienter Wahlerfolge und Machtanhäufungen „produzieren“, werden sie von ihren Kritikern *machines* genannt.

William Tweed wird von „Tammany Hall“ angeheuert, einer der größten der wachsenden Maschinen. Er ist begehrt, weil er mit Menschen umgehen kann. Und er bringt seine ersten Wähler gleich mit: eine Feuerwehrbrigade – das sind 75 sichere Stimmen, plus deren männliche Verwandte, Freunde und Nachbarn.

Tweeds neue politische Heimat ist 1789 als „Gesellschaft von St. Tammany“ gegründet worden, damals noch ein geselliger Club von Bürgern der Mittelklasse, die einen legendären Indianerhäuptling zu ihrem Schutzpatron ernannten. Inzwischen hat sich die Vereinigung zu einer ernstzunehmenden politischen Kraft innerhalb



William M. Tweed
gewinnt Wahlen, indem
er mit Schmiergeldern
und Schlägertrupps
nachhilft

der Demokratischen Partei entwickelt. Zu einer Kraft, die sich äußerst erfolgreich in der neuen Kunst übt, Volksvoten zu ihren Gunsten zu beeinflussen.

1851 gewinnt Tweed erstmals selbst eine Wahl. Er wird Vertreter im Stadtrat für den 7. Bezirk, seine Heimat im Südosten Manhattans. Es ist der Beginn eines schnellen Aufstiegs. Und seine Lehrzeit in Sachen Korruption.

Denn der Stadtrat vergibt öffentliche Aufträge für Schulgebäude, Kanalisation oder Straßenbau, Lizenzen für Gaststätten und Kutscher, Anstellungen als Straßenfeger oder Gesundheitskommissar. Er nominiert die Kandidaten für den Polizeidienst und kann Gefangene begnadigen. Und seine Mitglieder zeigen wenig Scheu, ihre Macht zum eigenen Vorteil zu nutzen.

Schnell steigt Tweed weiter auf. Er häuft Posten in der Wirtschaft und Politik an, schließlich sogar einen Sitz im Senat des Staates New York. 1863 wird er Leiter des Generalkomitees von Tammany Hall, des höchsten politischen Gremiums der Gesellschaft, kurz darauf auch „Großer Sachem“, Häuptling von ganz Tammany. Er richtet die Maschine auf einen Mann aus: sich selbst. Die meisten nennen ihn inzwischen „Boss“. Er kann Karrieren von Politikern, Richtern und Sheriffs möglich machen – oder verhindern. Und er ist zur rechten Zeit an der richtigen Stelle.

Als während des Bürgerkriegs gegen die Südstaaten im Juli 1863 in Manhattan die *draft riots* mit Dutzenden von Toten ausbrechen – gewalttätige Unruhen wegen eines neuen Gesetzes über die Verpflichtung zum Kriegsdienst (siehe Seite 60) –, ist William Tweed das Gesicht von Tammany.

Seine Klientel ist von dem Aushebungsgesetz besonders betroffen: Zwar bestimmt eine Art Lotterie, wer in den Krieg ziehen muss, doch die Reichen können sich freikaufen.

Tweeds Mitstreiter scheinen überall zu sein, sie patrouillieren durch die Straßen, beruhigen die Aufständischen. Der Boss selbst ist stets bei seinen Leuten. Und nach dem Ende der Unruhen ist er es, der eine politische Lösung für den Streit um die Aushebungen findet: Ein Komitee soll jeden Einberufenen anhören, der nicht reich genug ist, um sich selbst freikaufen zu können; zur Not wird die Stadt Ersatzsoldaten finden und aus eigener Kasse bezahlen.

Vielen gilt Tweed fortan als Held: Er hat einen Ausweg aus der ungerechten Einziehungspraxis gefunden und neue Unruhen abgewendet. Zwar mögen die meisten Angehörigen der Mittel- und Oberschicht weder ihn noch Tammany Hall. Doch sie akzeptieren die Organisation und deren Boss: Ihnen trauen sie zu, den sozialen Frieden zu wahren.

Um 1865 wohnen rund 900 000 Menschen in Manhattan, die meisten von ihnen an der südlichen Spitze. Dort stehen überfüllte Mietshäuser neben Fabriken und Geschäften. Es fehlt an Verkehrsmitteln, an Schulen, an ordentlichen Wohnungen, an sozialen Einrichtungen jeglicher Art. An wenigen Orten der westlichen Welt ist die Sterblichkeit höher.



Politiker, die nur Geld im Kopf haben: 1871 karikiert Thomas Nast den »Boss« und dessen Machenschaften für das Magazin »Harper's Weekly«. Doch nur wenige Zeitungen wagen es, Tweed zu kritisieren

Die meisten New Yorker sind arm. Die Stadt kann für den Großteil ihrer rapide wachsenden Bevölkerung nur unzureichend sorgen. Kann die Unzufriedenheit vieler kaum mildern. Doch die politischen Maschinen bringen Abhilfe: übernehmen Aufgaben der öffentlichen Fürsorge, verteilen Kohle zum Heizen, Geld, Essen, besorgen Behausungen und Arbeit.

Und William Tweed und Tammany tun mehr: Sie geben den Armen das Gefühl, an der Politik teilhaben zu können.

1868 zeigt der Boss, wie man die Wahlen zu den höchsten Ämtern in Staat und Stadt New York gewinnt: Seine Männer sorgen dafür, dass sich noch nicht eingebürgerte Immigranten naturalisieren und zur Wahl registrieren lassen, um für Tweeds Kandidaten stimmen zu können. Und so begrüßen New Yorker Richter in den Wochen vor dem Wahlgang mehr als 41 000 Neubürger. Viele von ihnen lügen, sind minderjährig, verstehen die Fragen nicht, wohnen noch nicht lange genug in New York oder geben sich als jemand anderes aus. Manchmal schwört ein Dutzend Einwanderer gleichzeitig auf die Bibel. Doch die Richter machen bei dieser Scharade mit, denn die meisten gehören selbst zur Tammany-Organisation.

Am Wahltag schickt Tweed seine Spezialkräfte in die Schlacht: *shoulder hitters* – Schläger, die gegnerische Wähler von den Urnen fernhalten – und *repeaters*, die von Wahllokal zu Wahllokal ziehen und ihre Stimme mehrfach abgeben. Der

Sheriff, auch er ein Tammany-Mann, wirbt mehr als 1500 Hilfspolizisten an, die jeden verhaften, der Tweeds Leute am Wählen hindern will.

Die Wahlen von 1868 sind ein voller Erfolg. Tammany stellt den Gouverneur sowie mit Oakey Hall den Bürgermeister. An den wichtigsten Schalthebeln in Stadt und Bundesstaat sitzen nun Männer, die ihre Karriere William Tweed verdanken.

Doch noch ist Tweed nicht zufrieden. Ein großer Teil der Macht über New York City liegt in Albany, der Hauptstadt des Bundesstaates. Aus 220 Kilometer Entfernung bestimmen die dortigen Politiker über Polizei, Schulbehörde und den Haushalt der Metropole mit. New Yorker aller Schichten hasen diese Einmischung und wünschen sich *home rule*.

Das will sich der Boss zunutze machen. Und er folgt scheinbar der öffentlichen Meinung, als er 1870 ein neues Gesetz entwerfen lässt – die Tweed-Charter, die die Macht über die Stadt einem Gremium von vier Männern übergeben und so Albany's Einfluss brechen soll.

Nach der Abstimmung vom April 1870 tritt die Charter in Kraft. Sie ist perfekt geeignet, eine Gemeinde frei von Fremdbestimmung zu verwalten – hat aber einen Fehler: Wenn die vier Männer an der Spitze zusammenarbeiten, können sie ungestört die Stadtkasse plündern.

Genau dafür hat Tweed gesorgt. Bürgermeister Hall ist ihm ebenso verpflichtet wie Richard „Slippery Dick“ Connolly, seit 1866 oberster Rechnungsprüfer der Stadt, und Peter Sweeny, nun Beauftragter für die Parks. Für die öffentlichen Bauvorhaben ist niemand anders zuständig als der Boss persönlich. Der Raubzug des „Tweed Ring“ kann beginnen.

In den Jahren zuvor sind fast 200 Rechnungen an das County New York, den die Stadt umfassenden Verwaltungsbezirk des Bundesstaates, unbezahlt geblieben. Die meisten betreffen Arbeiten an dem neuen Gerichtsgebäude. Seit zehn Jahren ist es im Bau und hat bereits zwölfmal so viel gekostet wie geplant.

Schon wenige Wochen nach der Verabschiedung der Charter nehmen sich Tweeds Männer der Rechnungen an. Sie begleichen sie alle auf einmal aus der Stadtkasse – schlagen zuvor aber 50 Prozent auf jede Summe auf. Der Überschuss landet auf den Konten des Tweed-Rings.

William Tweed hat diese Methode nicht erfunden. Seit Jahrzehnten werden in der Stadt Rechnungen frisiert. Wer nicht mitmacht, bekommt keine öffentlichen Aufträge. Korruption ist weit verbreitet. Niemand jedoch ist so gierig wie Tweed und seine Kumpane.

Doch die Stadtkasse ist nicht unerschöpflich. Um die horrenden Summen zu decken, handelt der Boss wie ein Unternehmer: Er finanziert New York mit Anleihen.

Städtische Papiere werden schon länger an internationalen Börsen gehandelt, doch nun lässt Tweed seinen Finanzchef immer neue Schuldverschreibungen ausgeben. Europäer und die Wall Street investieren in die wachsende Stadt am Hudson. Scheinbar eine lohnende Anlage.

Tweed finanziert mit dem Geld durchaus auch ambitionierte Projekte: Er verbreitert den Broadway, unterstützt die Gründung des Metropolitan Museum of Art, lässt Straßen und Krankenhäuser bauen. Und gibt den Anstoß für die Konstruktion der Brooklyn Bridge, die sich bei ihrer Eröffnung 1883 mehr als 1000 Meter über den East River spannen wird.

Deshalb hat der Boss auch die Wohlhabenden auf seiner Seite: Seine Bauprojekte mehren den Wert der Grundstücke in Manhattan. Und obwohl er seinen Reichtum immer offener zur Schau stellt, bleibt er weiterhin der Held der Armen. Er unterstützt Waisenhäuser, katholische Schulen und spendet persönlich, um Kohlen für Bedürftige zu kaufen.

Die Stadt wächst, die Steuern sind niedrig – ganz New York scheint im Herbst 1870 auf Tweeds Seite zu stehen. Auch die Presse ist ihm gewogen: Denn er ist großzügig, manche Reporter erhalten zu Weihnachten 2000 Dollar. Ein republikanisches Blatt bekommt regelmäßige Zahlungen – dafür darf der Boss die Berichte über sich vorab lesen und zensieren.



1870 gelingt es Tweed (vorn links) und seinen engsten Mitstreitern, die Kontrolle über die Stadtverwaltung zu erlangen. Gemeinsam plündern die Mitglieder des »Tweed Ring« die öffentlichen Kassen New Yorks – und weisen in dieser Zeichnung von Thomas Nast die Verantwortung dem jeweils anderen zu

Nur eine Zeitung beginnt ihn zu kritisieren: die „New York Times“, die der republikanischen Partei nahe steht. Sie schreibt gegen Tweed an, beschuldigt die politischen Gegner von der Demokratischen Partei der Korruption und Bestechlichkeit – hat aber keine Beweise.

Ebenso wenig wie der junge Mann, der an der Seite der „Times“ kämpft: Thomas Nast. Der 30-jährige Zeichner hat sich im Bürgerkrieg einen Namen als politischer Karikaturist gemacht. Nast, ein Republikaner, ist angeekelt von der Korruption, die er im Rathaus vermutet. Seit Frühjahr 1870 kennt er deshalb fast nur noch ein Motiv: Tammany Hall, Boss Tweed und dessen Ring. Böse verzerrt zeichnet er sie immer wieder für das Magazin „Harper's Weekly“, um den New Yorkern zu zeigen, dass sie von Verbrechern regiert werden.

Die Leute schmunzeln über Nasts Bilder – Grund zum Handeln aber sehen sie nicht. Viele bewundern den Boss dafür, dass er mit seinen Tricks durchkommt. Tweed scheint fest im Sattel zu sitzen.

Doch dann, im Juli 1871, wird seine Position erschüttert, Schlag auf Schlag. Am 12. Juli versucht eine große Zahl katholischer Iren, einen Aufmarsch protestantischer Iren in der Eighth Avenue mit Gewalt zu verhindern. Die Steinwürfe der Katholiken beantworten Polizei und Militär mit Schüssen in die Menge, Dutzende sterben.

Der Aufruhr erschreckt die Oberschicht: Der Mob erhebt sich – und Tammany Hall ist offensichtlich nicht mehr in der Lage, ihn zu kontrollieren.

Gleichzeitig spielt jemand der „New York Times“ Beweise zu; zehn Tage nach den Unruhen macht die Zeitung erstmals in ihrer Geschichte mit einer drei Spalten füllenden Schlagzeile auf: „Die geheimen Abrechnungen“. Darunter listet sie frisierte Summen aus Richard Connollys Rechnungsbüchern auf, die allesamt das Gerichtsgebäude betreffen.

Investoren in aller Welt sind entsetzt. Die Berliner Börse etwa handelt daraufhin keine New-York-Anleihen mehr. Der Stadt droht die Zahlungsunfähigkeit. Und die „Times“ veröffentlicht in einer Serie immer weitere Zahlen. Ein Posten für die Bestuhlung von Zeughäusern etwa, so rechnet die Zeitung vor, hätte für 34 145 Stühle ausgereicht.

Nun wagt sich auch die innerparteiliche Opposition vor. Lange war gegen Tammany kein Ankommen. Teile der Demokratischen Partei sehen ihre Chance – und ihre einzige Hoffnung, denn die Partei droht mit Tweed unterzugehen. Der Anwalt Samuel Tilden setzt sich an die Spitze der Opposition und weist in wochenlanger Arbeit nach, dass gut eine Million Dollar auf Tweeds eigenem Konto gelandet sind.

Jetzt zeigt sich, dass sich der Boss zu gierig auf das Geld gestürzt und die politische Seite des Geschäfts vernachlässigt hat. Unzufriedene Mitstreiter liefern den Strafbehörden Beweise; Richter, die dem Boss ihre Amtswürde verdanken, lassen ihn im Stich. Niemand will mit Tweed untergehen.

Und so verraten ihn schon bald auch seine Komplizen. So atemraubend Tweed aufgestiegen ist, so tief fällt er jetzt.



In einem Gerichtsverfahren wird Tweed 1873 der Veruntreuung angeklagt und verurteilt. 1875 flieht er über Kuba nach Spanien, wo ihn die Behörden umgehend festnehmen und ausliefern

Er verliert sein Geld, sein Ansehen – und seine Freiheit: Im Dezember 1871 wird er unter Arrest gestellt; im November 1873 verurteilt ihn ein Gericht zu zwölf Jahren Haft – eine außergewöhnlich hohe Strafe. Der Boss wird zum politischen Sündenbock.

Und der einzige: Sein Komplize Connolly arbeitet mit den Behörden zusammen, kann sich schließlich freikaufen und verlässt das Land, ebenso Sweeney. Bürgermeister Hall wird von allen Vorwürfen freigesprochen und bleibt bis zum regulären Ende seiner Dienstzeit im Amt.

Tweed dagegen stirbt nach fünf Jahren Haft – unterbrochen von einer abenteuerlichen, aber letztlich vergeblichen Flucht nach Spanien – im Gefängnis an Lungenentzündung.

Bis heute ist nicht klar, um wie viel sich der Tweed-Ring bereichert hat; die Schätzungen reichen von 25 bis 200 Millionen Dollar – zu einer Zeit, als der US-Dollar mehr als zehnmal so viel wert war wie heute.

Tweeds Art, Tammany Hall zu führen, bleibt noch fast ein Jahrhundert lang Vorbild für andere Political Machines. Sein Ende dient seinen Nachfolgern nicht etwa als Abschreckung, sondern als Lehre: Die Korruption wird geschickter getarnt.

Tammany Hall erholt sich bald von Tweeds Absturz. Sie bestimmt die New Yorker Politik bis 1933 und wird erst in den 1960er Jahren aufgelöst.

Und William Tweed, der vielleicht korrupteste Politiker der Stadtgeschichte, bekommt eine Art eigenes Denkmal: Das Gerichtsgebäude, an dem sich der Tweed-Ring am schamlosesten bereichert hat, heißt bei den New Yorkern bis heute „Tweed Courthouse“.

Gesa Gottschalk, 27, besucht die Henri-Nannen-Journalistenschule.

MRS. ASTORS



Nach dem Ende
des Bürgerkriegs bricht in
Amerika ein »Vergoldetes
Zeitalter« an. Mehr und mehr
Neureiche – Fabrikanten, Unter-
nehmer, Bankiers – drängen
in die New Yorker Oberschicht.

Um die Führungsposition
der alteingesessenen Familien
zu verteidigen, schafft die
Society-Königin Caroline Astor
mit ihrem Hofmarschall die
»Vierhundert«: eine Namensliste
der gesellschaftlichen Elite

VON JÖRG-UWE ALBIG



HIMMELREICH



Die Familie des Eisenbahn-Magnaten William Henry Vanderbilt kurz vor einem Opernbesuch. Neureiche wie die Vanderbilts importieren Möbel aus europäischen Königsschlössern und fingieren Stammbäume, um gesellschaftlich aufzusteigen (Gemälde von Seymour Joseph Guy, 1874)



Eine Einladung in den Palast von Mrs. Astor gleicht einem Ritterschlag. Ihr Ballsaal fasst 400 Gäste – und gibt damit den Umfang der New Yorker Elite vor (Gemälde von Carolus-Duran, 1890). Als auf dem Nachbargrundstück das Hotel »Waldorf« gebaut wird, zieht sie in ein Haus am Central Park (unten)



Die Angreiferin kommt aus dem Nichts: aus Mobile, Alabama. Sie ist erst 30 und nicht schön, aber energisch. Alva Vanderbilt hat keinen herausragenden Stammbaum, aber dafür Geld: Ihr Ehemann ist William Kissam Vanderbilt, Enkel des Schiffs- und Eisenbahn-Magnaten Cornelius Vanderbilt, mehr als 100 Millionen Dollar schwer. Sein Geld ist ihre Waffe.

Für drei Millionen Dollar haben die Vanderbilts ein Schloss an die Fifth Avenue gestellt, angefüllt mit Wandteppichen, Deckenfresken, Buntglasfenstern und einem Rembrandt im Frühstückszimmer, alles Stück für Stück aus Frankreich importiert. Das Schloss ist ein Brückenkopf im gehassten, ersehnten Feindesland.

In der New Yorker Gesellschaft.

Für die Neuankömmlinge ist die *society* verheißenes, verbotenes Territorium. Denn im Lauf des 19. Jahrhunderts ist im Land der Gleichen eine neue Aristokratie gewachsen. Es ist nicht eine klassische Oberschicht, die New York regiert: Es ist ein Bollwerk aus Sitten, Familienbanden und Werten, das um seine Besonderheit weiß und sie eifersüchtig wahrt.

Zwar wurden kurz nach der Revolution Erblehen und Erstgeburtsrecht abgeschafft, doch die Söhne der Freiheit kennen keine Bedenken, Besitz und Stellung nach feudalem Brauch dem ältesten Sohn zu übertragen. Und gegen Newcomer wie die neureichen Vanderbilts verteidigen die gerade eben erst aufgestiegenen Aristokraten ihre Privilegien bis aufs so gut wie blaue Blut.

Kaum ist ihr Schloss fertig, von Freund wie Feind bestaunt und beraunt, bläst Alva Vanderbilt zur Attacke. Für die Hauseinweihung am 26. März 1883 verspricht sie den prächtigsten Kostümball, den New York je gesehen hat, und lädt 750 Gäste mit Begleitung ein.

Der Termin ist glänzend gewählt: Die vorösterliche Fastenzeit ist gerade vor-

über, und die Society lechzt nach Zerstreuung. Und das Schönste: Es ist ein Montag. Das ist von jeher der Tag, an dem Mrs. Astor zum Ball oder zum Dinner empfängt.

Mrs. Caroline Astor, die Königin! In ihrem stattlichen Leib fließt in siebter amerikanischer Generation das Blut der Schermerhorns – einer jener würdigen niederländischen Pionier-Sippen, für die der Schriftsteller Washington Irving mit ehrfürchtigem Spott den Namen „Knickerbockers“ geprägt hat. Ihr Mann ist William Backhouse Astor junior, Sohn eines der reichsten Männer Amerikas. Sein Geld hat ihr vor 30 Jahren die Mittel verschafft, als Herrscherin in den Himmel der New Yorker Gesellschaft aufzufahren – dort sitzt sie, zu richten über die Lebenden und die Toten.

Denn Mrs. Astors Einladungen sind Ritterschläge; ihre Missbilligung ein Todesurteil. Jahrzehntelang hat sie es geschafft, die Aufsteiger von der Society fernzuhalten. Selbst der erfolgreichste Kaufmann der Stadt, der Society-Ausstatter Alexander T. Stewart, scheitert an ihrer Verachtung der Handelszunft, von der Mrs. Astor sagt: „Ich kaufe meine Teppiche bei ihnen. Ist das ein Grund, sie einzuladen, darauf zu laufen?“

Doch nun haben die Vanderbilts einen Palast gebaut, der die Ansprüche der Neureichen auf Adel in Stein fügt. Und die Wucht seiner Architektur erreicht, was Jahre des Antichambrierens nicht geschafft haben – es gelingt ihnen, den Stolz der Gesellschaft zu brechen.

Mehr als sechs Wochen lang ist das aristokratische New York vor dem Vanderbilt'schen Ball in Aufruhr. Beim Kostümschneider Lanouette arbeiten 140 Angestellte Tag und Nacht an den Gewändern. Sie und die Näherinnen der Betuchten fertigen Verkleidungen für Trapper, Sioux-Indianer und Hornissen; Eiszapfen für Eisgöttinnen, mit Diamanten besetzt; Kostüme für Königinnen und Könige, für Kardinäle und Ritter.

Ladies und Gentlemen üben Schautänze ein: Jeden Nachmittag trainiert ein Kreis junger Mädchen die „Stern-Quadrille“, unter ihnen ist auch Carrie Astor, die Lieblingstochter der Königin. Doch als der Tag der Wahrheit naht, hält die 21-Jährige noch immer keine Einladung in den Händen.

„Ich habe weder die junge Dame noch deren Mutter je getroffen“, bemerkt Alva Vanderbilt spitz. „Ich kann sie unmöglich in meinem Haus empfangen.“

Die Tochter weint – und die Mutter kapituliert. Caroline Astor lässt sich in der Familienkutsche zum feindlichen Hauptquartier an der 52nd Street fahren und wartet in finsterner Würde im Wagen, während ein Lakai ihre Visitenkarte überreicht. Damit ist die Eisenbahn-Dynastie offiziell in die New Yorker Gesellschaft aufgenommen. Wenige Minuten nach Mrs. Astors Rückkehr überbringt ein Diener die ersehnte Einladung zu Alva Vanderbilts Ball. Den nächsten Montag werden Caroline Astor und ihre Tochter im Hause Vanderbilt verbringen.

Dieser Krieg wird nicht mit Kanonen geführt. Seine Waffen sind Austern und *filets de bœuf*, Quadrille-Armeen und Batterien von Champagnerflaschen. Sein Schauplatz ist nicht das offene Feld, sondern sind die Freitreppen, Parketts und Salonfluchten der Paläste an der Fifth Avenue. Sein Ziel ist nicht der Genuss und nicht das schöne Leben. Es geht allein um den Sieg – und das Prestige, den Status, den sozialen Triumph.

Die privaten Eisenbahnwagen, die 500000-Dollar-Yachten mit den Louisquatorze-Möbeln, die Seehundmäntel, die das Jahreseinkommen einer Mittelschicht-Familie kosten, die Automobile, die zum Ende des Jahrhunderts in Mode kommen, die hotelgroßen Sommerpaläste im Badeort Newport in Rhode Island – all diese Güter sind keine Genussmittel, sondern Etappen im Kampf um Anerkennung. Selbst die wohlthätigen Anstrengungen der Elite, die öffentliche Bibliothek eines John Jacob Astor, die Universität der Vanderbilts in Nashville oder die Spenden der Reichen für das 1870 gegründete Metropolitan Museum of Art dienen vor allem der Abgrenzung gegen den kulturlosen Pöbel.

„Das Motiv, das recht eigentlich an der Wurzel des Eigentums liegt, ist die Konkurrenz oder die Rivalität“, notiert 1899, auf dem Siedepunkt dieser hysterischen Zeit, Thorstein Veblen, Professor für Ökonomie an der Universität Chicago. Schon bei den Jägern und Sammlern sei der Besitz mehr Symbol als Nutzen gewesen – „Zeichen der Überlegenheit des Besitzenden über andere Gruppen-

mitglieder“. Alles, was der Mensch tue, tue er für sein Prestige: Lieber als genießen wolle er beneidet werden.

Und es ist kein Zufall, dass es dieses „Gilded Age“ ist, dieses „Vergoldete Zeitalter“ am Ende des 19. Jahrhunderts, in dessen aufdringlichem Schimmer Thorstein Veblens „Theorie der feinen Leute“ geboren wird.

Am Abend um halb elf, eine Stunde vor Beginn des Balles, treffen Alva Vanderbilts erste Gäste ein. Hunderte begaffen die Ankunft der Kutschen. Diener mit Kniehosen und gepuderten Perücken nehmen die Besucher in Empfang, Mädchen in Bauerntracht sind ihnen zu Diensten. Luxus bestreicht die Gäste wie Artilleriefeuer – die schweren Möbel, die wuchtigen Gemälde, die dicken Teppiche und Ritterrüstungen. Die fast zehn Meter hohen Decken, die Fußböden aus polierter Eiche, der Renaissance-Kamin.

Alles hier atmet das schwere Parfüm der Monarchie. In einem Saal im Stil Franz' I. von Frankreich ruft ein Diener die Namen aus. Neben dem Hausherrn, nach einem alten Gemälde seiner eigenen Sammlung ausgestattet mit heller Strumpfhose, gelbem Wams und goldbesticktem Samtumhang, steht die Hausherrin, um den Hals eine Perlenkette aus dem Besitz Katharinas der Großen, mit weißem und gelbem Brokat als venezianische Prinzessin kostümiert – unter einem lebensgroßen Porträt ihrer selbst.

Um halb zwölf beginnt der Tanz. Man führt die Steckenpferd-Quadrille auf, die Mother-Goose-Quadrille. Zur Meißner-Porzellan-Quadrille tragen Herren und Damen weiße Kostüme wie zu Zeiten Friedrichs des Großen, weiße Perücken und weiße Narzissen im Knopfloch. Dann die Stern-Quadrille. Walzer und Polka schließen sich an, die Gavotte, endlich das Nachtmahl oben im zwei Stockwerke hohen „Gymnasium“. Dort bestaunen die Gäste die Blumenmeere – vor allem die mit Nachdruck gestreute Tatsache, dass die Rosen zwei Dollar das Stück gekostet haben, doppelt so viel, wie Mrs. Astor gewöhnlich bezahlt.



Medici-Paläste, britische Burgen und französische Renaissance-Bauten dienen den Neureichen als Vorbild. 1883 laden Alva und William Kissam Vanderbilt loben dessen Schwester Margaret, Gemälde von John Singer Sargent, 1888) in ihr neues Schloss an der Fifth Avenue (unten)



Um sechs Uhr morgens führt Alva Vanderbilt zum letzten Tanz. Die Kosten des Spektakels werden auf bis zu 250 000 Dollar geschätzt. Doch es war seinen Preis wert: Kaum ist sie wieder daheim, setzt die allmächtige Mrs. Astor die Vanderbilts auf die Gästeliste ihres nächsten Balls.

Auch die Astors sind einmal Neulinge gewesen, unbehauen von gesellschaftlichem Kommentar: John Jacob etwa, der Begründer der Dynastie, war 1784 mit 25 Dollar in der Tasche aus dem badischen Walldorf nach New York ausgewandert und hatte es in gut 50 Jahren mit betrügerischen Pelzgeschäften sowie dem Eigentum an den menschenunwürdigsten Slums der westlichen Welt zu 20 Millionen Dollar gebracht. Auch seine Manieren waren nicht aristokratisch: Bei Dinnereinladungen aß er Erbsen und Eiscreme mit dem Messer und wischte die Finger an den Kleidern der Damen ab.

Doch seine Nachkommen haben die Sitten entwickelt, die ihnen gestatten, den Pöbel auf Abstand zu halten. Das ist auch bitter nötig: Denn in der Zeit des Bürgerkriegs ist neues, wildes Geld in die Stadt geflossen. Es strömt nun durch die Korridore der beiden Börsen der Stadt, lässt die Guthaben auf den New Yorker Banken binnen drei Jahren auf fast das Dreifache anschwellen, staut sich in den Tresoren von Stahlbaronen, Kohlegrafen und Weizenherzögen. Trägt Multimillionäre auf seinen Wellen, die alles haben – bis auf die Anerkennung der Gesellschaft. Flaniert in Form von Seide, Satin und Spitzen an den Körpern der Damen über den Broadway: „Allein ihre Hauben verkörpern einen Preis, der vor ein paar Jahren für eine komplette Ausstattung mehr als ausgereicht hätte“, staunt der „New York Herald“.

Für einen Moment brüllt die Stadt vor Vergnügen, vor Aufbruch und vor Gier. 600 Bälle heizen die Wintersaison 1865/66 auf, darunter der Kinderheim-

Ball, der Ball des römisch-katholischen Waisenhauses, der Ball des Cercle Français de l'Harmonie. Spieler, Banditen und Bordellbesitzer, Hochstapler und Heiratsschwindler mischen sich unter die Kirchgänger und die Flaneure im Central Park. Spekulantengattinnen und Zeitungsköniginnen kaufen bei Tiffany und schicken die Kinder zu Allen Ddworths Tanzakademie – als könnte man Distinktion kaufen.

Von den Gipfeln ihres Status sehen die Alteingesessenen derartigen Verrenkungen zu. „Kletterer“ nennen sie die ehrgeizigen Parvenüs – denn der Aufstieg auf die Rocky Mountains der Anerkennung ist lang, steinig und ständig vom Absturz bedroht.

Selbstbewusst werfen die Neulinge den Charme ihrer Töchter oder ihre Macht an der Wall Street ins Feld, um den Zugang zu erzwingen – und kasieren Demütigung um Demütigung.

Die Gattin eines Silberminen-Magnaten etwa, die nach starkem Druck die widerwillig erteilte Einladung zu einer Gala am Washington Square in den Händen hält, macht sich am großen Abend siegesgewiss auf den Weg: Doch als sie den einladend erleuchteten Palast erreicht, in den die Gäste strömen, lässt sich die Gastgeberin ihr gegenüber verleugnen. Ein Lakai verwehrt der Besucherin den Zutritt und behauptet einfach, die Dame des Hauses sei leider abwesend: „Ich werde ihr Ihre Karte geben.“

Eine erniedrigende Erfahrung, wie sie Legionen reicher Neulinge teilen. Die Schriftstellerin Edith Wharton, als Tochter der Oberklasse gefeierte Chronistin des Gilded Age und Nestbeschmutzerin zugleich, beschreibt in ihrem Roman „Die kühle Woge des Glücks“ exemplarisch, wie eine mit allen irdischen Gütern gesegnete Fifth-Avenue-Lady sich die Augen ausheult, weil sie kein Billet für ein Hauskonzert bei einer Dame der Gesellschaft bekommt.

Die Helden in Edith Whartons Romanen sind weiblich. Schließlich fechten ja die Frauen im Dienst ihrer Männer alle Status-Scharmützel aus und herrschen über die kronleuchterbeglänzten Schlachtfelder: die Speisesäle, die Ballräume, die Salons. Nur sie haben Zeit für das, was der Ökonom Veblen mit dem Begriff der „stellvertretenden Muße“



EIN VER

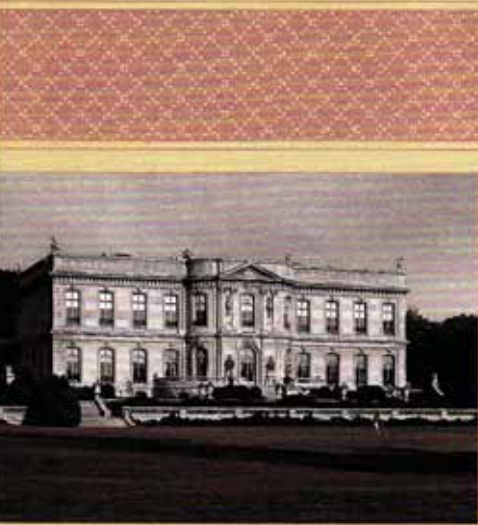


Nicht Sehnsucht nach Luxus treibt die Reichen, sondern die Konkurrenz. Eine der weltweit größten Privatyachten gehört dem New Yorker Verleger James Gordon Bennett (links): Eine Kuh an Bord der »Namouna« versorgt die Gäste mit frischer Milch (Gemälde von Julius LeBlanc Stewart, 1890)

MÖGEN VON EINER MILLION GILT ALS »RESPEKTABLE ARMUT«



Im Sommer ziehen sich die Superreichen in ihre Paläste im Badeort Newport in Rhode Island zurück (unten die Residenz »The Elms« des Kohlebarons Edward Julius Berwind). Auch die Anwaltstochter Helen Manice gehört zur New Yorker Society (Gemälde von John White Alexander, 1895)



beschreibt: die Beschäftigung der Frau mit überflüssigen Dingen – als Ausweis der Macht des Mannes, der es sich leisten kann.

Denn in der New Yorker Oberschicht bleibt den Ladys nicht mehr viel zu tun, da die Erziehung der Kinder unter der Aufsicht der Kinderfrau, der Haushalt in der Obhut des irischen Stubenmädchens und die Küche unter der Fuchtel von Dienern und Köchinnen funktioniert.

Und so ist die Arbeit der Aristokratinnen vor allem eines: Verschwendung im Schweiß ihres Angesichts.

Es ist ein ritueller Wettkampf wie der Potlatch der nordwestamerikanischen Indianer, deren Häuptlinge einander regelmäßig mit ruinösen Geschenken niederzuringen pflegten; die bisweilen auch die eigenen Reichtümer, Kanus, Nahrungsmittel und Sklaven mutwillig vernichteten, um Überfluss zu demonstrieren und so den Gegner zu demütigen.

„Jede Frau ist auf sich selbst gestellt“, so beschreibt Mrs. Astor die Regeln, „und versucht, die anderen mit verschwenderischer Zurschaustellung und verrückter Extravaganz auszustechen.“

Denn Triebfeder aller Wünsche ist nicht die Sehnsucht nach Luxus, sondern die Konkurrenz. Nicht die Wonnen des Lebens stacheln zum Erwerb an, sondern das Begehren des Nachbarn. Auch die Vanderbilts, heißt es, reisen nur deshalb in die Sommerfrische nach Newport, weil die Astors dort sind.

„Ich will das, was die anderen auch wollen“, sagt eine Aufsteigerin in Edith Whartons Roman: Dieser Satz beschreibt in acht Worten die Philosophie des nachahmenden Begehrens, das die Reichen von New York ergriffen hat.

Der Zwang, mit den anderen mitzuhalten, treibt den Prunk in schwindelnde Höhen. Unaufhaltsam wächst die Kette der Stadtpaläste gen Norden, immer an der Fifth Avenue entlang.

Es heißt, ein Spieler brauche runde 50 Millionen Dollar, um bei diesem Poker der Eitelkeit mithalten zu können. Die Familie Vanderbilt scheut keine Kosten:

13 Adressen an der Fifth Avenue werden nach und nach von ihnen bewohnt. Jedes Schmuckstück prächtiger als das vorhergehende, noch englischer, noch pariserischer, noch aristokratischer.

Und noch eklektischer: Schamlos leihen sich die Häuser ihren wirren Charme von Dogenpalästen und Medici-Villen, von britischen Burgen und byzantinischen Serails, von Gotik, Barock und Rokoko. Der Wohnsitz von Cornelius Vanderbilt II. und seiner Frau zwischen 57th und 58th Street ist ein Amalgam aus Versailles, Schloss Fontainebleau und viktorianischem Stil, mit Türmchen und Torbögen und einer halbkreisförmigen Kutschauffahrt. Die Interieurs sind vollgestopft mit Kitsch aus aller Herren Länder – türkische, ägyptische, chinesische und griechische Salons, angefüllt mit wucherndem Nippes.

Diese Anhäufung des Teuren, aber Unbrauchbaren ist es, die der Ökonom Veblen den „demonstrativen Konsum“ nennt. Der führe, so Veblen, nicht zuletzt dazu, dass „die Mitglieder jeder Schicht die jeweilige Lebensweise der nächsthöheren zu ihrem Schicklichkeitsideal machen und ihre Energie darauf verwenden, diesem Ideal gemäß zu leben“.

Es sind die aufkommenden Massenblätter, die diesen Stachel des Begehrens noch tiefer ins Fleisch der Ausgestoßenen treiben. Das wöchentlich erscheinende Klatschblatt „Town Topics“ etwa kauft Butlern, Kutschern, Zimmermädchen sowie Angestellten von Telegraphenbüros Gerüchte über untreue Frauen, spielsüchtige Ehemänner und uneheliche Kinder ab – und sammelt bei den Größen der Gesellschaft Schweigegelder in fünfstelliger Höhe ein.

Noch bei den Herrenausstattungen liegen die „Town Topics“-Korrespondenten auf der Lauer – und beobachten etwa den Börsenmogul George Jay Gould beim Kauf von „feinster Seidenunterwäsche zu 20 Dollar pro Paar“ in den Farben „Perlweiß, Blau, Rosa und Creme“.

Die Zaungäste der Statuskriege geben sich alle Mühe, dem Pulverdampf so nahe wie möglich zu kommen. Es gibt Kohorten von Damen, die täglich voller Sehnsucht nach Glanz die Yellow Press

durchstöbern. Es gibt Touristen, die hingebungsvoll die Fifth Avenue und den Broadway abpilgern; Schaulustige, die an Galaabenden vor der Oper den Bürgersteig verstopfen, vor den Fenstern des Restaurants „Delmonico's“ auf hochmögliche Esser warten oder bei Beerdigungen auf Grabsteine klettern, um einen Blick auf illustre Trauergäste zu werfen.

Aufsteiger studieren den Lifestyle der Großen wie Heiligenlegenden. Es ist eine Art Magie, ein Jagdzauber prähistorischen Zuschnitts: Wenn wir die Kleider, Tänze und Manieren der Erfolgreichen nur streng genug kopieren, werden wir so erfolgreich wie sie.

Die Newcomer geben sich Mühe, das Regelwerk der Aristokratie zu durchschauen und zu befolgen. Sie bezahlen Schneider für Kleidertipps – und selbsternannte „Genealogen“ für Stammbäume, an deren Wurzel Wilhelm der Eroberer aus dem 11. Jahrhundert steht.

Sie nehmen bei verarmten Damen aus der Oberschicht Sprechunterricht, Französischstunden und Etikette-Lektionen. Sie tauschen Börsentipps gegen Einladungen zu zweitklassigen Abenden, an denen nur Spott auf sie wartet – und fragen sich gelegentlich, ob all die Mühe überhaupt lohnt: „Ist es nicht seltsam“, resümiert eine der Alpinistinnen in einem klaren Moment, „wie wir uns anstrengen, um in eine Welt zu gelangen, die letztlich gar nicht so amüsant ist?“

Denn das Leben der „müßigen Klasse“, wie Veblen sie nennt, ist kein Spaß. Es ist eine Hatz, ständig die richtigen Verbindungen zu knüpfen – und gleichzeitig jeden zu meiden, dessen mangelndes *standing* ansteckend wirken könnte. „Die falsche Gesellschaft ist wie Fliegenpapier“, heißt es bei Edith Wharton: „Klebt man mal fest, kann man ziehen und zerren, wie man will – man kommt nie mehr los.“

Längst reicht ein erlesenes Menü nicht mehr aus, die Elite bei der Stange zu halten. Teure Gäste werden mit kleinen Geschenken geködert: kostbare Haarnadeln für die Dame, goldene Zigarrenschneider für den Herrn. Ein Gastgeber lässt die Verdauungszigarren in frisch gedruckte Hundertdollarscheine einrollen.

Für den Debütantinnenball ihrer Tochter spendiert Alice Gwynne Vanderbilt goldene Zigarettenetuis und Fächer im Wert von 10000 Dollar. Ein Gastgeber dekoriert sein Dinner mit Hunderten von Singvögeln in goldenen Käfigen und einem künstlichen See, auf dem vier lebende Schwäne schwimmen.

Nichts als „Geld, Sorge und Sodbrennen“ sei die Gastgeberin, seufzt eine erschöpfte Dinner-Strategin, und auch die unermüdliche Alva Vanderbilt hat ihre matten Momente: Keine weibliche Tätigkeit, klagt sie einmal, sei „so strapaziös für die seelischen Vorräte wie eine Führungsrolle in der Society“.

Denn jeder Genuss ist nur dazu da, gesehen zu werden. Es ist die Logik des *tableau vivant* – eines der beliebtesten Gesellschaftsspiele der Epoche, bei dem lebende Menschen auf einer Bühne jene Gemälde nachstellen, in denen die Gesellschaft sich wiederzuerkennen geruht.

So sind auch Mrs. Astors Dinner weniger Gaumenfreude als Bühnenbild: das Speisezimmer aus alter Eiche, die kostbaren Wandteppiche, die Kandelaber aus Gold – und an der Decke florale Fresken mit dem Monogramm der Astors im Zentrum. Livrierte Diener bringen Speisen auf goldenen Tellern; ein Orchester spielt, hinter Palmen versteckt.

Die Tische bedecken Pariser Tischtücher, von deren Preis eine Durchschnittsfamilie ein Jahr lang leben könnte; darauf „Gloire de Paris“-Rosen, Apfelblüten, Azaleen und, ganz wichtig, ein Meer von Orchideen: „Da sie die teuersten Blumen sind“, hat Mrs. Astors Zeremonienmeister Ward McAllister bestimmt, „müssen Orchideen im Überfluss vorhanden sein.“

Schönheit bemisst sich einzig nach dem Preis: Nicht im Auge spiegelt sich der Wert der Dinge, sondern im Glanz des Silberdollars. Und nicht auf der Zunge beweist sich die Güte eines Dinners, sondern auf der Waage.

Es sind Alpen, ja Himalayas, die sich auf den Goldtellern türmen – Schildkröten und Rinderfilets, Tafelenten und getrüffelte Rebhühner, Wachteln und Foie gras in Aspik, garniert mit Früchten aus der ganzjährigen Gewächshaus-Saison.



Im Jahr 1888 porträtiert Benjamin Curtis Porter die Vanderbilt-Tochter Emily. Der Clan kämpft auch in der Sommerfrische um sein Ansehen: 1895 wird die Residenz »The Breakers« fertig – mit 70 Zimmern der größte Palast im Badeort Newport





Ob Dinner, Tanz oder der Fünfuhrtee: Die Elite ist ständig auf der Jagd nach den richtigen Verbindungen. Nichts als »Geld, Sorge und Sodbrennen« bedeute die Gastgeberei, klagt eine Dame der New Yorker Gesellschaft (Gemälde von Julius LeBlanc Stewart, 1883)

DIE ELEGANZ DER ALTEN WELT IST DAS VORBILD IN SÄLEN UND



Mit vollendeter Haltung und dem höfischen Air des alten Europa umkreisen die Diener die Tische – livriert in grünen Plüschmänteln, weißen Kniebundhosen, schwarzen Seidenstrümpfen, goldenen Gürtelschnallen und roten Peitschenschnurcord-Westen. Auf den Knöpfen prangt das Familienwappen der Astors und das heraldische Motto: „Semper fidelis“, immer treu.

Und am Kopfende der Tafel regiert die Königin, behängt mit Schmuck im Gesamtwert von mehr als einer Million Dollar, gekrönt von einer majestätischen Perücke und einem Diadem, das sie bisweilen mit glitzernden Sternen und Vögeln aus Juwelen ergänzt.

Um ihren Hals fallen Kaskaden von Diamanten; ihren Leib umschnürt ein glitzerndes Mieder, das einst die Franzosenkönigin Marie Antoinette trug. Noch ihr Rücken ist gespickt mit Edelsteinen, und mit Haltung und stoischer Miene versucht sie zu vermeiden, dass die Steine beim Sitzen in ihre Haut schneiden.

Denn niemand sitzt zum Vergnügen hier. Die Fadheit der Tischgespräche ist legendär, denn Intellektuelle, Musiker, Künstler oder andere bunte Vögel sind in den Salons der Society unerwünscht. Die Trübsal der Konversation lässt nur einen Ausweg offen: eiserne Völlerei. Doch zugleich ist es Pflicht, schlank zu bleiben, um womöglich Mrs. Astor auf dem Diwan ergänzen zu können, von dem aus sie ihre Bälle überwacht: abschreckend der Fall jener Matrone, der die Königin wegen übermäßiger Leibesfülle den Ehrenplatz an ihrer Seite verwehrte.

Auch lose Sitten können den Kopf kosten. Schon ein Wort wie „Hose“, das auf den Unterkörper verweist, ist für den Gentleman tabu. Eine Dame der Gesellschaft, die aus Europa eine Sammlung klassischer Skulpturen mitgebracht hatte, sieht sich von der öffentlichen Meinung gezwungen, die intimen Teile der Gottheiten mit Taschentüchern zu tarnen. „Wir sind so sittsam“, kommentiert ein Gentleman, „dass wir Vorhänge um die Beine unserer Klaviere wickeln.“

Das tiefste Symbol dieses verbissenen Kampfes um den richtigen Schritt aber ist der Tanz. Er ist Code, Reglement, Disziplin – kein Spaß für Müßiggänger, sondern Körpereinsatz für die soziale Bilanz, die sich darin ausdrückt, mit

möglichst vielen getanzt zu haben: Für die Damen zeigten die Partner bei dieser Übung „nicht mehr Individualität als irgendein Moorhuhn, das dem Sportsmann vor die Flinte fällt“, so ein Zeitgenosse.

Vor allem der Cotillon, ein konzertiertes Manöver mit der Komplexität eines Infanterievorstoßes, ist, wie der Inhaber der vornehmsten Tanzakademie der Stadt versichert, „der repräsentative Tanz der modernen Zivilisation“. Er schule Tugenden wie Aufmerksamkeit, Pünktlichkeit, Schweigsamkeit, Gehorsam sowie „die Bereitschaft, kurzfristiges persönliches Vergnügen zu opfern“.

Kurz: Gesellschaft ist, wie ein Beobachter klagt, „Verantwortung, von der es keine Entspannung gibt; Zeitvertreib, der keine Muße bringt“.

Vorarbeiter dieser Fron ist Mrs. Astors Hofmarschall Ward McAllister, kurz „Mc“ genannt. Er ist durch ganz Europa gezogen, um von Herzögen, Grafen und einem der Köche Queen Victorias die hohe Kunst des Bewirtens zu lernen.

„Erfolg als Gastgeber ist die Leiter zum Erfolg in der Gesellschaft“, ist einer seiner Wahlsprüche. Und: „Ein Vermögen von einer Million Dollar ist bloß respektable Armut.“

Sein hart erworbener Sinn für „englisches Leben in Perfektion“ machen ihn zum idealen Scharfrichter des Lifestyle: Denn Amerikas Elite kennt nichts Höheres, als den Pöbel mit europäischem Stil auf Abstand zu halten.

Die Dinner und Bälle, die McAllister für die Könige von New York ausrichtet, machen ihn bald unentbehrlich. 1872 trifft er Mrs. Astor – und erkennt sofort ihren Wert als Gallionsfigur der Society: Ihre Herkunft, ihre stattliche, in Kleider des Pariser Schneiders Worth gehüllte Erscheinung und ihr Ehrgeiz prädestinieren sie zur Grande Dame.

Zudem verspricht ihr reicher, doch ständig abwesender Ehemann völlige Manövrierefreiheit: Mr. Astor flieht vor

den Qualen der Party-Marathons nach Europa, Florida oder auf seine Yacht „Ambadress“, die größte der Welt. „Die Seeluft tut ihm so gut“, entschuldigt ihn Mrs. Astor mit bitterer Nachsicht.

Mit dieser Gönnerin an der Seite gelingt McAllister 1872 sein größter Coup: die Gründung der „Patriarchs“ – einer sorgfältig verlesenen Ballgesellschaft für jene New Yorker, die seinem Urteil nach das Recht und die Pflicht haben, „die Gesellschaft zu kontrollieren, zu führen, vorwärtszubringen und Leute nach Belieben zu empfangen oder auszuschließen“.

Sein erklärtes Ziel ist es, „Profiteure“, „Flegel“ und „Leute mit nichts als Geld“ vor den Türen der Gesellschaft zu halten. Jeder der 25 „Patriarchs“ darf vier Damen und fünf Herren zum Ball einladen – und sollte sich einer der Gäste als unpassend entpuppen, droht McAllister dem Einladenden selbst mit gesellschaftlicher Schmach.

So macht er aus der Society eine Gesellschaft auch im wirtschaftlichen Sinn: eine Firma mit Corporate Identity, Betriebszielen und aggressiver Verdrängung jeder Konkurrenz. Unter seiner Regie wird der Ballsaal der Astors Gefäß und Grenze für die Gesellschaft. Der Saal fasst 400 Gäste, und das sei genau der Umfang von New Yorks Elite, verrät McAllister der „New York Tribune“.

Jahrelang lässt er sich bitten, bis er anlässlich eines von Mrs. Astors Jahresbällen schließlich auch Namen nennt – zum Entzücken der Geadelten. Und zum Schrecken von Ausgestoßenen wie dem Eisenbahn-Mogul Collis P. Huntington, der McAllister umgehend 9000 Dollar bietet, um doch noch Eingang zu finden in den Kreis der „Vierhundert“.

Denn die Welt der Verschmähten ist die Hölle des Nichts, der absoluten Bedeutungslosigkeit. Juden, Schwarzen und Katholiken ist der Zugang zur Society ohnehin weitgehend verwehrt. Aber auch wer von Mrs. Astor eingeladen wird, sie dann aber aus irgendeinem Grund enttäuscht, wird so lange in dieses Fege-

feuer verbannt, bis er demütig zu Kreuze kriecht. Den Verdammten bleibt nichts anderes übrig, als ihren eigenen Himmel zu gründen. Und es ist das ureigene Terrain der Aristokratie, auf dem die Außenseiter schließlich einen epochalen Sieg erringen: die Oper.

New Yorks Gesellschaft liebt die Oper – denn sie ist teuer, europäisch geprägt und ein Ort, an dem man von jeder Stelle aus gesehen werden kann. Der wahre Aristokrat erscheint spät nach dem Dinner, empfängt in der Pause im Vorzimmer seiner Loge, das für diesen Zweck mit Diwans ausgestattet ist – und verlässt den Musentempel gleich darauf, um das tragische Finale zu vermeiden („Die Society liebt keine Todesszenen“, heißt es) und noch pünktlich zur nächsten Abendeinladung zu erscheinen: Der Opernbesuch, schreibt ein pragmatischer Beobachter, sei die Verdauungspause zwischen Dinner und Ball.

1880 ist die Academy of Music an der 14th Street das einzige Opernhaus in der Stadt – und so exklusiv, dass ein Aufsteiger wie William Henry Vanderbilt vergebens 30000 Dollar für eine Loge bietet. Doch Vanderbilt lässt sich nicht einschüchtern: Mit der Unterstützung anderer verachteter Multimillionäre wie William Rockefeller und William C. Whitney baut er am Broadway zwischen 39th und 40th Street eine Gegen-Oper.

600000 Dollar kostet das Grundstück, eine halbe Million das neue Gebäude, doch das muss eine sichere Loge wert sein. In einem Akt der Panik versprechen die Leiter der Academy of Music den Einbau von 26 weiteren Logen, um der Konkurrenz Paroli zu bieten – zu spät: Am 22. Oktober 1883 eröffnet die Metropolitan Opera mit Gounods „Faust“.

Das neue Opernhaus wird auf Anhieb zum Erfolg. Der größte Triumph aber liegt darin, dass Mrs. Astor ihre Loge in der alten Oper aufgibt, um eine in der Metropolitan zu mieten. Wie üblich erscheint sie spät zur Vorstellung, „explodierend im Feuer von hundert Diamanten“, wie ein Beobachter notiert.

Zwar unkt der „Dramatic Mirror“, die Anwesenheit der Parvenüs vom Schlage Vanderbilts habe „die Luft mit dem Duft

frischer Dollarnoten“ parfümiert. Doch der Abend ist ein Husarenstreich: Die Macht über die Gesellschaft gehört jetzt dem neuen Geld.

Die Moral der Aristokratie ist erschüttert. Auch Mrs. Astors Stellung ist nicht mehr unumstritten. William Waldorf Astor, ein Neffe ihres Ehemanns, unternimmt 1890 sogar einen veritablen Putschversuch: Seine Gattin Mary, hat sich William in den Kopf gesetzt, soll fortan *die* Mrs. Astor sein – Herrscherin über New Yorks Gesellschaft.

Um ihre Monopolstellung zu verteidigen, lässt Caroline Astor Visitenkarten drucken, auf denen sie, wie eine Göttin, nur noch einen einzigen Namen trägt: „Mrs. Astor“, und keine Silbe mehr.

William Waldorf Astor rächt sich mit einem elfstöckigen Hotel, dem „Waldorf“, das er auf das Nachbargrundstück seiner Tante an der Fifth Avenue baut. Mrs. Astor lässt sich das nicht bieten und zieht um. Auf ihrem Grundstück errichtet ihr Sohn Jack kurz darauf das „Astoria“. Es ist fünf Etagen höher als das „Waldorf“ und noch üppiger ausgestattet.

Doch kurz darauf kommt es zu einem Frieden zwischen den Hotelbesitzern: Sie verbinden die beiden Häuser im Erdgeschoss miteinander und kooperieren fortan.

Mit mehr als 1300 Zimmern signalisiert das „Waldorf-Astoria“ (das später abgerissen und an der Park Avenue noch größer und prächtiger neu errichtet wird) nicht nur den Einbruch der Handelsvertreter und Geschäftsesser auf den Boulevard der Millionäre. Es ist schlicht Verrat: William Waldorf Astor und Jack Astor werfen die Exklusivität der Society den Massen zum Fraß vor.

Und ausgerechnet dieses Luxushotel wird 1897 zur Bühne, auf der die New Yorker High Society des Gilded Age ihren Ruf verspielt.

Es ist ein schwarzes Jahr: Die Welt jenseits der Fifth Avenue liegt in den Krämpfen einer schweren Depression, mehr als jeder zehnte Amerikaner hat keinen Job, und auf den Straßen New

Bewegende Momente der deutschen Geschichte – jetzt sammeln!

Deutsche Schicksalsjahre



**KOMPLETTE
SERIE NUR
€ 17,-!**

1918, 1938, 1949, 1989 – vier Schicksalsjahre der deutschen Geschichte; vier Gedenkjahre und historische Jubiläen, die ZEIT GESCHICHTE zum Anlass nimmt, in vier aufeinanderfolgenden Ausgaben von den Schlüsselereignissen des 20. Jahrhunderts zu erzählen. Im Abonnement verpassen Sie garantiert keine Ausgabe!

Sammeln Sie alle 4 Ausgaben der neuen ZEIT GESCHICHTE-Serie



1918 – Aufbruch in die Weimarer Republik

1938 – Abschied von der Zivilisation
erscheint am 12.11.08

1949 – Die doppelte Staatsgründung
erscheint am 25.02.09

1989 – Die friedliche Revolution
erscheint am 27.05.09

► Im Abonnement verpassen Sie garantiert keine Ausgabe und sichern sich alle 4 Folgen der »Deutschen Schicksalsjahre«!

► Frei-Haus-Lieferung

► 4 Ausgaben für € 17,- statt € 19,20 – Sie sparen über 11 % gegenüber dem Einzelverkauf.

Sichern Sie sich jetzt ZEIT GESCHICHTE!

Per Telefon: 0180 – 52 52 909*

Im Internet: www.zeit.de/geschichteabo

Per E-Mail: abo@zeit.de Bitte geben Sie die Bestellnummer 601233 FA an.

*14 Cent/Min. aus dem deutschen Festnetz, Mobilfunkpreise können abweichen.

ZEIT Geschichte

Yorks stehen die Obdachlosen Schlange vor den Suppenküchen.

Da hat die Industriellengattin Cornelia Martin die Idee, im „Waldorf“ einen Kostümball von nie da gewesener Pracht zu geben – mit der erklärten Absicht, „dem Handel neuen Schwung zu geben“ und so die Konjunktur anzukurbeln.

Die Martins ernten wenig Dankbarkeit für ihren humanitären Plan. Es gibt Bombendrohungen und wütende Proteste, Zeitungen beschweren sich über diese „Extravaganz“, und Kleriker warnen davor, mit einer solchen Luxusschau „die wachsende Kluft, die Reiche und Arme trennt“ unnötig sichtbar zu machen.

Das Management des „Waldorf“ lässt aus Angst vor Demonstranten die Fenster der beiden unteren Stockwerke zunageln; rund 200 Polizisten sichern die Umgebung des Gebäudes. Die Martins erscheinen mit Leibwächtern; die Kapelle der US-Marines spielt zum Tanz auf.

Es ist ein Tanz auf einem Vulkan, das signalisieren schon die Kostüme. Viele Gäste sind als Gestalten vom Hof des vorrevolutionären Frankreich verkleidet: Mindestens zehn Madame Pompadours, diverse Marie-Antoinettes sowie fast 100 Kopien von Hofschranzen und Kurtisanen stolpern durch die Säle, behindert von Schwertern und benebelt von Wein, Brandy, Whiskey und dem Inhalt von 60 Kisten des teuersten Champagners, der in Amerika zu kaufen ist.

Endlich, im Morgengrauen, wanken die erschöpften Helden des Überflusses ans Tageslicht – „wie garstige Nachtvögel“, unkt ein Reporter, „oder ein unreiner Traum“.

Das Ergebnis der monströsen Investition ist ein gewaltiger Kater. Eine Wolke aus Misstrauen und Überdruß verdunkelt in den folgenden Wochen den Glanz der Society. „Eine halbe Million Dollar für Flitter und Blumen“ hätten die „Kostüm-Könige und Pseudo-Königinnen“ verschwendet, schreibt ein Kommentator –

und dabei nicht halb so viel Spaß gehabt wie eine Handvoll Bauernburschen beim Maisschäl-Wettbewerb.

Und zu allem Überflus verdoppeln die Stadtväter nach dem Exzess die Steuern auf die Liegenschaften der Martins. In seinen wohlthätigen Impulsen brüskiert, verkauft das Paar seinen New Yorker Besitz und zieht nach England.

Auch Mrs. Astors Sockel bröckelt weiter. Die schwerste Breitseite ergeht in der Person von Mrs. Stuyvesant Fish, der Herrin über einen millionenschweren Palast an der Ecke 78th Street und Madison Avenue: Dort hat sie einen Ballsaal einrichten lassen mit der ausdrücklichen Anweisung, dass sich dort „eine Person aus schlechtem Elternhaus unwohl fühlen“ solle.

Mrs. Stuyvesant Fish begnügt sich nicht damit, ihre Gäste zu bewirten – sie arbeitet hart daran, sie zu verblüffen. Bei ihren Dinners lässt sie Broadway-Komödianten auftreten, Vaudeville-Stars und weibliche Clowns. Sie engagiert Ragtime-Musiker und tanzende Mädchen in Blumenkäfigen, die auf den nackten Schultern schwarzer Träger ruhen.

Auf ihren Partys teilen Elefanten mit ihren Rüsseln Erdnüsse aus, müssen Gäste auf Befehl der Hausherrin in Babysprache konversieren. Erschrecken als Katerverkleidete Knaben die Damen mit lebenden weißen Mäusen, speisen diamantengeschmückte Schoßhunde vom edelsten Porzellan, bis einer von ihnen vor Überfüllung in Ohnmacht fällt. Stellt sich der „Prinz del Drago“, Ehrengast eines groß angekündigten Galadinner, als Affe im Abendanzug heraus.

Mrs. Astor ist nicht amüsiert. Sie zischt Verächtlichkeiten gegen die „Zirkustruppe“ ihrer Konkurrentin. Sie selbst, lässt sie bekanntgeben, verlasse sich „für die Unterhaltung nach alter Sitte auf die Konversation ihrer Gäste“.

Klar, dass viele Damen danach streben, ihren Platz einzunehmen – doch sie hoffe, ihr Einfluss reiche aus, „die würdelosen Methoden“, die „gewisse New Yorker Frauen anwenden, um eine Gefolgschaft anzuziehen“, unmöglich zu machen.

Aber es lässt sich nicht leugnen: Mrs. Astors Herrschaft neigt sich dem Ende

entgegen. Zu ihrem letzten Ball im Jahr 1904 lädt sie, inzwischen 75 Jahre alt, 1200 Gäste – „sogar den Rand vom Rand der Gesellschaft“, wie eine Zeitung voller Erstaunen titelt.

Verwittert und faltig, begraben von Juwelen, thront sie eine Weile über dem Schauspiel. Dann zieht sie sich erschöpft zurück – und überlässt den entfesselten Gästen das Feld, die Wein in die Sofas kippen, Kaviar in die Teppiche trampeln, Streichhölzer auf Gemälden anzünden und als Souvenir mitnehmen, was ihnen gefällt.

Nach einem Nervenzusammenbruch im Jahr 1906 zieht sich Mrs. Astor endgültig in die wahrhaft aristokratischen Gefilde der Fantasie zurück. Mit ihrer Gesellschaftssekretärin stellt sie nach wie vor Gästelisten zusammen, bespricht Menüfolgen, lässt die Einladungskarten in Umschläge stecken – doch auf Anweisung ihres Arztes werden die Einladungen niemals abgeschickt, die Blumenbestellungen nicht aufgegeben, die Menüpläne beiseitegelegt.

Nachmittags lässt sie sich wie gewohnt, begleitet von Pflägern in Gesellschaftsanzügen, durch den Central Park kutschieren und nickt jovial imaginären Bekannten zu. Anschließend empfängt sie Besucher, alte Freunde sowie Bekannte, die nur in ihrem Kopf existieren, und leiht ihnen ihr müdes Ohr.

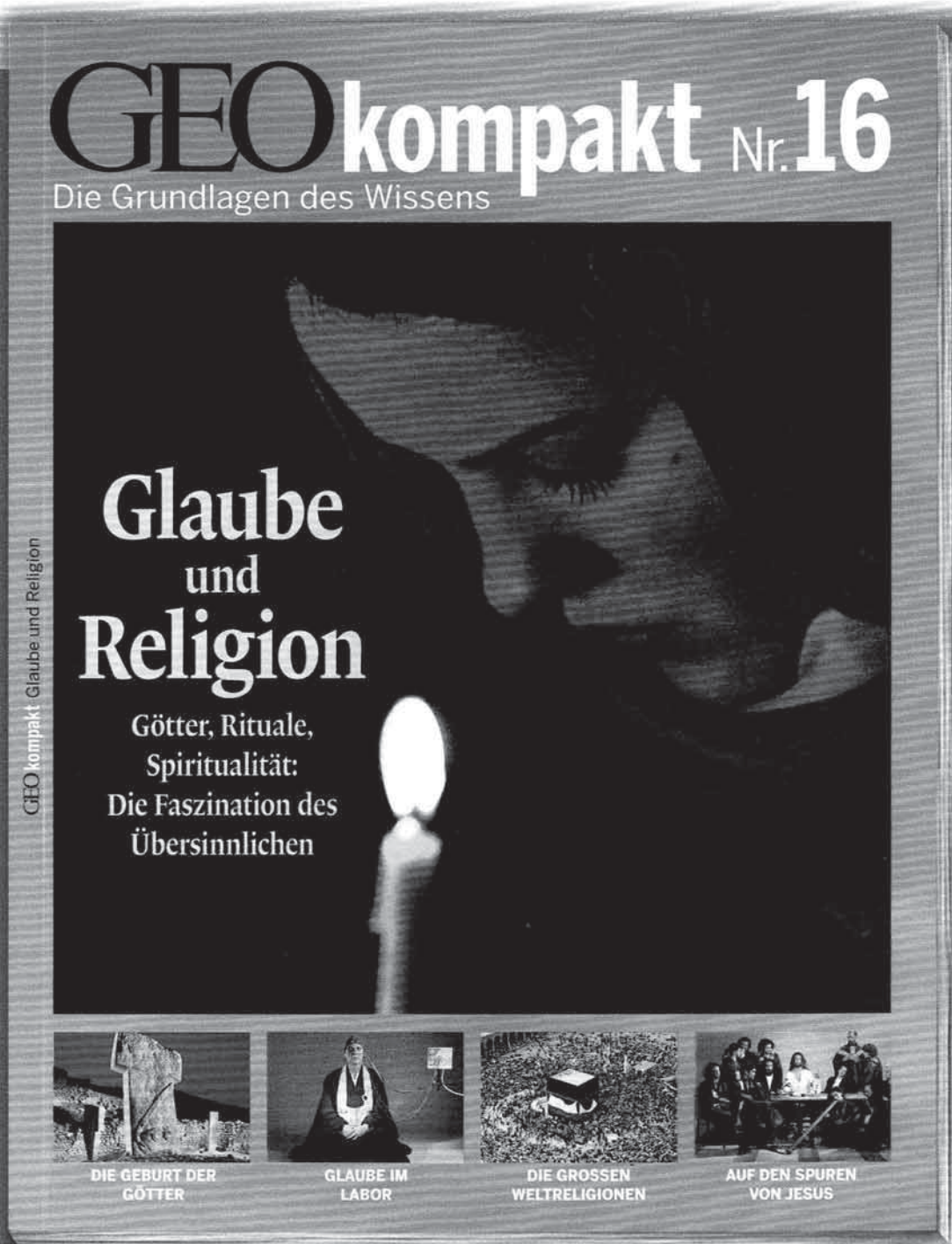
Im Oktober 1908, mit 78 Jahren, stirbt Mrs. Caroline Astor. Mit ihr wird auch die Elite der Vierhundert zu Grabe getragen: Längst ist die Gesellschaft heillos aufgebläht, entgrenzt, in Gruppen und Fraktionen zerfallen. Alva Vanderbilt, ihre alte Konkurrentin, hat nach dem Tod ihres zweiten Ehemanns New York verlassen und reist durch Europa.

Zu Mrs. Astors Beerdigung erscheinen 2000 Trauernde – ein Fünffaches jener Vierhundert, aus denen einmal ihr New York bestanden hat. □

Literatur: Eric Homberger, „Mrs. Astor's New York“, Yale University Press; Gesellschaftsportrait, das wissenschaftliche Akkuratess mit sarkastischer Pointe verbindet. Edith Wharton, „The Age of Innocence“, Penguin Popular Classics; der berühmte Roman beschreibt minutiös die verkrusteten Riten der Oberschicht.

Der Berliner Journalist und Schriftsteller Jörg-Uwe Albig, 48 („Land voller Liebe“, Tropen Verlag), porträtiert für GEOEPOCHÉ regelmäßig schillernde Gestalten der Geschichte.

Gott weiß alles. Machen Sie ihm doch ein bisschen Konkurrenz.



1892-1954 ELLIS ISLAND

Das Vor

Hunderttausende wandern alljährlich über New York ein. Ab 1892
lassen – Kranke, Schwache, Hilfsbedürftige sind nicht er

Bis zu 11 000 Immigranten
werden täglich auf Ellis Island
medizinisch untersucht. Dieser
Arzt achtet auf ansteckende
Augenkrankheiten

zimmer Amerikas

müssen sich die Immigranten auf Ellis Island, einer Insel vor Manhattan, überprüfen und untersuchen wünscht. Und so wird der Ort nicht nur zu einem Symbol der Hoffnung, sondern auch der Verzweiflung

VON CAROLINE LAHUSEN

Am Nachmittag des 3. September 1892 hisst die „Normannia“ im Hafen von New York City die gelbe Flagge – das Signal für Seuchengefahr. Innerhalb weniger Tage ist das Schiff bereits der dritte Dampfer aus Hamburg, der den Ausbruch von Cholera meldet.

Und was die Behörden besonders alarmiert: Dieses Mal sind nicht nur die Passagiere aus dem überfüllten Zwischendeck betroffen – die Bakterien sind offenbar auf dem gesamten Schiff verteilt. Auch zwei Reisende aus der ersten und zweiten Klasse sind bei der Überfahrt gestorben.

Die „Normannia“ muss, wie zuvor schon die „Rugia“ und die „Moravia“, in der gut zehn Kilometer vor der Südspitze Manhattans gelegenen Lower Bay vor Anker gehen. In der Quarantäne soll sich zeigen, wer von den insgesamt mehr als 1500 Passagieren, unter ihnen viele Einwanderungswillige, den Erreger in sich trägt.

Auch für prominente Fahrgäste wie die britische Sängerin Lottie Collins oder den US-Senator John McPherson macht der Gesundheitsoffizier im New Yorker Hafen keine Ausnahme. Unmissverständlich lässt er den Schiffsbesatzungen ausrichten: „Wer von Bord geht, wird erschossen.“

Die Einwohner New Yorks schwanken zwischen Mitleid und Abscheu. Viele sehen den Zustrom neuer Bürger aus fernen Erdteilen längst mit Sorge und Vorurteilen: Bringen sie nicht vor allem Unfrieden und Ungeziefer? Und jetzt sogar die Cholera?

Reporter fahren mit Barkassen in die Bucht, führen über die Reling Interviews mit verzweifelten Passagieren. Die Journalisten berichten nach und nach von 120 Todesfällen auf diesen drei sowie vier weiteren festgesetzten Schiffen.

So sehr schüren sie die Panik in der Stadt, dass die Einheimischen kaum noch Fisch essen – aus Angst, die Tiere könnten im Hafenbecken den tödlichen Erreger aufgenommen haben.

Tatsächlich sterben neun New Yorker an der Seuche. Wie die Cholera-Erreger die Stadt erreicht haben, bleibt ein Rätsel. Doch wer dafür verantwortlich ist, das glauben die meisten Amerikaner zu wissen: die Einwanderer. Sie sollen künftig noch strenger untersucht werden.

Auf Ellis Island, einer Insel vor Manhattan, hat die Regierung ein paar Monate zuvor eine neue Einwandererstation eröffnet. Hier sollen Ärzte die Immi-



Ellis Island liegt 1700 Meter vor Manhattan. Neben dem Hauptgebäude (hinten) entstehen hier ein Kraftwerk, Hospitäler, Schlafsäle und ein Telegraphenamt

fast jeder zweite Bewohner New Yorks nicht in den USA geboren.

Die stetig wachsende Wirtschaft der Vereinigten Staaten ist auf die Einwanderer aus Europa und Asien angewiesen, und die New Yorker Behörden versuchen, den Zustrom der Menschen zu organisieren. 1855 eröffnet in einem früheren Fort an der Südspitze Manhattans die Einwandererstation Castle Garden, in der sich alle Zwischendeckpassagiere registrieren lassen müssen.

Doch für den nächsten großen Ansturm aus Europa sind die baufälligen Amtsgebäude nicht ausgelegt: Ab 1880 kommen jährlich rund 400 000 Menschen im New Yorker Hafen an, doppelt so viele wie in den 1850er Jahren. Unter ihnen sind immer mehr Menschen aus Süd- und Osteuropa – häufig Analphabeten, die nach ihrer Ankunft keine Arbeit finden und in Slums leben.

Vielen New Yorkern gelten diese oft ärmlich wirkenden Immigranten als minderwertig – und möglicherweise ansteckend. Seit bekannt ist, dass etwa Cholera-Erreger von Menschen verbreitet werden können, hat sich bei den Amerikanern die Furcht vor Seuchen fast bis zur Hysterie gesteigert. Die „New York Times“ fordert, „die schmutzigen Italiener und Juden aus Russland“ überhaupt nicht mehr ins Land zu lassen.

Ein Gesetz soll Abhilfe schaffen: Der „Immigration Act“ von 1882 verfügt,

Viele Einwanderer, vor allem aus Osteuropa, gelten als minderwertig

granten inspizieren – auch um die US-Bevölkerung vor gefährlichen Epidemien zu schützen. Dazu werden bald zwei der modernsten Krankenhäuser der Welt errichtet. So entsteht auf Ellis Island eine gewaltige Fabrik der Kontrolle, die wie am Fließband gesunde Neu-Bürger nach Nordamerika entlassen soll.

Die bei den Ankommenden aber auch Angst und Verzweiflung produziert.

Seit Jahrzehnten bereits ist der Hafen von New York eine der wichtigsten Schleusen in die USA. Während der ersten großen Einwanderungswelle zwischen 1845 und 1855 sind vor allem Iren, Deutsche und Briten über den damals noch genutzten Anleger am East River an Land gegangen. Um 1850 ist



Seit 1880 kommen mehr und mehr Immigranten aus Süd- und Osteuropa nach New York – wie diese Italienerin mit ihren drei Kindern, die einen Teil ihres Gepäcks verloren hat



Kindern retten die Ärzte von Ellis Island oft das Leben

dass Schwachen und Kranken die Einreise verweigert werden kann.

Zehn Jahre später wird die Immigrationsstation von Castle Garden nach Ellis Island verlegt, rund 1700 Meter vor Manhattan. In den Jahren darauf erweitert die Einwanderungsbehörde das Areal immer weiter – von anfangs rund einem Hektar auf schließlich elf Hektar.

Zwei Krankenhäuser mit zusammen 725 Betten entstehen sowie das Hauptgebäude mit einer 1800 Quadratmeter großen und 17 Meter hohen Halle, in der

die Ankommenden von Ärzten untersucht und von Beamten befragt werden: Nur wer gesund ist und arbeitswillig scheint, darf bleiben.

Sobald ein Dampfer am Pier von Ellis Island anlegt, drängen Hunderte Einwanderer mit Kisten, Koffern und klammernden Kindern von Bord. Beamte rufen Kommandos in verschiedenen Sprachen, heften jedem hastig eine nummerierte Karte an die Jacke.

Die medizinische Reihenuntersuchung beginnt auf der Treppe zur großen Halle. Uniformierte Ärzte beobachten die heranströmenden Passagiere und kennzeichnen diejenigen, die krank sein könnten: Wer humpelt oder innehalten muss, dem schreiben sie mit Kreide ein L für *lame* (lahm) oder ein H für *heart* (Herz) auf die Kleidung. Wer die Augen zusammenkneift, wenn er die Nummer auf seiner Ankunfts Karte lesen soll, riskiert ein E für *eyes* (Augen).

Für Diskussionen ist keine Zeit. Von hinten schieben Hunderte nach, „stetig, stoisch und schicksalsergeben wie Vieh“, beobachtet ein Reporter.

Bis zu 11 000 Menschen untersuchen die Amtsärzte pro Tag. Ein Erster ergreift die Menschen am Kopf, zieht sie zu

sich heran und inspiziert die Kopfhaut auf Erkrankungen. Diagnosezeit: kaum zehn Sekunden. Der Nächste nimmt die Oberlider jedes Ankömmlings zwischen Daumen und Zeigefinger, klappt sie um: Ist die Innenseite entzündet, könnte der Patient an einem Trachom leiden, einer ansteckenden Augenerkrankung, die zur Erblindung führen kann. Sechs Sekunden Untersuchung entscheiden darüber, ob er mit einem Kreidezeichen markiert wird – ein Ausweisungsgrund.

Die Ärzte untersuchen Hälse nach Kröpfen oder scharlachroten Rachen, schnüffeln nach dem Geruch von Harnvergiftungen oder versteckten Abszessen. Schon eine ungewöhnliche Garderobe oder eine zitternde Lippe begründen manchmal einen folgenreichen Verdacht: Der Untersuchte könnte psychisch krank sein. Einbürgerung zweifelhaft.

Auch wer krimineller Neigungen oder der Prostitution verdächtig wird oder nur mittellos ist, muss mit Zurückweisung rechnen. Selbst ältere Menschen – Kennzeichen: S für *senility*, Altersschwäche – werden mitunter zurückgeschickt.

Das System ist brutal und effizient. Wer gesund ist, darf auf den langen Bänken in der Registrierhalle Platz nehmen. Dort erneut: stundenlanges Warten. Ständige Angst, in dem Höllenlärm den Aufruf des eigenen Namens zu verpassen. Immer wieder Fragen: Name, Beruf, Zielort? Unterschrift!

Und dann endlich, nach vier oder fünf Stunden: Zutritt zu jenem kleinen Pult vor einer metallenen Pforte, die einen neuen Bürger in die USA entlässt.

Wer Pech hat, sieht diese Pforte nie. Ankömmlinge, die ein Kreidezeichen tragen, werden nach Geschlecht sortiert und in separate Räume geführt: Warten auf die Sonderuntersuchung.

Etwa zehn bis 20 Prozent der Einwanderer müssen diese demütigende Prozedur über sich ergehen lassen: Ärzte sitzen an langen Tischen, auf denen Schüsseln mit Desinfektionsmittel stehen. Frauen müssen ihre Blusen öffnen und sich manchmal sogar ganz entkleiden – vor ihren Kindern. Unter ihren Schamhaaren wird nach Ausschlag geforscht.

Für Empfindlichkeiten haben die Ärzte keine Zeit. Bestätigt sich ein Verdacht, vermerken sie das in den Papieren. Die Menschen seien dann „aufgewühlt



Ein Arzt inspiziert 1911 den Rachen eines Jungen. Die Mediziner von Ellis Island ahnden auch nach psychischen Leiden. Mit zweifelhaften Methoden

und brechen in Tränen aus“, notiert einer der Mediziner. „In diesen Fällen ist es sinnlos, zu versuchen, sie zu beruhigen oder zu trösten.“

Die Betroffenen wissen, was nun kommt: tagelanges Warten auf einen Platz im nächsten Dampfer zurück nach Europa (die Kosten für die Rückfahrt müssen jene Reedereien tragen, auf deren Schiffen die Abgewiesenen in die USA gekommen sind). Manchmal müssen sich ganze Familien wegen eines kranken Kindes trennen: Die Mutter fährt mit dem Kind zurück – der Vater bleibt in Amerika.

Es gibt aber noch einen dritten Weg aus der Kontrollmaschine: über die beiden Krankenhäuser von Ellis Island. Sie sind ein Zwischenreich, auf halbem Weg zwischen Heilstätte und Haftanstalt. Ein Ort der Ungewissheit

Nach den Untersuchungen sitzen die Immigranten, durch Eisengitter getrennt, in der großen Halle des Hauptgebäudes und warten auf ihre Einreiseerlaubnis

und des Bangens. Ein Ort der letzten großen Chance.

Das „Hospital für ansteckende Krankheiten“ ist eine Spezialklinik mit mehr als 100 Medizinem, Schwestern, Laboranten, die auf Stationen arbeiten, in denen jeweils eine Infektionskrankheit behandelt wird, von Diphtherie über Keuchhusten bis Tuberkulose.

Ein modernes Laboratorium ist rund um die Uhr mit einem Arzt besetzt und

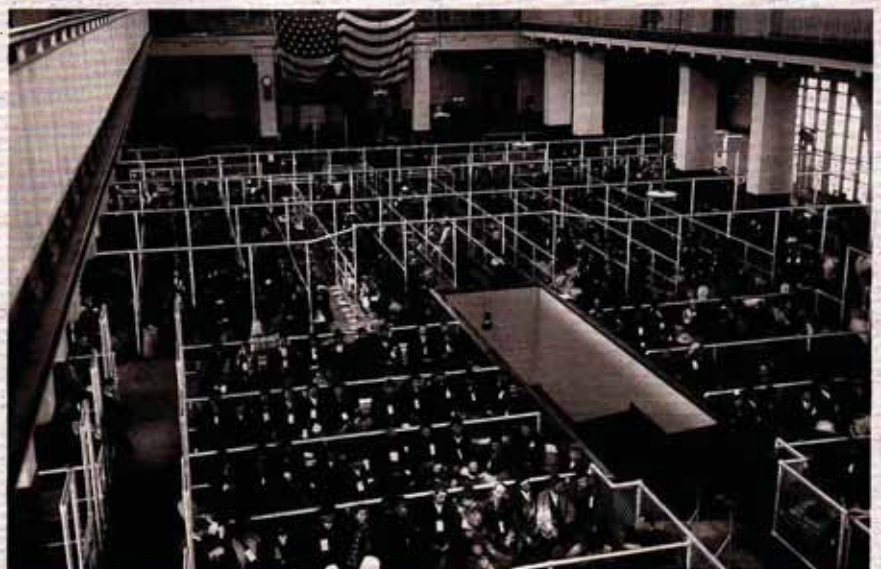
liefert schnelle Bluttest-Ergebnisse. Es gibt vier Operationsräume und einen Sezierraum mit Zuschauerrängen, damit angehende Mediziner bei der Öffnung von Leichen mit ungewöhnlichen Todesursachen dazulernen können.

Doch die meisten Patienten werden schon bald geheilt in die Neue Welt entlassen. Besonders Kindern rettet der Klinikaufenthalt oft das Leben: Schon kurz nach der Eröffnung des Krankenhauses sinkt durch rasche medizinische Versorgung etwa bei Masern die Todesrate unter den Erkrankten von zuvor 30 Prozent auf beinahe null.

Andererseits: Das Hospital von Ellis Island ist nicht allein auf Barmherzigkeit gegründet. Die teure Klinik lohnt sich für die US-Behörden nur dann, wenn rasch und erbarmungslos all jene Menschen aussortiert werden, bei denen keine Chance auf Heilung besteht.

Den Patienten ist das bewusst. Psychisch ist die Zeit in dieser Klinik im Niemandsland für die meisten eine Qual. Vor allem für jene Kinder, die von ihren Eltern allein in der Station zurückgelassen werden müssen. Weil sie zumeist nicht Englisch sprechen, kann ihnen niemand begreiflich machen, wie lange sie dieses Zwischenreich bewohnen werden und was danach mit ihnen geschieht.

Auch wenn die Misere der jungen Patienten vielen Krankenschwestern nahegeht: Schilder an den Wänden der





Kinderstation warnen vor allzu innigem Trostspenden: „Don't kiss the patients!“

Dazu kommt, dass manche Krankheiten nur mit schmerzhaften Therapien zu behandeln sind. Dem 15-jährigen Deutschen Theodor Kelsch etwa, bei dem 1908 ein Trachom festgestellt wird, verabreichen die Ärzte über zwölf Wochen immer wieder die gleiche Therapie.

Die Heilmethode muss dem Jungen wie Folter vorkommen: Zwei Helfer halten ihn fest, während ein Mediziner sein Augenlid umstülpt und die infizierte Innenseite mit einer ätzenden, silbernitrat-haltigen Lösung betupft.

Der Vater des Jungen ist machtlos: Er lebt bereits seit Jahren in Amerika, wollte seinen Sohn vom Schiff abholen. Und kann ihm jetzt nur dadurch helfen, dass er jeden Tag zwei Dollar für die Krankenhausbehandlung zahlt (die Patienten müssen in der Regel für die Behandlung selbst aufkommen).

Zwei Dollar: Das ist mehr, als der besorgte Vater an einem halben Tag verdient. Nach acht Wochen ist er bankrott – und hat Glück, dass ein Sonderfonds die Kosten der weiteren Behandlung übernimmt. Theodor Kelsch wird nicht ausgewiesen. Er erblindet auch nicht. Er ist der Auslese-Maschinerie gerade noch entkommen.

Anderen Patienten gelingt das nicht. Wer beispielsweise mit der Diagnose „geisteskrank“ in den „Psychopathic Pavillion“ eingewiesen wird, kann nicht auf schnelle Entlassung hoffen. Die Psychiatrie ist

liche „Geistesschwäche“ mancher auf Ellis Island Eingetroffener mit einer neuen Methode bewiesen werden: dem Intelligenztest.

„Wenn Sie zwei Pferde, drei Kühe und vier Schafe hätten, wie viele Tiere besäßen Sie dann insgesamt?“ – so etwa versuchen die Ärzte einfachen Bauern aus Osteuropa einen Hinweis auf deren Zahlenverständnis zu entlocken.

Einer der Einwanderer kann das Rechenergebnis zwar nicht nennen, findet aber eine andere logische Antwort: „Wenn ich so reich gewesen wäre, dann hätte ich nicht nach Amerika kommen müssen.“

Manche Testfragen sind deutlich obskurer: „Wenn ein Junge seine Eltern aufisst, als was bezeichnet man ihn dann?“

Die richtige Antwort ist nicht etwa „Kannibale“, sondern: „Waise“.

Entsprechend willkürlich fallen auch die Diagnosen aus – obwohl an ihnen oft das Schicksal ganzer Familien hängt. „Nach einer durchschlafenen Nacht, Entspannung und einem ordentlichen Essen zeigen viele Patienten deutlich bessere Ergebnisse“, notiert ein kritischer Mitarbeiter der Einwanderungsbehörde. Ein Psychologe will dagegen bei 80 Prozent aller getesteten Italiener, Juden, Russen und Ungarn „Schwachsinn“ festgestellt haben.

Es sind solche zweifelhaften Tests, die dazu beitragen, dass Einwanderungswillige aus medizinischen Gründen in ihre alte Heimat zurückgeschickt werden.

Hinter dünnen Daten verbergen sich die gescheiterten Lebensentwürfe der Abgewiesenen:

Nazaret Saropian, 22, Armenier, Diagnose: Trachom.

Josef Abdallah, 13, Türke, Diagnose: ansteckende Pilzkrankheit.

Pearl Yablonski, 22, Rumänin, Diagnose: Schwachsinn.

Hildegard Hallgren, 15, Schwedin, Diagnose: geistig zurückgeblieben.

Leie Kwarczinsky, 30, Russin, Diagnose: Trachom.

Zwischen 5000 und 12000 zerstörte Hoffnungen, Jahr für Jahr.

Und doch werden insgesamt nur etwa zwei Prozent aller Ankömmlinge zurückgewiesen. Gut zwölf Millionen Fremde setzen zwischen 1892 und 1954 von Ellis Island nach Manhattan

Zwei Prozent der Immigranten werden zurückgeschickt: Tausende jedes Jahr

zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine noch junge medizinische Disziplin, und Ärzte sind kaum in der Lage, seelische Krankheiten sicher zu erkennen oder zu behandeln. Vielmehr soll die angeb-



1905 darf diese zehnköpfige Familie aus Russland Ellis Island Richtung North Dakota verlassen. Ein großer Teil der Einwanderer aber bleibt in New York

ten vorerst gedeckt. Die Regierung in Washington begrenzt die Einwanderung mit einem Quotensystem. Die Gesundheitsprüfung findet nun meist vor der Abreise in der Heimat der Emigranten statt, in US-Botschaften oder Konsulaten.

Die Station auf Ellis Island wird nach und nach weniger bedeutend und 1954 ganz aufgegeben.

über – und viele bleiben gleich in New York: Im Jahr 1910 leben fast zwei Millionen Immigranten der ersten Generation am Hudson.

Wie keine andere Stadt der USA wird New York von den Ankommenden geprägt. Fast eine halbe Million Russen wohnen um 1910 in New York, gut 250 000 Iren, 340 000 Italiener und fast 280 000 Deutsche – mehr als in Aachen und Erfurt zusammen.

In den 1920er Jahren aber ist der Bedarf der US-Wirtschaft nach Arbeitskräf-

Die 1500 Passagiere der wegen Cholera-Alarms in der Lower Bay südlich von Manhattan festgehaltenen „Normania“ aus Hamburg konnten ihr Schiff Mitte September 1892 nach gut zwei Wochen Quarantäne verlassen.

Und endlich amerikanischen Boden betreten. □

Die Historikerin Caroline Lahusen, 42, ist freie Journalistin in Hamburg.

Literatur: Alan M. Kraut, „Silent Travellers“, Basic Books; detailliertes, gut lesbares Werk über die medizinische Dimension der Einwanderung und die Auswahlverfahren auf Ellis Island. Lorie Conway, „Forgotten Ellis Island“, Collins; lohnender Bild- und Textband über die Kliniken von Ellis Island.

ANZEIGE

Konzentrierter. Belastbarer. Ausgeglichener.

Aktivieren Sie Ihre Kraftwerke der Konzentration. Konzentration ist Ihre Eintrittskarte zu geistiger Fitness – und die können Sie stärken und zur Höchstform bringen. Ihr Gehirn hat das Potenzial, ein Leben lang konzentriert und geistig aktiv zu sein. Die Energie dazu liefern Ihnen Ihre 100 Milliarden Gehirnzellen. Aktivieren Sie Ihre Gehirnzellen – jetzt NEU auch mit **Tebonin® konzent 240 mg**.



Mehr Energie für das Gehirn.
Bei nachlassender mentaler Leistungsfähigkeit.

Tebonin® konzent 240 mg 240 mg/Filmtablette. Für Erwachsene ab 18 Jahren. **Wirkstoff:** Ginkgo-biloba-Blätter-Trockenextrakt. **Anwendungsgebiete:** Zur Behandlung von Beschwerden bei hirnorganisch bedingten mentalen Leistungsstörungen im Rahmen eines therapeutischen Gesamtkonzeptes bei Abnahme erworbener mentaler Fähigkeit (demenzielles Syndrom) mit den Hauptbeschwerden: Rückgang der Gedächtnisleistung, Merkfähigkeit, Konzentration und emotionalen Ausgeglichenheit, Schwindelgefühle, Ohrsaiszen. Bevor die Behandlung mit Ginkgo-Extrakt begonnen wird, sollte geklärt werden, ob die Krankheitsbeschwerden nicht auf einer spezifisch zu behandelnden Grunderkrankung beruhen. Zu Risiken und Nebenwirkungen lesen Sie die Packungsbeilage und fragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker. Dr. Willmar Schwabe Arzneimittel, Karlsruhe.

Stand: Januar 2008 T/01/08/1

Stärkt
Gedächtnisleistung
und Konzentration.

Ginkgo-Spezialextrakt
EGb 761®

- Pflanzlicher Wirkstoff
- Gut verträglich

NEU

Tebonin®
konzent 240 mg

Nur verschreibungspflichtig ab 18 Jahren
Wirkstoff: Ginkgo-biloba-Blätter-Trockenextrakt
Pflanzlicher Wirkstoff zur
Leistungssteigerung des Gehirns
400 mg Trockenextrakt
Dr. Willmar Schwabe



Mit der Natur.
Für die Menschen.

Dr. Willmar Schwabe Arzneimittel
www.tebonin.de

Das andere



Provinzielle Einfamilienhäuser: In Brooklyns Viertel Prospect Park South wohnt um 1907 die obere Mittelschicht

Brooklyn ist Manhattans unscheinbarer Nachbar: Während die Metropole mit ihren Wolkenkratzern Jahr für Jahr der Zukunft neue Denkmäler setzt, wuchert die – bis 1898 unabhängige – Stadt auf der anderen Seite des East River langsam in die Breite und wird zum Hinterhof des mächtigen Babylon. Aber auch zum Abenteuerspielplatz: Denn in den Vergnügungsparks von Coney Island gibt es Niegesehenes und Unerhörtes

New York



Bis zu eine Million Menschen besuchen in den 1920er Jahren täglich Coney Island mit seinen Amüsierbetrieben wie dem »Steeplechase Park«, der dem Publikum einen Meerwasser-Pool und zahlreiche Fahrgeschäfte bietet, darunter ein Riesenrad sowie eine Art Wippe, die Passagierkörbe 50 Meter hoch in die Luft schaukelt

Brooklyn entsprach nie dem Bild, das der Rest der Welt von New York hatte. Und Jahrhunderte war Brooklyn tatsächlich nicht New York.

Doch selbst als es Teil der Metropole wurde, blieb es eigen und besonders. Brooklyn wurde: das andere New York.

Manhattan wuchs in den Himmel, Brooklyn in die Breite. Manhattan symbolisiert mit der funkelnden Skyline den Glamour der amerikanischen Großstadt. Brooklyn wirkt bodenständig und gleichförmig mit seinen weit verzweigten Straßen und den *brownstones*, den drei, vier Stockwerke hohen Stadthäusern aus braunem Sandstein.

Anfangs, vor Ankunft der Europäer, unterschieden sich die beiden Gegenden kaum: Sowohl auf Manhattan wie im Gebiet des heutigen Brooklyn auf Long Island lebten Indianer von der Jagd, vom Fischen und Muschelsuchen, von ein bisschen Ackerbau. Doch mit

den Fremden kamen die Unterschiede: Ihre Kolonialgründungen auf Long Island entwickelten sich viel langsamer als auf Manhattan.

Im 19. Jahrhundert holte Brooklyn jedoch auf, und als die Siedlung 1834 den Status einer „City“ erhielt, waren viele Bürger stolz auf ihre Stadt, die so ganz anders war als die Metropole jenseits des East River: anständiger, wie sie meinten, und weniger verkommen.

Brooklyns alteingesessene Bewohner wollten nichts mit dem dekadenten Lebensstil der Millionäre von Manhattans Fifth Avenue zu tun haben, nichts mit den Elendsvierteln von Hell's Kitchen, nichts mit den sündigen Etablissements entlang der Bowery.

Dann kam die Silvesternacht 1897.

Ein scharfer Wind trieb eisigen Regen durch die Straßen, als um null Uhr des 1. Januar 1898 „Greater New York“ entstand, gebildet aus der bisherigen Stadt New York (Manhattan und die Bronx) sowie Brooklyn, Staten Island und Teilen des Queens County auf Long Island.

In Manhattan zogen trotz des Wetters Zehntausende feiernd durch die Straßen. Nach London die zweitgrößte Stadt der Welt! Die Kneipen verteilten Champagnerpunsch und Snacks. Von den Dächern der Häuser schossen Feuerwerke in den Himmel. Chöre und Kapellen marschierten durch die Straßen.

Auch in Brooklyn hatten sich Tausende zusammengefunden. Sie versammelten sich im Rathaus, das an diesem Abend allen Bürgern offenstand. Doch die Menschen waren nicht gekommen, um die Geburt der neuen Metropole zu feiern – sondern um den Verlust ihrer Selbstständigkeit zu betrauern.

Zwei Jahre zuvor hatte Bürgermeister Frederick W. Wurster mit einem Veto versucht, den Zusammenschluss zu verhindern, vergebens. Nun galt es, mit Würde und Haltung das „Hinscheiden einer großen Stadt“ zu akzeptieren.

Fünf ehemalige Bürgermeister Brooklyns waren an Wursters Seite zusammengekommen. Der Herausgeber des



Das 1877 eröffnete Hotel »Manhattan Beach« auf Coney Island hat 258 Zimmer und gilt als die eleganteste Luxusherberge der USA

„Brooklyn Daily Eagle“, der über Jahre in seiner Zeitung gegen die Vereinigung agitiert hatte, beschwor in einer Rede den Geist der Stadt und ihrer Bewohner, der auch in Zukunft fortbestehen würde.

Und der Dichter Will Carleton rezierte ein Gedicht, in dem er Brooklyns „Tod“ zu einer zweiten Geburt umdeutete.

UM 1640 HATTEN SIEDLER der Kolonie Nieuw Nederland am westlichen Ende von Long Island mehrere kleine Gemeinden gegründet. Eine Siedlung, gelegen direkt gegenüber von Nieuw Amsterdam auf Manhattan, nannten sie „Breuckelen“, vermutlich nach einer Stadt in der Nähe von Utrecht.

In den Geschichtsbüchern tauchte die Gegend erst Ende des 18. Jahrhunderts auf: Knapp zwei Monate nach der Unterzeichnung der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung kam es am 27. August 1776 nahe Brooklyn, wie Breuckelen seit Beginn der englischen Herrschaft hieß, zu einer Schlacht zwischen den Briten und den Truppen der Vereinigten Staaten unter General George Washington. Für Washington war dieser Tag eine bittere Erfahrung. Er unterlag den Briten und konnte sich gerade noch nach Manhattan zurückziehen (siehe Seite 44).

Brooklyn zählte zu dieser Zeit etwa 1500 Einwohner: ein kleines Städtchen mit Fährverbindung nach Manhattan. Erst als im 19. Jahrhundert die Zahl der Einwanderer nach New York zunahm, wuchs auch die Siedlung auf Long Island.

Tausende, Zehntausende ließen sich nun hier nieder. Viele arbeiteten in Manhattan, doch bald fanden immer mehr auch in Brooklyn Arbeit, denn anders als in New York gab es auf dieser Seite des East River ausreichend Raum für die entstehenden Industrien.

Auf der nur gut 50 Quadratkilometer großen Insel Manhattan stieß die Ausdehnung der Hafenbetriebe, Manufakturen und Firmensitze an natürliche Grenzen – Brooklyn dagegen wuchs in die

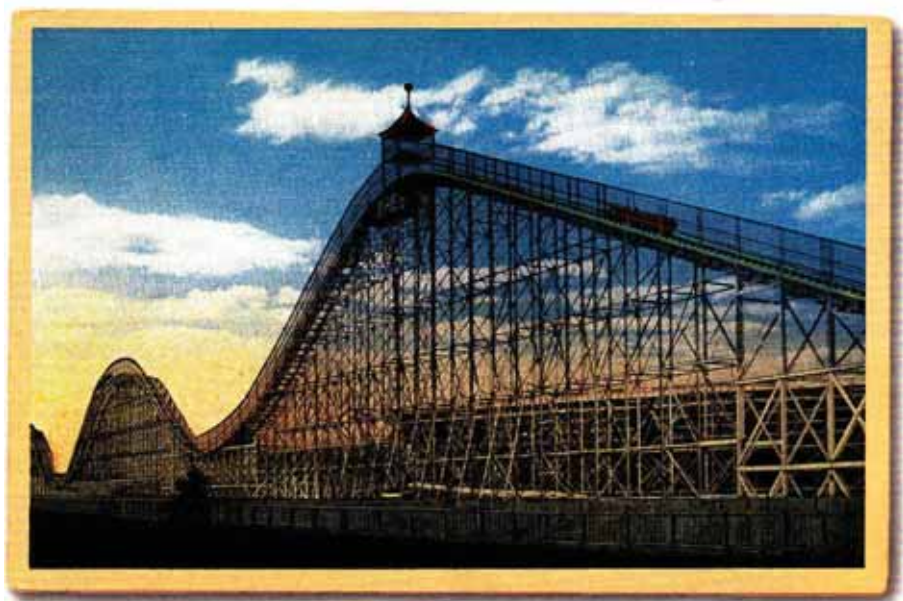
Fläche. Im Laufe des 19. Jahrhunderts nahm die Stadt sämtliche umliegenden Gemeinden in sich auf und war schließlich fast viermal so groß wie Manhattan: Platz genug für Reedereien, Werften, Fabriken und Eisenbahngesellschaften, die einen rasanten wirtschaftlichen Aufschwung mit sich brachten.

Dank neuer Verkehrsmittel konnte sich Brooklyn immer mehr ausdehnen. Zunächst mit Pferdebahnen, später mit Dampfzügen und Hochbahnen gelangten auch Bewohner weiter entfernter Gemeinden rasch und einfach zu den Arbeitsplätzen in den Fabriken am Ufer des East River.

Brooklyn, um 1820 eine Gemeinde von gut 7000 Menschen, wuchs bis 1865 zur drittgrößten Stadt des Landes heran. 1880 hatte sie über 500 000 Einwohner. In ihrem Hafen wurden mehr Güter und Rohstoffe umgeschlagen als an den Piers von Manhattan.

Und dann, am 24. Mai 1883, weihte US-Präsident Chester A. Arthur am East River die bis dahin größte Hängebrücke der Welt ein. Der deutschstämmige Baumeister John A. Roebling hatte die Brooklyn Bridge entworfen, von den Zeitgenossen als Triumph der Technik und des Fortschritts gefeiert, als Symbol des neuen Industriezeitalters.

Schon bald war die Brücke einer der wichtigsten Verkehrswege zwischen



1884 rollt auf Coney Island die erste **Achterbahn** der Welt. Fünf Cent kostet die 400 Meter lange Fahrt auf der Holzkonstruktion. Spätere Anlagen wie der »Giant Coaster« in Brighton Beach (oben) sind mehr als fünfmal so groß und lassen Züge mehrfach in die Tiefe stürzen

Brooklyn und New York. 1890 nutzten sie 40 Millionen Menschen. Bis zu 250 000 Pendler drängten sich pro Werktag über Fußwege und Fahrstraßen.

Noch war Brooklyn eine eigenständige Stadt. Doch die Brücke sorgte dafür, dass sich die Lebenswelten Brooklyns und Manhattans annäherten.

Immer lauter wurden nun die Stimmen derer, die über die zunehmende Symbiose der beiden Städte hinaus deren politische Vereinigung forderten.

Vor allem Großkaufleute und Industrielle argumentierten, der Zusammenschluss New Yorks mit den benachbarten Städten und Gemeinden sei unausweichlich, um die Wirtschaftskraft weiter zu steigern und Lösungen für die Probleme zu finden, die das rasante Wachstum der Bevölkerung mit sich brachte. Nur so könne die Infrastruktur entscheidend verbessert werden, nur so könne New York seinen Rang als führende Metropole der Vereinigten Staaten sichern.

Neben wirtschaftlichen Interessen war es auch die Angst vor einer aufstrebenden Stadt im Mittleren Westen, die den Gedanken an Erweiterung entfachte: die Angst vor Chicago.

Viele New Yorker fürchteten, die neue Metropole, in den 1830er Jahren über-



Die Gebäude des »Luna Park« sind mit weit über 1000 Türmen, Minaretten und Kuppeln geschmückt. Um 1920 werden sie von gut einer Million Glühlampen illuminiert, die so viel Strom verbrauchen wie eine durchschnittliche amerikanische Stadt

haupt erst gegründet, doch 1890 bereits auf über eine Million Einwohner angewachsen, könnte die eigene Stadt überflügeln: an Größe, Wirtschaftskraft – und Ansehen.

Als der US-Kongress Chicago die Ausrichtung der Weltausstellung im Jahr 1893 zusprach, war dies für viele Politiker in Manhattan ein Signal, dass sie handeln mussten.

New York City hatte schon 1874 die nördlich an Manhattan angrenzenden Festlandsgebiete westlich des Bronx River eingemeindet; 1895 folgte die Gegend östlich des Flusses, der dem neuen Stadtteil Bronx seinen Namen gab.

Brooklyn nahm bis 1896 die letzten noch verbliebenen Gemeinden seiner Umgebung auf, und auch die östlich benachbarten Gebiete des Queens County wurden bereits von der Urbanisierung erfasst. Etwas isoliert vor der Küste von New Jersey lag schließlich noch Staten Island, eine relativ dünn besiedelte Insel mit einigen Kleinstädten.

Würde man alle diese zum Bundesstaat New York gehörenden Territorien vereinigen, entstünde eine Metropole von rund 800 Quadratkilometer Fläche und etwa drei Millionen Einwohnern. Und um genau das zu erreichen, hatte das Parlament des Staates bereits 1890

die Gründung einer „Greater New York Commission“ beschlossen.

Den Visionären war klar, dass die Vereinigung Brooklyns mit New York City der wichtigste Teil ihres Plans war – denn dort lebten mit großem Abstand die meisten Menschen aller Nachbargemeinden Manhattans. Doch in Brooklyn war auch der Widerstand am stärksten.

Dabei gab es gerade dort ein gewichtiges Argument für den Zusammenschluss: Brooklyn fehlte es an Wasser – Long Island bot nicht genügend Frischwasserquellen, um die wachsende Großstadt ausreichend zu versorgen. Sollte sich Brooklyn mit New York vereinigen, könnten seine Haushalte an das moderne Leitungssystem angeschlossen werden, das reines Trinkwasser aus dem Norden nach Manhattan brachte.

Bei einem Referendum am 6. November 1894 sprach sich eine hauchdünne Mehrheit der Wähler in Brooklyn für die Vereinigung mit New York aus. Doch die Abstimmung war nicht bindend, die Wahlbeteiligung gering. Und nun erhoben sich die Angehörigen der protestantischen Ober- und Mittelschicht zu einer energischen Opposition. Viele Bürger Brooklyns pochten auf ihre moralischen Werte, die sie nach einer Vereinigung mit New York bedroht sahen.

Ihr Widerstand blieb erfolglos: Denn die Entscheidung wurde in Albany gefällt, der Hauptstadt des Bundesstaates New York. Am 11. Mai 1896 unterzeich-



Als die Brooklyn Bridge (vorn) 1883 eingeweiht wird, ist sie die längste Hängebrücke der Welt. Ihre Türme ragen fast 85 Meter hoch. Mit Fußwegen,

nete der Gouverneur das Gesetz über die Gründung von Greater New York.

Und so war Brooklyn vom 1. Januar 1898 an nur noch ein *borough*, einer der fünf Stadtbezirke von New York City.

IN DEN JAHREN DARAUFG wurde das einstige Breuckelen immer mehr zur Schlafstadt. Drüben in Manhattan, jenseits des East River, wuchsen die Türme von Metropolis, setzte man der Zukunft Denkmäler – Brooklyn dagegen blieb bieder, brav und ein wenig provinziell.

Manhattan hastete ins 20. Jahrhundert, Brooklyn stemmte sich wie zum Protest ins 19. Jahrhundert. Die Stadt wurde zur kleinbürgerlichen Gartenlaube mit niedrigen Häusern und beschaulichen *neighborhoods*, in die sich die *Brooklynites* vor der Hektik Manhattans flüchteten.

Selbst das Licht war hier anders. In Manhattans Häuserschluchten warf es harte Schatten, und vielerorts sah man die Sonne nur zur Mittagszeit. In Brooklyn waren ihre Strahlen weicher, gebrochener, und man konnte sie untergehen sehen – hinter der Skyline Manhattans allerdings, wie zur stetigen Erinnerung an das mächtige Babylon nebenan.

Und dennoch: Hunderttausende Zuwanderer suchten hier ihre Chance auf etwas Wohlstand. Denn selbst Arbeiter konnten sich in Brooklyn ein bürgerliches Leben leisten. Sie mussten sich nicht in düsteren Mietskasernen drän-



Im Lauf des 19. Jahrhunderts wird aus dem um 1640 gegründeten Dorf Breuckelen auf Long Island die Großstadt Brooklyn

gen, wie in den Industriestädten von Europa oder in den Immigrantenvierteln Manhattans. In Brooklyn gab es günstige Wohnungen in Reihenhäusern an baumbestanden Straßen.

UND ES GAB CONEY ISLAND, eine vorgelagerte Insel im äußersten Süden des Bezirks, die mit ihren Vergnügungsparks gleich hinter dem Atlantikstrand, mit ihren Fantasiegebäuden, Karussells und Lichtkaskaden Millionen anzog.

Schon seit den 1840er Jahren hatten Städter entlang des kilometerlangen Sandstrandes von Coney Island Erholung und Vergnügen unterschiedlichster Art gesucht: in anrühigen Spelunken und Tanzlokalen am westlichen Ende der Insel, in feinen Hotels für die Wohlhabenden im Osten.

Die Menschen reisten zunächst mit Fährbooten an, ab 1862 ermöglichte die

„Coney Island and Brooklyn Railroad“ eine erste regelmäßige Verbindung per Pferdebahn, mehrere Eisenbahnlinien eröffneten in den folgenden Jahren.

Nun konnten auch die Massen aus Brooklyn und Manhattan einen Tagesausflug an den Strand planen.

George C. Tilyou erkannte als einer der Ersten, welche geschäftlichen Chancen das bot. Seine Familie betrieb ein Lokal am Strand; als Teenager hatte er Flaschen mit Salzwasser und Zigarrenkisten voller Sand an Touristen verkauft. 1893, mit Anfang 30, sah er auf der Weltausstellung in Chicago das erste jemals gebaute Riesenrad. Er beschloss, so ein Rad zu kaufen und auf Coney Island aufzustellen.

Vier Jahre später eröffnete er den „Steeplechase Park“, ein sechs Hektar großes Gelände mit einer mechanischen Pferderennbahn und anderen Fahrgeschäften, einem Meerwasser-Schwimmbekken und einem großen Tanzsaal. Das Publikum war entzückt. Und die Konkurrenz folgte schon bald.

Nicht weit vom „Steeplechase Park“ errichteten zwei Unternehmer den „Luna Park“ – ein Märchenland mit künstlicher Lagune und voller orientalisch anmutender Gebäude mit Türmen und Kuppeln, in dem die Besucher historische Szenen erleben konnten, aber auch eine Reise zum Mond.

Rund eine Million Dollar hatte der Park gekostet. 43000 Menschen kamen



zur Eröffnung am Abend des 16. Mai 1903. Sie sahen den Glanz eines technischen Wunders: 250000 Glühbirnen erleuchteten die Fassaden der Bauten. Das elektrische Licht wurde zum Volksvergnügen: grelle Illuminationen vor schwarzem Himmel, für ein Publikum, das Elektrizität bisher nur als Luxus teurer Wohn- und Bürohäuser kannte.

Die Initiatoren dieser ersten Vergnügungsparks waren die Gründerväter einer neuen Massenkultur. Und ihr Erfolg war möglich geworden, weil eine neue Schicht besser verdienender Arbeiter entstanden war, die dank der voranschreitenden Industrialisierung und des wirtschaftlichen Wachstums ihr Einkommen nicht mehr allein für das Überleben ausgeben mussten. Sondern etwas Geld für Vergnügen übrig hatten.

FÜR DIE EINWANDERER, die im frühen 20. Jahrhundert nach Amerika kamen – die *huddled masses*, die „bedrängten Massen“, von denen Emma Lazarus' Gedicht an der Freiheitsstatue handelt –, war Coney Island oft der erste Anblick der Neuen Welt, wenn sie sich auf den überfüllten Decks der Auswandererschiffe drängelten. Noch ehe

die Freiheitsstatue und die Skyline von Manhattan sichtbar waren, strahlten ihnen die Attraktionen der Vergnügungsparks entgegen.

Es waren diese Einwanderer, aber auch Schwarze aus dem amerikanischen Süden sowie ehemalige Landarbeiter aus New England, die den Stadtbezirk Brooklyn nun zu einem Ort der Hoffnungen machten.

In Brooklyn bildeten die Neuankömmlinge bald jene Bevölkerungsschicht der *blue-collar workers* – benannt nach den traditionell blauen Arbeitshemden –, die noch heute als wichtige Stütze der US-Gesellschaft gilt: einfache Menschen, hart arbeitend und bescheiden.

So schrieb der aus Tennessee stammende Schriftsteller James Agee, der sich in den 1930er Jahren in New York City ansiedelte: „Du musst nur eine Brücke überqueren, um zu merken, wie hinter dir das ganze Leben in die Vertikale gezwungen wird; und wie sich dort, wo du hinkommst, dieses ganze Leben in die Horizontale entspannt. Brooklyn hat die Eigenschaften einer jeden amerikanischen Kleinstadt – nur dass dieser übliche Provinzialismus vom nahen Manhattan so mächtig verstärkt wird.“

Viele Gegenden von Brooklyn waren und blieben so gartenlaubig, wie sie

Schriftsteller und Dichter immer wieder beschrieben. Doch der Brooklyner Provinzialismus war erstaunlich kosmopolitisch. Unzählige Exilgemeinden entstanden. Denn fast alle Einwanderer zogen in Gegenden, in denen Verwandte und Bekannte aus der alten Heimat lebten – und bildeten dort kulturelle Nischen, kleine Abbilder der alten Heimat.

Die Straßenzüge der osteuropäischen Juden in Williamsburg mögen auf den ersten Blick so ausgesehen haben wie die der Italiener oder die der Afroamerikaner in den östlichen Teilen Brooklyns. Doch wer genauer beobachtete, konnte die Zeichen und Spuren der jeweiligen Kulturen erkennen: die Thoraschulen und koscheren Lebensmittelgeschäfte in Williamsburg, die kleinen Nudelfabriken und Trattorien im italienischen Bushwick, die Lokale in Bedford, die wie im amerikanischen Süden Brathähnchen mit Süßkartoffeln servierten.

Neben ihrem Ehrgeiz brachten viele Immigranten ihre Allianzen aus der alten Heimat mit: Familienbande und Vereine, die Einwanderern ersten Schutz und wichtige Hilfe boten. Doch einige dieser ethnischen Netzwerke entwickelten auch eine düstere Seite.

Vor allem während der Prohibition entstanden in Brooklyn zahllose Gangsterbanden, deren Zusammenhalt meist auf gemeinsamer Herkunft aus der Alten Welt beruhte. Schon bald kämpften sizilianische, jüdische und irische Gangs gegeneinander um die Vorherrschaft im Geschäft mit illegalem Alkohol, Prostitution und Glücksspiel.

Al Capone, geboren in Brooklyn, sammelte hier seine ersten Erfahrungen. Der Sohn einer italienischen Einwandererfamilie hatte sich seit seiner frühen Jugend als Laufbursche für den New Yorker Gangsterboss Johnny „The Fox“ Torrio verdingt. Anfang der 1920er Jahre folgte er seinem Mentor, inzwischen eine führende Gestalt der Unterwelt von Chicago, in den Mittleren Westen. Und wurde später zu dessen Nachfolger.

BROOKLYN BLIEB das gesamte 20. Jahrhundert über ein Magnet für Einwanderer. Die Schmach von 1898 hatte



Mit einer Parade gedenken die Brooklyner am 30. Mai 1895 der Toten des Bürgerkriegs



Die nur wenige Sekunden dauernde Fahrt im »Giant Racer«, einer stählernen Achterbahn, ist eine der Hauptattraktionen an der Surf Avenue auf Coney Island, wo sich Kneipen, Hotdog-Stände und Vergnügungsparks aneinanderreihen

unter den Alteingesessenen einen trotzigsten Lokalpatriotismus erzeugt, den auch die Neankömmlinge übernahmen.

So wie die Bürger der City of Brooklyn im 19. Jahrhundert stolz darauf gewesen waren, einen frommen und provinziellen Gegenpol zu Manhattan zu bilden, waren die Menschen im Borough of Brooklyn nun stolz darauf, im Schatten des Glambours und der Hektik von Manhattan eine eigenständige Identität aufgebaut zu haben.

Eine Identität, die auf dem bodenständigen Selbstverständnis einer ethnisch vielfältigen Arbeiterklasse beruhte, die sich ihren Wohlstand nicht nur erkämpft, sondern vor allem verdient hatte.

Der Eintritt der USA in den Zweiten Weltkrieg bestärkte diesen Geist nur noch. Auf keiner Werft arbeiteten so viele Menschen wie im Navy Yard von Brooklyn – bis zu 70000 Männer und Frauen, rund um die Uhr an sieben Tagen der Woche.

Hier am East River waren die Arbeiter und Handwerker nun keine Glückssucher mehr. Sie waren die Helden der Heimatfront.

Literatur: Ellen M. Snyder-Grenier, „Brooklyn! An Illustrated History“, Temple University Press; reich bebildert und gut lesbar: John F. Kasson, „Amusing the Million: Coney Island at the Turn of the Century“, Hill & Wang; über die Geschichte der Vergnügungsparks von Coney Island.

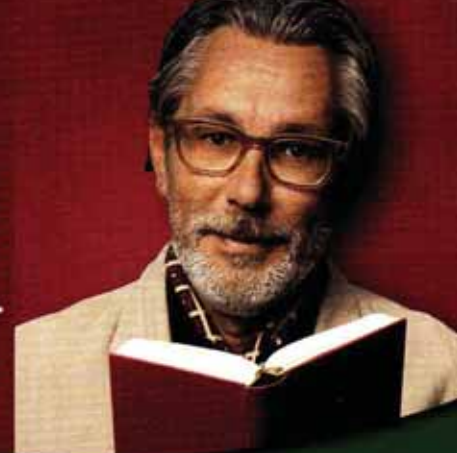
Nein, glamorös war Brooklyn nicht. Aber es gab hier so etwas wie eine Seele. In Manhattan schafften es nur die Besten und Rücksichtslosesten – Brooklyn dagegen ließ jedem seine Chance. Künstler, Dichter und Musiker arbeiteten bevorzugt auf der Manhattan-Seite der Brooklyn Bridge. Leben aber wollten viele von ihnen an deren östlichem Ende.

Niemand wohl hat den versteckten Reiz des Bezirks im Südosten New Yorks besser beschrieben als der Schriftsteller Truman Capote Ende der 1950er Jahre in seinem Essay „A House in the Heights“, der mit den Sätzen beginnt: „Ich lebe in Brooklyn. Aus freien Stücken. Wer die Reize dieser Gegend nicht kennt, darf sich ruhig wundern, weshalb.“

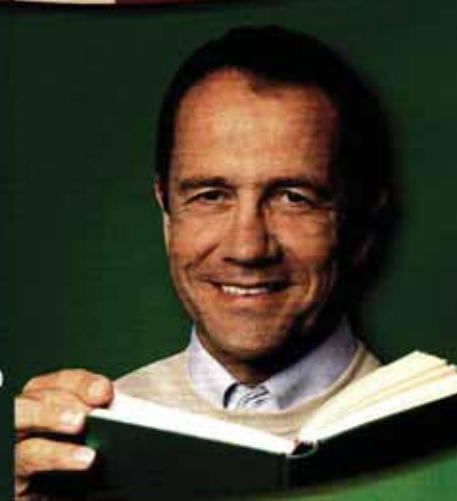
Und ein paar Seiten weiter gesteht Capote seinen Lesern: „Oft vergeht eine ganze Woche, ohne dass ich ‚in die Stadt gehe‘, oder ‚die Brücke überquere‘, wie meine Nachbarn einen Ausflug nach Manhattan nennen. Verwirrte Freunde, provinzielle Stagnation vermutend, fragen: ‚Aber was machst du da drüben?‘ Lassen Sie mich sagen, das Leben kann hier ziemlich aufregend sein.“ □

Andrian Kreye, 46, leitet das Feuilleton der „Süddeutschen Zeitung“. Er hat fünf Jahre als New-York-Korrespondent in Brooklyn gelebt.

antiquarisch



vergriffen



gebraucht



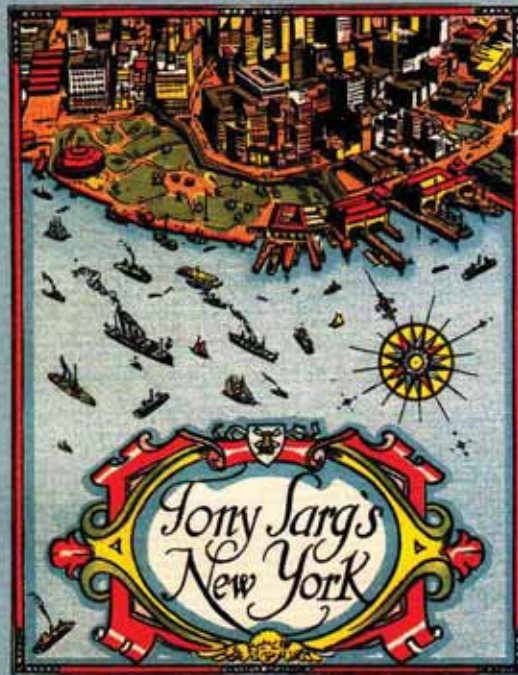
Hier findet jeder sein Buch.

- Mehr als 25 Mio. Bücher – die weltweit größte Auswahl deutschsprachiger Titel
- Über 4.100 professionelle Antiquariate
- Einfach & schnell online bestellen
- Viele Zahlungsarten, u.a. offene Rechnung

neu

ZVAB.com
ZENTRALES VERZEICHNIS ANTIQUARISCHER BÜCHER

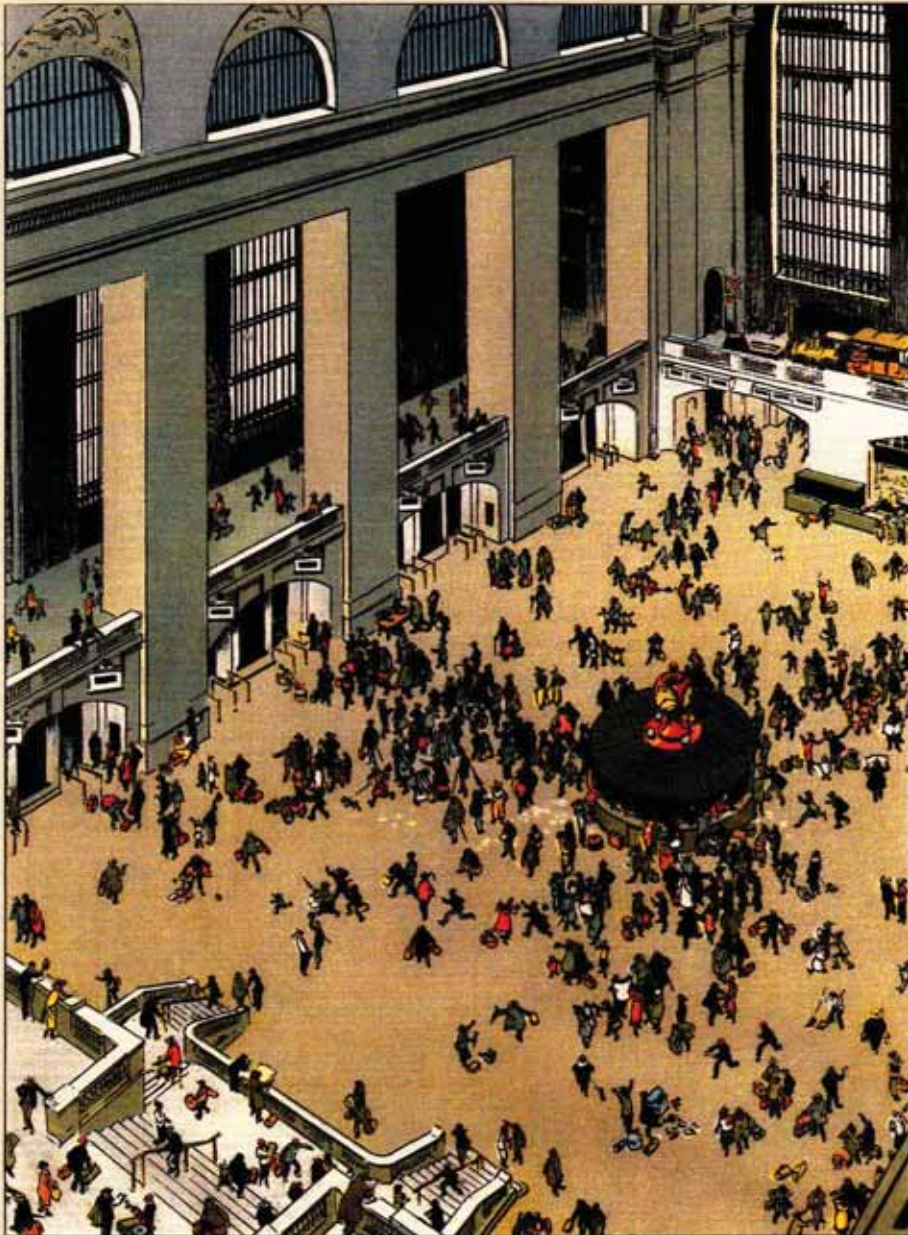
Im Sog der Metropole



Rastlose Menschenmassen, Geschwindigkeit, tosender Verkehr, glitzernde Tempel des Geschäfts und der Vergnügung: Spätestens seit New York zu Beginn des 20. Jahrhunderts zur archetypischen Metropole der Moderne aufgestiegen ist, inspiriert die Stadt Künstler und Literaten. Um 1925, auf dem Höhepunkt der »Roaring Twenties«, fängt der Illustrator Tony Sarg mit ironischem Blick für das Detail Alltagsmomente ein. Mit den Worten der Dichter fügen sie sich zu einer zeitlosen Poetik der Großstadt

»Durchreisende, Durchreisende. Alles ist auf dem Weg. New York ist der Schauplatz eines Stücks, das gerade erst gespielt wird, eines Spektakels, dessen Proben noch längst nicht vorüber sind.«

Stephen Graham, 1927



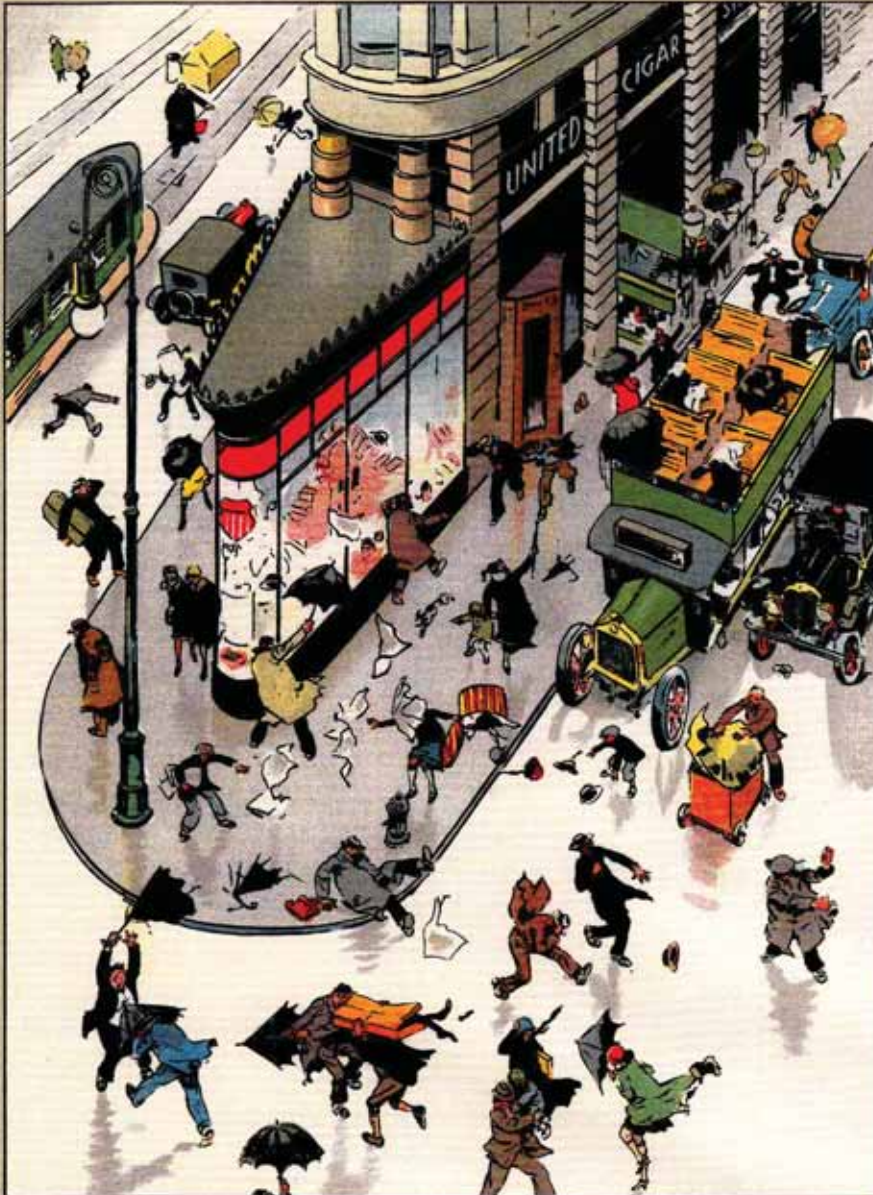
Der meist-
frequentierte
Bahnhof der
USA: Reisende
im Grand Cen-
tral Terminal
an der Park
Avenue





»Die Menschen, die mich streifen, scheinen alle einem Ziel entgegenzuhetzen, das sie niemals erreichen. Ihre Bewegungen sind eifrig, als würden sie sagen wollen: ›Wir sind auf dem Weg, wir müssen jeden Moment da sein.‹ Doch werden sie jemals irgendwo ankommen? Wird irgendjemand dort auf sie warten?«

Helen Keller, 1929

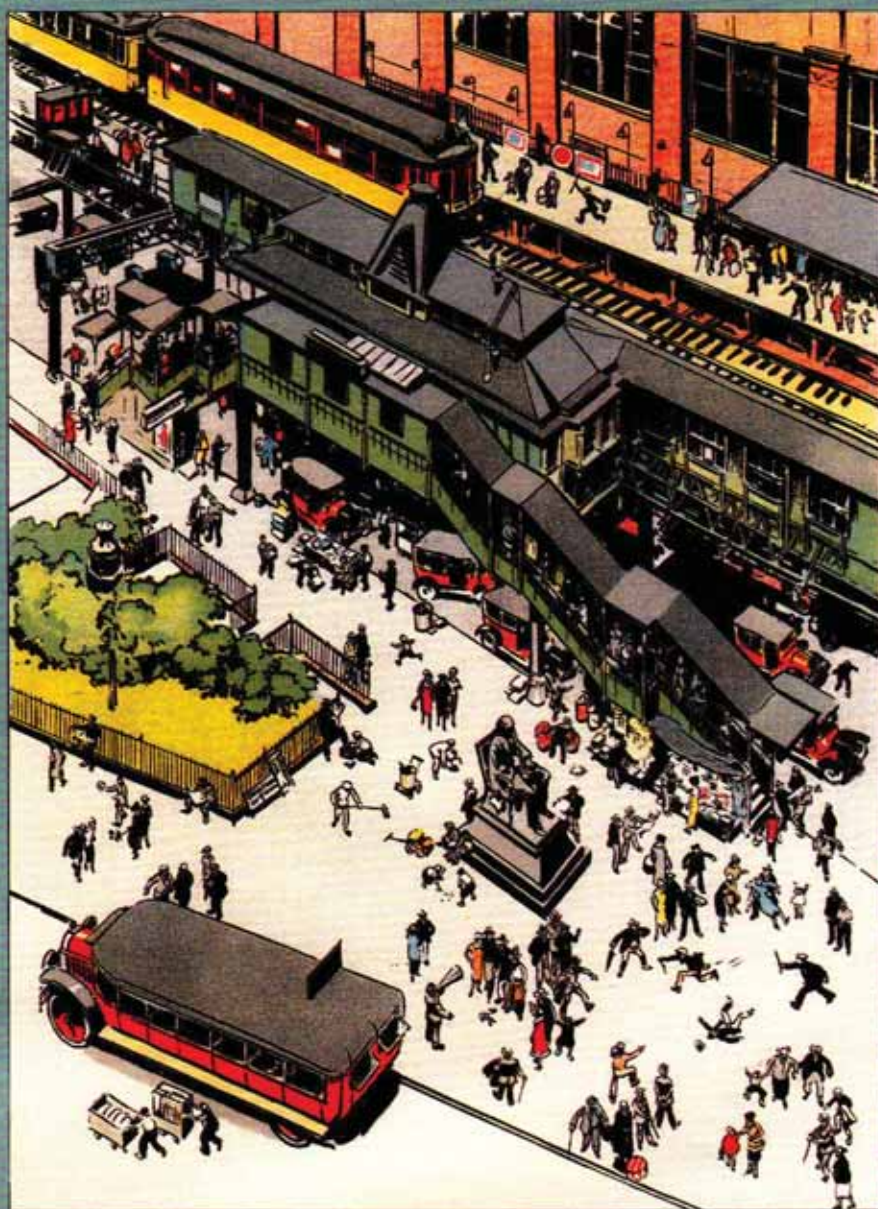


Wo der Broadway die Fifth Avenue kreuzt, erhebt sich seit 1902 das wie ein Bügeleisen spitz zulaufende Flatiron Building – einer der ersten Wolkenkratzer der Stadt



Menschenauflauf vor der City Hall im Süden
Manhattans – dem 1812 im Stil der französischen
Renaissance errichteten Rathaus

»Alles, was die moderne Technik zu leisten imstande ist, wird sinnvoll zur Anwendung gebracht: die elektrischen Straßenbahnen, die Hochbahn, das Telefon, die Aufzüge. Während man in London morgens die Fensterläden öffnet, um nachzusehen, ob es regnet, tut man es in New York, weil man herausfinden will, ob nicht möglicherweise jemand über Nacht ein neues Transportsystem mit Flugapparaten installiert hat.« *Charles Whibley, 1908*

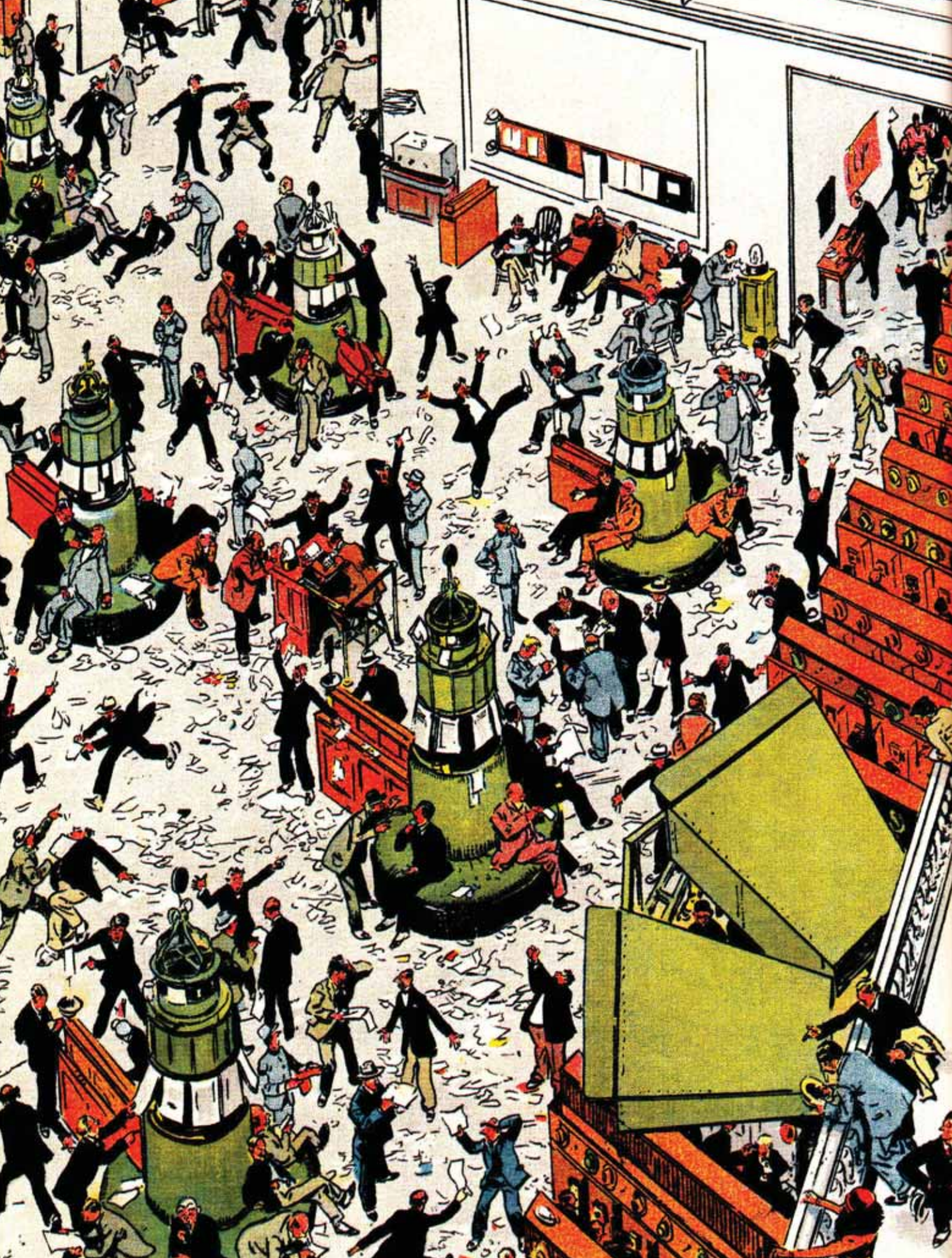


Eine Hochbahn hält am Greeley Square, an der Kreuzung von Sixth Avenue und Broadway. In den 1920er Jahren ersetzen jedoch mehr und mehr Untergrundzüge die *elevated railways*



Per Dampfschiff über den Hudson River nach New Jersey: Fähranleger im Westen Manhattans, Höhe 23rd Street





»Das Gedränge und geschäftige Treiben war nicht nur intensiver und lauter als in meiner Heimatstadt. In den Schritten der Fußgänger, den Stimmen der Straßenhändler und in tausend anderen Kleinigkeiten drückten sich auch mehr Selbstbewusstsein, mehr Energie, mehr Ehrgeiz und optimistischere Zukunftserwartungen aus, als ich sie je kennengelernt hatte.«

Abraham Cahan, um 1900



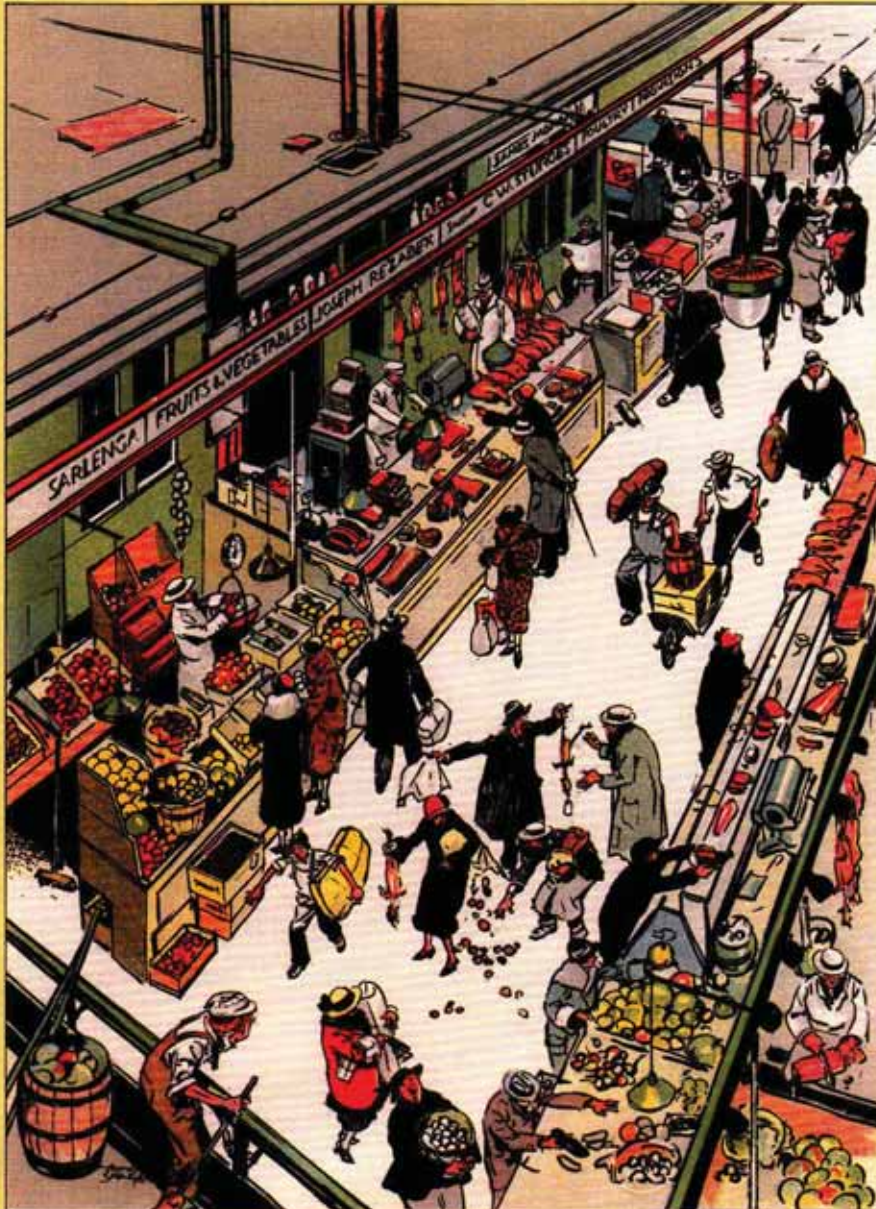
Restaurants und Läden in der Pell Street in Chinatown. Das Einwandererviertel nahe der Lower East Side zieht schon früh Touristen an



Um zehn Uhr morgens setzt das Handelsfieber an der weltgrößten Börse ein: der New York Stock Exchange, Wall Street

»Ich sah, nicht ohne Vergnügen, ein Spektakel aus leuchtenden Schriftzügen und bunten Werbetafeln, die alles Mögliche bewarben, vom Kotelett bis zum Klavier. Ich sagte mir: Welch ein prächtiger Garten der Wunder wäre dies für jemanden, der das Glück hat, nicht lesen zu können.«

Gilbert Keith Chesterton, 1921



Lebensmittelstände des Washington Market, dessen Hallen sich entlang mehrerer Straßen quer durch den Süden Manhattans ziehen

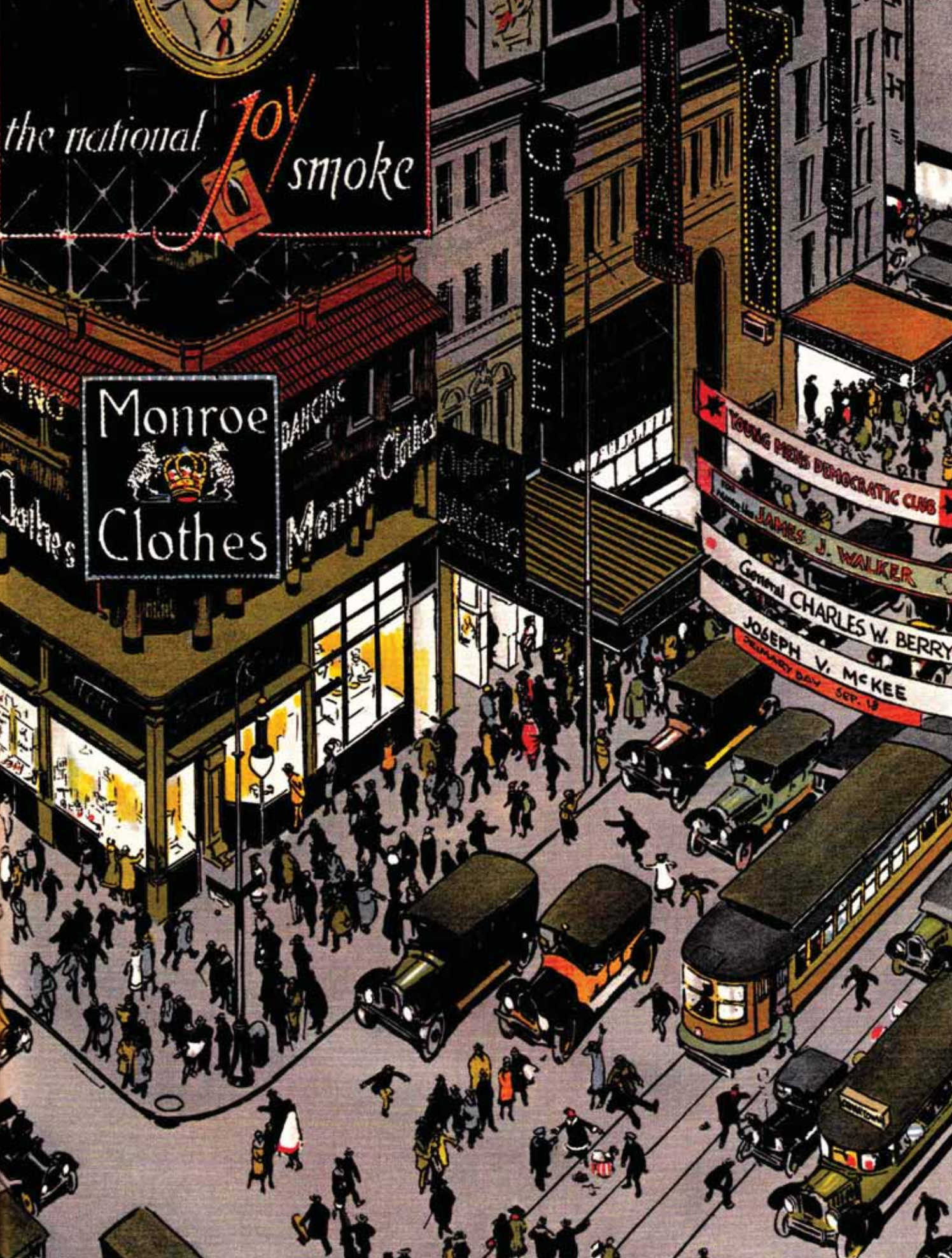


Tony Sarg (1882–1942) arbeitete in den 1920er Jahren unter anderem für die New Yorker „Saturday Evening Post“, die seine Stadtimpressionen regelmäßig abdruckte.

New Yorks Wunderland der kommerziellen Unterhaltung: »Great White Way« nennen die Menschen den hell erleuchteten Broadway

the national *JOY* smoke

Monroe
Clothes



Die SPÖTTER der Mittagsrunde

Theater, Clubs und neuartige Magazine machen New York in den 1920er Jahren zum Zentrum gehobenen Amusements. Im »Algonquin Hotel« trifft sich täglich eine Clique scharfzüngiger Journalisten und Autoren, um der Stadt den Puls zu fühlen – unter ihnen Dorothy Parker, so boshaft und schlagfertig wie keine andere

VON MATHIAS MESENHÖLLER

Aus dem Fahrstuhl tritt eine kleine, dunkeläugige Frau Mitte 30. Die Gaffer erwarten sie schon. New Yorks bekannteste Lästertongue durchquert zur Mittagszeit die walnussgetäfelte Lobby des »Algonquin Hotel«. Starkes Parfüm, modischer Kurzhaarschnitt, etwas blass: Der letzte Scotch oder Champagner ist nur ein paar Stunden her. Und vielleicht döst noch ein Liebhaber in der Suite der Bestseller-Autorin, die im Hotel wohnt, weil sie ohnehin nur einen Ort brauche, wo sie ihren Hut ab- „und ein paar Freunde flachlegen“ könne.

Sie erreicht eine rote Samtkordel, die den Zutritt zum Speisesaal beschränkt. Die Schaulustigen bleiben zurück. Dorothy Parker kommt spät, wie immer. An dem großen runden Tisch in der Mitte herrscht bereits Tumult: Spott und harte Urteile fliegen laut und schnell über den Tisch.

„Hallo, Abstoßende!“, ruft jemand ihr zur Begrüßung zu. Dorothy wirft etwas Sarkastisches zurück und setzt sich.

In diesem Sommer 1927 ist die Mittagsrunde einflussreicher Kritiker und Kolumnisten im Algonquin an der 44th Street längst mehr als ein Freundeskreis: Sie ist eine Institution. Hier werden Ansichten geprägt, Wortwitze und clevere Sprüche, die tags darauf in der Zeitung stehen und die der New Yorker einfach kennen muss.

Die Meinungen der Mitglieder können über Erfolg oder Misserfolg am Broadway entscheiden, sie definieren „in“ und „out“.

Und die vielleicht berühmteste Teilnehmerin dieser Runde ist Dorothy Parker – zumindest beschäftigt sie die Fantasie der Leser in der Stadt am stärksten. Sie raucht, trinkt, hat Liebhaber und großen Erfolg. Und verkörpert gleich zweierlei: den New Yorker Intellektuellen und einen neuen Typ Frau. Sie steht für Unabhängigkeit und Urbanität, Glamour und die Amüsierwut der „Roaring Twenties“, deren Hochburg die Metropole am Hudson ist.

Begonnen hat alles acht Jahre zuvor. Im Juni 1919 laden zwei Presseagenten im Algonquin zu einem Willkommensessen für den Theaterkritiker Alexander Woollcott, eben aus dem Ersten Weltkrieg heimgekehrt. Es kommen die Theaterjournalisten praktisch aller New Yorker Blätter. Als sie auseinandergehen, schlägt jemand vor, das gemeinsame Mittagessen zu wiederholen. Woollcott greift die Idee auf.

Er ist 32, trägt scharlachrot bordierte Operncapes und kokettiert damit, seit einer Mumps-Erkrankung impotent zu sein; die eigentliche Tragödie seines Lebens aber bestehe darin, nicht Mutter werden zu können.

Außer neurotischer Extravaganz kultiviert er eine erlesene Boshaftigkeit. Es kursiert das Wort, sich auf ein Gespräch mit Woollcott einzulassen, ähnele dem Versuch, eine überfütterte Perserkatze zu streicheln, die eben ihre Krallen gewetzt hat.

Schlagfertigkeit und Biss verlangt Woollcott auch von jenen, die er nun mittags im Algonquin duldet, ein paar Hundert Meter vom Broadway entfernt. Klamauk, Spinnerei, geistige Hochseilakte: alles erlaubt. Nur keine Langeweile.

Bald findet sich ein harter Kern von etwa einem Dutzend Zeitungsleuten zusammen, einige mit schriftstellerischen Ambitionen. Sie sind jung, ehrgeizig, respektlos und schnell, und sie haben zwei klare Ziele: eine Karriere mit der Schreibmaschine – und *fun*.

Zu ihnen zählt eine junge Kollegin, die für das 1913 gegründete Gesellschaftsmagazin „Vanity Fair“ schreibt: Dorothy Parker. Die einzige Frau unter New Yorks Bühnenkritikern. Ihre Verrisse sind gnadenlos. „Wenn Sie nicht stricken, nehmen Sie ein Buch mit“, schreibt sie zu einem Broadway-Stück. Bei einem anderen weigert sie sich, den Namen des Autors zu nennen – sie wolle ihn nicht verpfeifen. Die Theaterproduzenten fürchten sie.

Aufgewachsen ist sie in wohlhabenden Verhältnissen auf der Upper West Side.



Mit Wortschöpfungen wie »face-lift« und »one-night stand« prägt Dorothy Parker die Alltagssprache der New Yorker

Anfangs schrieb sie Bildunterschriften für die Modezeitschrift „Vogue“, seit 1918 ist sie Redakteurin bei „Vanity Fair“. Doch Anfang 1920 verliert sie ihren Job: ein sarkastischer Artikel, eine beleidigte Schauspielerin, deren Gatte bedeutender Theaterproduzent und wichtiger Anzeigenkunde ist.

Die Freunde vom Mittagstisch helfen, bekunden in ihren Kolumnen Sympathie und machen so Werbung für die nun freie Autorin Dorothy Parker. Bald verkauft sie ihre Texte an etliche Blätter der Stadt – Kritiken, Kurzprosa und vor allem Gedichte voll beißendem Humor. Ihr Thema wieder und wieder: New York, genauer Manhattan.

Parkers Stadt ist ein Mix aus geschmuggeltem Scotch und illegalen Bars, aus Jazz-Trompeten und Leuchtreklamen, aus Wolkenkratzern und lärmenden Hochbahnen. Das Zentrum der amerikanischen Populärkultur. Täglich erscheinen mehr als 15 Tageszeitungen, manche mit Morgen- und Abendausgaben, die außer Informationen elegant formulierte Kolumnen abdrucken.

Die Stände hängen voller Schundblättchen, Groschenromane, Modezeitschriften wie „Vogue“ oder „Harper's Bazaar“. Das reich illustrierte Gesellschaftsmagazin „Vanity Fair“ („Jahrmarkt der Eitelkeiten“) berichtet zwischen Reklame für noble Automobile und teuren Schmuck leicht versnobt über die Polo-Saison, die russische Oktoberrevolution und Picasso – und über das Theater.

Rund um den Times Square, im Theaterbezirk zu beiden Seiten des Broadway, locken fast 80 Bühnen mit rund 200 Produktionen im Jahr; an manchen Abenden eröffnen gleich sieben Stücke. Europäische Klassiker stehen auf dem Spielplan, aber auch die neuesten Dramen amerikanischer Autoren sowie Komödien. Und Musicals.

Die amerikanische *musical comedy* ist am Broadway zu einer eigenständigen Kunstform gereift. Dazu haben Komponisten und Theatermacher die unterschiedlichsten Genres zusammengemischt: Jazz und europäische Operette, das derb-komische Vaudeville und die große Oper, Steptanz und klassisches Ballett.

Im Gegensatz zu den spektakulären und äußerst beliebten Broadway-Revuen – allen voran die „Follies“ des Florenz Ziegfeld, in denen ganze Reihen von Showgirls singen und tanzen – haben die neuen Musicals durchgehende, immer ausgefeiltere Handlungen.

In „Show Boat“ von 1927 etwa ist ein Theaterschiff auf dem Mississippi Ort der mehrere Jahrzehnte umspannenden Handlung, in der es zwischen mitreißenden Musiknummern auch um das schwierige Verhältnis von Schwarzen und Wei-



Dorothy Parker und andere Mitglieder jener legendären Runde von Autoren, die sich ab 1919 regelmäßig im »Algonquin Hotel« an der 44th Street trafen. Mit dem Gemälde ehrt das Hotel später seine berühmtesten Gäste

ßen geht. „Show Boat“ wird in New York 572-mal aufgeführt und gerät zur Legende.

Schnell entwickelt sich der Broadway zum Inbegriff des Musicals als genuin amerikanischer Schöpfung. Viele der Songs, die Komponisten wie Jerome Kern, Irving Berlin oder George Gershwin für die New Yorker Bühnen schreiben, werden zu Klassikern mit prägendem Einfluss auf die amerikanische Popmusik.

Derweil achten die Produzenten kompromisslos auf den kommerziellen Erfolg, vieles ist Massenware: Ein Musical sollte seine Kosten möglichst innerhalb eines Monats einspielen, was ein halbes Jahr läuft, gilt als Kassenschlager.

Auch das Sprechtheater ist ein Millionengeschäft – und Parkers Mittagstisch will daran teilhaben. Zum Beispiel Marcus Cook Connelly und George S. Kaufman, die intelligente Komödien schreiben, mit dem erklärten Ziel, so reich zu werden. Da schadet es nicht, dass einige der wichtigsten Kritiker der Stadt beim Lunch am selben Tisch sitzen.

Die einflussreichste Stimme gehört Franklin Pierce Adams, dem Autor einer viel gelesenen Kolumne in der „New York World“. Wen F.P.A. erwähnt, der ist „en vogue“ (oder Adams' aktuelle Geliebte). Seine Freunde erwähnt F.P.A. reichlich – und Dorothy Parkers Gedichte lässt er sogar als Beiträge zu seiner Kolumne abdrucken.

Es dauert nicht lange, bis die Runde begnadeter Selbstdarsteller zum urbanen Mythos wird – zum „Algonquin Round Table“. So nennt die Presse die Clique. Sie selbst bevorzugen „The Vicious Circle“ (wörtlich: „der boshafte Zirkel“ – auch als „der Teufelskreis“ zu verstehen).

Nach Theaterbesuchen ziehen die Freunde oft in eine der zahlreichen Bars in der Gegend um die 49th Street zwischen Fifth und Sixth Avenue. Ein Abenteuer.

Denn seit 1920 gilt in den USA die Prohibition: Herstellung, Verkauf und Transport aller Getränke, die mehr als 0,5 Prozent Alkohol enthalten, sind verboten. Die New Yorker haben das Gesetz von Anfang an als einen Anschlag des Hinter-

landes auf Amerikas Städte empfunden – und auf ihre Stadt im Besonderen. Eine Schikane der ländlich-protestantischen Rechten, die die Einwanderermetropole mit ihren Juden, Katholiken und Atheisten, ihrer Modernität und Toleranz, ihrem scharfen Witz und ihrer Jagd nach *fun* hasst und zugleich fürchtet.

Alkohol wird nun aus Mauerlöchern, in Kellerwohnungen oder in Läden mit blind gestrichenen Fenstern verkauft, in den ärmlichen Vierteln von Queens und Brooklyn wie in den Oberklasse-Revieren Manhattans.

Es gibt *speakeasies*, „Flüsterkneipen“, in allen Kategorien: von Suppenküchen, in denen zwielichtige Gestalten saures Bier und stinkenden Schnaps anbieten, über Clubs für den schnellen Drink nach Feierabend zu edlen Restaurants mit Garderoben-Boys und teuren Lüstern. Seit Beginn der Prohibition hat sich die Zahl der New Yorker Lokale mit Alkoholausschank auf mehr als 32 000 verdoppelt.

Sie sind allesamt illegal. Schmuggel und Schwarzbrennerei boomen. Das Gesetz wirkt wie ein Förderprogramm für die organisierte Kriminalität, die Großgangster, die Mafia.

Weil Spirituosen – Gin, Whiskey, Rum – leichter heimlich herzustellen und einfacher zu transportieren sind, verdrängen sie nun Bier und Wein. Oft aber sind sie von erbärmlicher Qualität, praktisch ungenießbar. Säfte, Ei und Zucker schaffen Abhilfe: Der Cocktail wird zum Modegetränk, Barkeeper erfinden immer neue Rezepte.

Dorothy Parker bevorzugt Scotch, am liebsten den echten der Sorte Haig & Haig, im Notfall aber auch jeden anderen, ob *straight* oder als „Highball“ mit Soda. Bis in die frühen Morgenstunden wandert sie mit der Algonquin-Clique durch die Lokale oder begleitet Freunde, die in Polly Adlers Bordell mit der Hausherrin Backgammon um die Dienste der Damen spielen. Wenn Parkers Hund unter dem Tisch unruhig wird, bekommt er eine halbe Schlaftablette.

Die Dichterin gehört nicht unbedingt zu denen, die sich die teure Schmuggelware leisten können – aber sie findet fast

immer jemanden, der für sie bezahlt. Denn in den feineren Speakeasies treffen die Neureichen des Showbusiness auf den alten Geldadel, Broadway-Sternchen auf Schmugglerkönige, Sportstars auf die Autoren des „Algonquin Round Table“. Die Milieugrenzen werden durchlässig.

Am Wochenende setzen die Vergnügungssüchtigen ihren Spaß auf den Sommersitzen der Reichen im Norden von Long Island fort. Dort gleiten Boote des exklusiven Manhasset Bay Yacht Club über das grünliche Wasser vor der „Goldküste“, residieren Bankiers, Industrielle, Verleger sowie der Erfolgschriftsteller F. Scott Fitzgerald, dessen Roman „Der große Gatsby“ von 1925 den Roaring Twenties die literarischen Weihen verleiht.

Insbesondere das Haus von Herbert Bayard Swope, dem Chefredakteur der „New York World“, steht Parker, Adams, Woollcott und zahllosen anderen offen.

Bei Swope wird der Scotch von einem angestellten Apotheker auf seine Reinheit überprüft, das Personal arbeitet in zwei Schichten und serviert auch mitten in der Nacht Steaks, Schokoladenkuchen oder eine frische Flasche Champagner, die Nachbarn werden mit exzentrischen Schnitzeljagden belästigt. Auch hier gilt: „Anything goes“ (so ein Songtitel), alles ist erlaubt.

Einer, der regelmäßig mit am Tisch im Algonquin sitzt, obwohl er auf den ersten Blick nicht recht zu den anderen zu passen scheint, ist Harold Ross. Ein grobgesichtiger, zumeist wortkarger Journalist aus dem Westen der USA. Ausgerechnet der etwas spröde Ross kommt auf die Idee, eine neue Zeitschrift zu entwickeln für die kosmopolitische Klientel, die sich in den Flüsterkneipen Manhattans zusammengefunden hat: den „New Yorker“.

Ein Blatt, das ganz auf die Metropole am Hudson konzentriert sein soll, weniger snobistisch als „Vanity Fair“, ohne politische Agenda, aber voller Storys über die vibrierende Stadt und deren Berühmtheiten.



In den 1920er Jahren blüht New Yorks Nachtleben. In der Gegend um den Times Square an der Kreuzung Broadway und Seventh Avenue werben Dutzende Theater mit großen Leuchtreklamen für Komödien und Musicals – oder, wie das Astor Theatre 1931, für Kinofilme

Über den Algonquin-Kreis lernt Ross einen Financier für sein Projekt kennen, Dorothy Parker und andere Roundtabler stellen ihre Namen als „beratende Redakteure“ zur Verfügung oder machen Reklame für das neue Magazin.

Der „New Yorker“ erscheint ab 1925. Was Ross damit erschafft, ist eine Art Großstadtfeuilleton, wie es die Metropolen Europas kaum kennen. In eigentümlicher Kombination aus Leichtigkeit und Tiefgang lauscht es – stets bemüht um stilistische Brillanz – New York den Rhythmus ab. Die Autoren sind manchmal beißende Kritiker, zumeist aber verzauberte Connaissseure ihrer Stadt. Die Rubrik „Talk of the Town“ wird zum literarischen Tagebuch der Metropole. Im „New Yorker“ erfahren die Leser, welches Broadway-Stück sie am besten unterhält – aber auch, wie der Preis für geschmuggelte Spirituosen steht.

Aus dem Algonquin-Freundeskreis kommen letztlich nur wenige Beiträge. Dennoch revanchiert sich Ross für die zuvor erhaltene Hilfe, indem der „New Yorker“ über die Mittags-sitzungen berichtet und preist, was die Runde hervorbringt. Im „New Yorker“ ist auch zu lesen, wo sich die Tochter eines der reichsten Männer des Landes aufhält, nachdem sie mit dem berühmten Broadway-Komponisten Irving Berlin durchgebrannt ist: im gemeinsamen Haus von Woollcott, Ross und dessen Frau.

Mehr denn je gilt die Algonquin-Runde nun als Zentrum liberaler Urbanität. Wer kann, buhlt um Aufnahme. Im Laufe der Jahre wächst die Zahl der regelmäßigen Gäste auf knapp drei Dutzend.

Trotz ihres ausschweifenden Lebens erledigen die Mitglieder ein enormes Schreibpensum. Selbst Dorothy Parker liefert ihre Texte, wenn auch selten pünktlich. Einmal trifft ein Redakteur, der dringend auf einen Beitrag der Autorin wartet, sie in einem Speakeasy. Ihre Erklärung: Sie erhole sich gerade von einer fast tödlichen Erkrankung.

Und als Harold Ross sie auf einen zugesagten Artikel anspricht, antwortet Parker: „Jemand anders brauchte gerade den Stift.“

Es ist diese Rotzigkeit und Hol's-der-Teufel-Attitüde, die das Publikum liebt: Darin erkennen sich die New Yorker wieder, entdecken, was ihre Stadt aufregend macht. Und sie finden es in einigen von Parker geprägten Begriffen, die sie bald in ihren Alltagswortschatz aufnehmen: *one-night stand*, *high society*, *face-lift*.

Doch der Preis ist hoch. Dorothy Parker spürt, dass sie ihr schriftstellerisches Talent vergeudet. Sie schreibt ein Theaterstück, es fällt am Broadway durch. Zweimal versucht sie,



Dorothy Parker schreibt für Zeitschriften wie »Vanity Fair«, »Vogue« und für den »New Yorker« – Harold Ross, auch er Teilnehmer der Mittagsrunde, entwickelt das Großstadtmagazin 1925 für eine kosmopolitische Klientel

sich das Leben zu nehmen. 1926 endlich sammelt sie ihre Gedichte in einem Buch – es wird ein Bestseller.

Auch bei den anderen nimmt in diesen Jahren der Erfolg zu. Allmählich lassen ihnen ihre Karrieren weniger Zeit für die ausgedehnten Mittagessen, sie brauchen die gegenseitige Unterstützung nicht mehr, verlieren den Spaß an der Sache. Und so beginnt die Runde gegen Ende der rauschenden Dekade zu zerfallen.

Als im Oktober 1929 der Schwarze Donnerstag, der große Börsencrash (siehe Seite 142), den Schlussstrich unter die Roaring Twenties zieht, hat sich auch der „Teufelskreis“ um Woollcott und Parker überlebt. Zu der Zeit hält sich Dorothy Parker in Europa bei reichen Bekannten auf. Als sie zurückkehrt, sind die USA von Arbeitslosigkeit und Depression geprägt. Die Party ist vorüber.

Die „Algonquinites“ gehen nach Hollywood, zum Radio, setzen ihre Theaterkarrieren fort. Dorothy Parker schreibt nun vor allem Drehbücher.

1943 stirbt Alexander Woollcott mit 56 Jahren an den Folgen eines Herzinfarkts. Auch andere Roundtabler scheiden früh dahin, am Alkohol, am schnellen Leben. Bei Harold Ross sind es die Zigaretten: 1951, er leitet nach wie vor den mittlerweile überaus erfolgreichen „New Yorker“, erliegt er mit 59 Jahren einer Krebserkrankung.

1967 stirbt auch Dorothy Parker – in einem Hotel. Das „Volney“ liegt an der East 74th Street, keine 30 Gehminuten von den Blocks ihrer Kindheit auf der anderen Seite des Central Park entfernt und kaum weiter vom Zentrum der wilden Zwanziger. □

Mathias Mesenhöller, 39, ist Historiker in Leipzig.



Mindestens 1,67 Meter groß, auffallend hübsch und maximal 21 Jahre alt – das sind die Einstellungskriterien der berühmten Harlemer Revuen für Tänzerinnen, etwa des Apollo Theatre. Und ein Teint, dessen Farbe nicht dunkler sein darf als ein helles Olivenöl

HARLEM SHUFFLE



Ab 1920 wird ein Stadtviertel im Norden Manhattans zur Kapitale der Schwarzen in den USA: Harlem. Hier leben mehr als 200 000 Afroamerikaner, die meisten sind aus den ehemaligen Sklavenhalterstaaten des Südens gekommen. Von dort bringen die Zuwanderer ihre Kultur mit, vor allem unterschiedliche Musikstile, wie Blues und Ragtime, die jetzt zu einem neuen, unerhörten Rhythmus verschmelzen – dem Jazz, dem Taktgeber der modernen Zeit



AFRIKANISCHE, EUROPÄISCHE UND AMERIKANISCHE KLANGTE VEREINIGEN

Sie nennen ihn »Duke« – und wie ein Herzog dominiert der Bandleader Edward Kennedy Ellington den Jazz. Mehr als 3000 Songs schreibt der Erfinder des *jungle style* in seinem Leben – und wird so zu einem der bedeutendsten Komponisten des 20. Jahrhunderts

VON WALTER SALLER

Für New Yorks High Society liegt Afrika im ersten Stock eines Backsteinhauses in Harlem, dem Viertel der Schwarzen im Norden Manhattans. Vor dem Haus an der 142nd Street reihen sich seit Mitte der 1920er Jahre Wochenende für Wochenende schwere Limousinen auf. Cadillacs, Duesenbergs, Rolls-Royces. Vor allem sonntagnachts. Weil sich dann viele der Berühmten und der Reichen New Yorks in dem Gebäude einfinden. Oben im ersten Stock, im Cotton Club. Ihrem Afrika.

Magische Rhythmen, heulende Trompeten und aus dem Piano geschleuderte Akkorde füllen den Club mit exotischen Klängen. Und sein Dekor schafft eine seltsam hybride Atmosphäre. Eine Kom-

bination aus tropischem Afrika und amerikanischem Süden. Umgeben von aufgemalten Sklavenhütten und Baumwollfeldern lauscht das Publikum den verhexten Klängen, vibriert im Beat der „Dschungelmusik“. Schwarze Frauen tanzen kaum verhüllt vor den bis zu 700 Gästen, schwarze Männer in den roten Smokings der Südstaaten-Butler versorgen die Besucher mit „Madden's No. 1“. Diskret. Denn die Hausmarke ist schwarzgebrannt. Seit 1920 herrscht Prohibition in den USA.

Jazz, Shows, Drinks – das ist der Cotton Club. Sein Ruf ist legendär. Genau wie der seines Besitzers Owney Madden, einer Größe der New Yorker Unterwelt.

Das Cotton Club Orchestra spielt vor der Kulisse eines Herrenhauses der Südstaaten. Mit Vorbau und weißen Säulen. Die Veranda der Villa ist seine Bühne. Die Band ist schwarz und ihr Leader der Pianist Edward Kennedy Ellington. Sein formvollendetes Auftreten hat ihm den Spitznamen „Duke“ – Herzog – eingebracht. Elegant verbindet er improvisierte Soli mit auskomponierten Bandelementen. Schnelle und langsame Passagen wechseln sich ab, Breaks, Synkopen und wiederkehrende Riffs lassen die Füße wippen.

New York ist verrückt nach Jazz. Wie ganz Amerika. Im Sturm hat die Musik mit ihren afroamerikanischen Wurzeln

die USA erobert. Die großen Zentren des Jazz sind Chicago, New Orleans, Kansas City – und eben Harlem. 56 Radio-stationen übertragen die Auftritte von Ellington und seiner Band live aus dem Cotton Club. Amerika lauscht den Klängen aus Nord-Manhattan.

Der Cotton Club ist so etwas wie der nationale Lautsprecher für den Jazz der Afroamerikaner. Doch als Gäste sind Schwarze dort nicht willkommen. Nur als Musiker, Tänzerinnen, Sängerinnen oder Kellner. Im Club herrscht Rassentrennung.

Die Gäste sind ausschließlich weiß, wie in vielen Nachtclubs von Harlem. Die Weißen sind betört von der Kraft der Musik, von der geradezu fiebrigen Energie des schwarzen Stadtteils. Aber sie bleiben unter sich. Für sie ist Harlem eine große Bühne, die sie bestaunen wie Theaterbesucher.

Doch Harlem in den späten 1920er Jahren ist mehr, es ist ein einzigartiger Kosmos. Im Süden markiert die 110th Street am Rand des Central Park eine Grenze des Viertels, im Norden die 156th Street die andere. Im Westen begrenzt die St. Nicholas Avenue und im Osten der Harlem River den Stadtteil. Mehr als 200000 Schwarze leben hier, die überwältigende Mehrheit der Bewohner. Mit seinen Stadthäusern, den breiten Bürgersteigen und herrschaftlichen Treppenaufgängen strahlt der Stadtteil Großzügigkeit und Charme aus.

Und dieser Flecken New York ist en vogue. Bei Weißen und bei Schwarzen.

Wegen seiner grandiosen Musiker und seiner mit Jazz gesättigten Atmosphäre. Wegen der unglaublichen Fülle an Nachtclubs, Tanzhallen, Theatern und Kabaretts. Und wegen der beispiellosen kulturellen Dynamik, die Harlem durchdringt: der „Negro Renaissance“.

Intellektuelle propagieren einen „neuen“ Afroamerikaner. Einen, der nicht mehr nur der Enkel ehemaliger Sklaven ist, kein Mensch zweiter Klasse, kein Opfer von Rassismus und Lynchjustiz.

Der Harlemer Philosoph Alain Locke porträtiert den „New Negro“ in einem Essay von 1925 so: selbstbewusst, urban, mit eigenständiger Kultur. Bislang hätten sich die Schwarzen die Vorurteile der Weißen in ihrem Denken über sich selbst zu eigen gemacht, schreibt Locke, doch jetzt seien sie dabei, sich von diesen Einschränkungen zu befreien.

Der Cotton Club an der 142nd Street ist das Herz Harlems – und des Jazz: Bis zu 700 Gäste bejubeln hier Musiker wie Duke Ellington und Cab Calloway. Doch Afroamerikaner wie sie dürfen das Lokal nur als Künstler und Bedienstete betreten. Ansonsten gilt: »Whites only«



Er ist fest davon überzeugt, dass Amerikas Schwarze nach Jahrhunderten der Unterdrückung nun ihre „neue Seele“ entdecken. Seine Forderung, eine eigenständige Kultur zu schaffen und so eine neue schwarze Identität, verdichtet eine schon vorhandene Stimmung, gewinnt an Kraft, vervielfacht sich – und löst einen beispiellosen Boom afroamerikanischer Literatur, Malerei und Musik aus. In Chicago, Philadelphia und Boston. In vielen amerikanischen Städten. Und vor allem in Harlem.

Hier pulsiert das Herz des Aufbruchs, jener kulturellen Revolution, die später „Harlem Renaissance“ heißen wird. Wie ein kollektiver Rauschzustand erfasst sie die bevölkerungsstärkste schwarze Siedlung der Vereinigten Staaten. Harlem ist „Black Metropolis“, die Kapitale der Afroamerikaner. Der Ort, an dem sie zum ersten Mal das Leben einer Art Stadt in einer Stadt selbst gestalten.

Hier wohnen schwarze Broadwaystars und schwarze Millionäre. Beherrschen Schwarze den Immobilienmarkt. Kann ein Schwarzer offenbar alles erreichen. So nährt Harlem in den „Roaring Twenties“ die Hoffnung vieler Afroamerikaner, eines Tages gleiche Rechte und Freiheiten zu haben wie die Weißen. Und selbst auf den Inseln der Karibik träumen viele nun von einem Leben und einem kulturellen Neubeginn wie in Harlem.

Harlem ist das Jerusalem der Afroamerikaner.

Noch rund 20 Jahre zuvor aber, um 1904, gehört Harlem zu einer ganz anderen Welt: Es ist weiß, wie seit Jahrhunderten. Niederländische Siedler haben um 1658 auf der Insel Manhattan das Dorf Nieuw Haarlem gegründet, zehn Kilometer nördlich von Nieuw Amsterdam.

Als 1664 die Engländer kommen, nennen sie es bald schlicht Harlem. Bis ins 19. Jahrhundert bleibt es ein ländlicher Ort vor den Toren New Yorks. Reiche New Yorker haben auf den Hü-

geln der Gegend ihre Vorstadtanwesen. Doch um 1880 erreichen die *elevated railways*, die Hochbahnen, von Süden aus die Siedlung, und die Stadt New York lässt Hügel abtragen und Sümpfe trockenlegen, um Baugrund zu schaffen.

Stadtvillen, Reihenhäuser und Apartmentblocks im klassizistischen Stil entstehen. Renommiertere Architekten entwerfen die Pläne, denn Harlem soll mit seinen von Bäumen gesäumten Boulevards prächtig wirken und großzügig.

Straßenzug um Straßenzug entsteht, die Verstädterung ist rasant. 1889 eröffnet der Theaterproduzent Oscar Hammerstein im Viertel eine Oper. Vor allem unter deutschstämmigen Amerikanern – Juden wie Christen – ist Harlem populär. Die Nachfrage nach Flächen steigt, der Bauboom beschleunigt sich. Für einen Moment scheint es, als sei halb New York entschlossen, nach Harlem zu ziehen.

Doch dann, 1904, kollabiert der Immobilienmarkt. Auf einmal gibt es zu viel Wohnraum. Denn viele New Yorker streben nun über Harlem hinaus nach Norden, nach Washington Heights oder in die deutlich günstigere Bronx, die schon bald per U-Bahn leicht zu erreichen sein wird.

Die teuren Mieten für die eleganten Wohnungen in Harlem will niemand mehr bezahlen. Zudem hat eine Rezession New York erfasst. Viele Häuser stehen leer. Wer soll die beziehen?

In Harlem entsteht zum ersten Mal eine schwarze High Society. Urban, selbst- und modebewusst kann sie sich die Statussymbole der gehobenen Mittelschicht leisten – etwa Luxus-Cabriolets und Pelzmäntel





GLEICHBERECHTIGUNG

Afroamerikaner – glaubt jedenfalls ein Mann namens Philip A. Payton junior, der vor Kurzem noch als Friseur gearbeitet hat.

Mehr als 70000 Afroamerikaner wie Payton leben zu dieser Zeit in New York, die meisten in Manhattan. Im Gegensatz zum aggressiven Rassismus des Südens ist das politische Klima in New York moderat. Hier erwarten Weiße nicht, dass Schwarze sie mit „Sir“ oder „Ma’m“ ansprechen und das Trottoir verlassen, sobald ihnen ein Weißer entgegenkommt.

In Zügen, in Bussen ist die in den Südstaaten übliche Rassenentrennung fast unbekannt, ebenso in öffentlichen Einrichtungen (nur in Edelrestaurants, Edelhôtels und Nachtclubs sind Schwarze unerwünscht; auch New York erschüttern gelegentlich „Rassenkrawalle“ – so 1900, als in Manhattan Iren gegen Schwarze kämpften).

Tatsächlich gelingt es dem selbst ernannten Hausmakler Payton, Harlemer Immobilienbesitzer für die Idee schwarzer Mieter zu interessieren.

Der Deal: Er füllt die Häuser mit Bewohnern, die besonders hohe Mieten zahlen. So beginnt Paytons Maklerkarriere. Leisten können sich viele Schwarze die hohen Preise nur deshalb, weil sie oft mehrere Untermieter haben.

Bald verdient der Ex-Friseur so viel Geld, dass er sich eigene Immobilien kaufen kann. Er ersteht das Haus, in dem er lebt. Anschließend erwirbt er zwei Wohnungen – und verkauft sie nach fünf Monaten mit 5000 Dollar Profit.

Im Dezember 1905 berichtet der „New York Herald“ von einem „bedauerlichen Umstand“, der den Immobilienmarkt in Harlem erschüttere: Die schwarze Bevölkerung habe Wohnungen „erobert, die bisher nur von Weißen bewohnt wurden“. Die sind beunruhigt über die neuen Nachbarn. Und wandern ab.

Und so wird Harlem schwarz. An die Stelle von „Turnvereinen“ und „Liederstuben“ treten Kirchen der afroamerikanischen Gemeinden und Musikclubs.

Vor allem aber befeuert die Entwicklung in den Südstaaten diesen Prozess. Denn zwischen 1900 und 1920 verlassen zwei Millionen Afroamerikaner den Sü-

»The New Negro has no fear« – das Motto einer Parade der »Universal Negro Improvement Association« von 1924 in Harlem kündigt von einem neuen Stolz der schwarzen Amerikaner. Die UNIA ist damals die größte Bürgerrechtsorganisation in den USA



»BACK TO AFRIKA«

Anhängerinnen der UNIA paradien 1924 auf der Seventh Avenue.

Die Fahne der Organisation ist eine Trikolore;

Rot steht für das im Kampf um die Freiheit vergossene Blut, Schwarz für die Hautfarbe der Afrikaner, Grün für die Hoffnung auf eine Zukunft in Afrika

den der USA. Um der Diskriminierung zu entgehen, der offenen Gewalt, der Lynchjustiz. Und der Arbeitslosigkeit: Neue Maschinen in der Landwirtschaft machen viele Jobs überflüssig.

Auch politisch sehen viele Schwarze keine Perspektive in einer Region, in der etwa der Gouverneur von Florida 1905 in einer Regierungserklärung vorschlägt, alle Afroamerikaner in Reservate umzusiedeln.

Die Schwarzen aus dem Süden lassen sich in den Großstädten des Nordens nieder. Als Arbeiter in Fabriken und auf Baustellen, als Tagelöhner, Handwerker, Musiker und kleine Geschäftsleute. Die Frauen arbeiten häufig als Angestellte in den Haushalten Weißer.

Und so wächst die Zahl der Schwarzen in New York zwischen 1910 und 1920 von 90 000 auf mehr als 325 000. Es ist nicht zuletzt diese Wanderungs-

bewegung in den Norden, die Philip A. Payton reich macht. Irgendwann wird James C. Thomas, Bestattungsunternehmer und der damals reichste Schwarze New Yorks, auf das erfolgreiche Maklerbüro aufmerksam und investiert 250 000 Dollar in Harlemer Immobilien.

Mit der Unterstützung von Thomas und anderen Investoren dreht sich das Karussell des Harlemer Bevölkerungswechsels noch schneller. Payton wird Millionär – erlebt aber Harlems ganz große Zeit nicht mehr: Er stirbt 1917.

Als am 17. Februar 1919, nach dem Ende des Ersten Weltkriegs, das 369. Infanterieregiment – gerade aus Europa zurückgekehrt – durch Harlem paradiert, ist bereits ein Teil des Viertels weitgehend afroamerikanisch. Auch die umjubelten Soldaten sind schwarz, die meisten kommen aus Harlem.

Sie gehören zu jenen mehr als 200 000 Afroamerikanern, die während des Krieges in Europa gedient haben, wenn auch in nach Hautfarbe getrennten Einheiten – und meist unter dem Kommando der Franzosen. Die haben Mitglieder des 369. Infanterieregiments, der „Harlem Hellfighters“, mit der Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet.

Afroamerikaner, die für ihr Land gekämpft haben – allein die Existenz bewaffneter schwarzer Truppen hebt das Selbst-

bewusstsein der Schwarzen in New York und den Vereinigten Staaten. Aber diese Soldaten, die 1919 durch Harlem marschieren, haben sich überdies noch vor ihren weißen Kameraden ausgezeichnet. Die Hellfighters – und deren glorreiche Heimkehr – verleihen dem Viertel weitere Strahlkraft, die noch mehr Neubürger hierher zieht. Auch aus der Karibik und Afrika wandern zunehmend Menschen ein.

Spiritual und Country Blues, Ragtime und die Klänge der Marschkapellen aus New Orleans: All das gelangt mit den Zuwanderern aus dem Süden in die Städte des Nordens. In Kneipen, Tanzhallen, Kabaretts, Theatern und auf den Straßen durchdringen und durchmischen sich die verschiedenen Stile; auch die populäre Tanzmusik der Weißen und Elemente der klassischen Musik fließen mit ein. Etwas Neues entsteht: Jazz.

Um 1920 breitet sich dessen Sound in New York aus. Mit ihm beginnt der kulturelle Aufbruch der Harlem Renaissance. Und der Jazz ist deren mächtigste Stimme. Weil er so populär wird. Seine rhythmischen Wurzeln sind afroamerikanisch, doch er begeistert Schwarze und Weiße gleichermaßen.

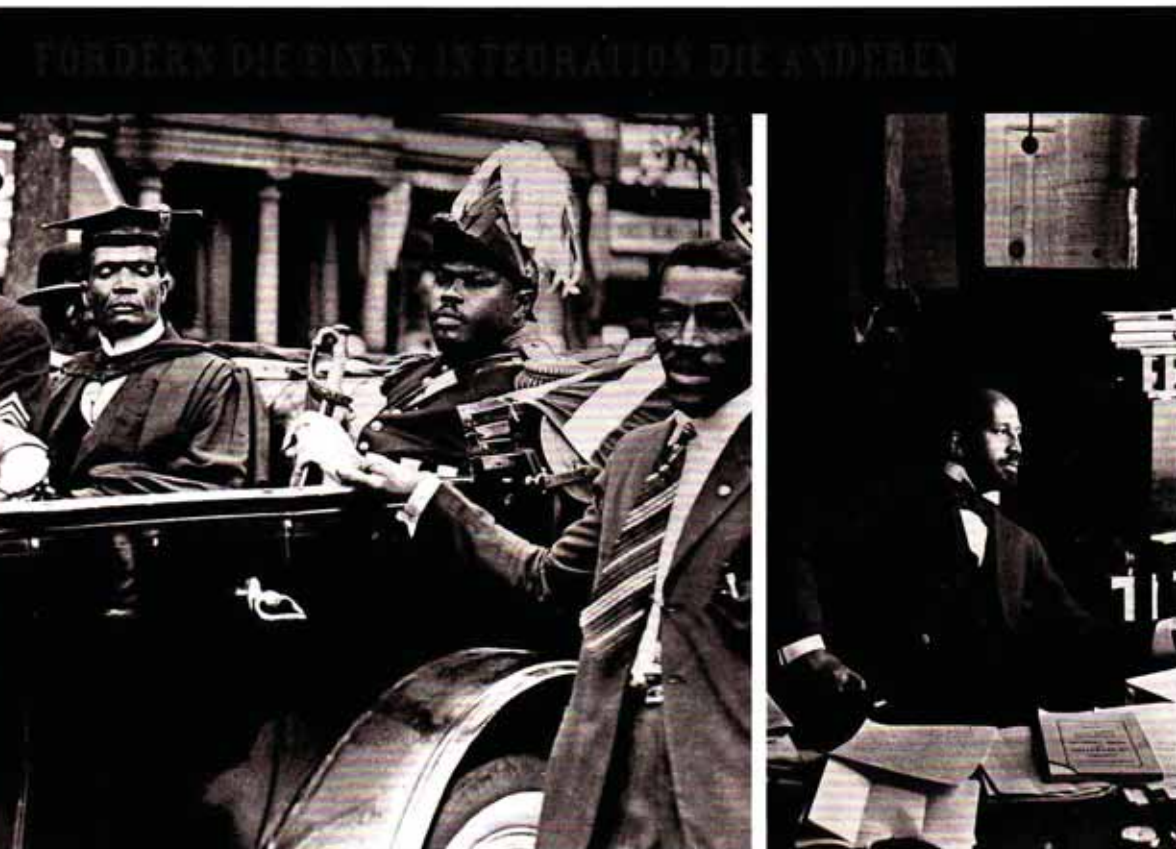
Die schwarzen Neuankömmlinge erleben den Sprung aus dem tiefen Süden in den Norden zunächst jedoch als Kultur-

schock. Als Entfremdung. Harlem, das ist ein anderer Planet. Und die alteingesessenen Schwarzen New Yorks sind andere Schwarze als sie selbst.

Viele Neuankömmlinge finden Hilfe in den Kirchen, vor allem bei den protestantischen Baptisten und den Methodisten, denn die sammeln für die Armen, gründen Schulen, kümmern sich um Prostituierte auf den Straßen. Die Bewegung des „Social Gospel“ verbindet den Glauben an Gott mit dem praktischen Engagement für diejenigen in der Gemeinde, die es am Nötigsten haben.

In Harlem bündeln sich aber auch die säkularen Hoffnungen und politischen Ideen der Afroamerikaner. Seit dem Ende des Bürgerkriegs rund 60 Jahre zuvor sind sie zwar keine Sklaven mehr – aber auch noch keine Amerikaner mit gleichen Rechten wie die Weißen.

Welches ist der richtige Weg zu einer besseren Zukunft: der Kampf um Bürger-



Der jamaikanische Einwanderer Marcus Garvey (links, mit Zweispitz), Chef der UNIA, inszeniert sich als »Provisorischer Präsident von Afrika«. Der Historiker W. E. B. Du Bois (ganz rechts) – Vorsitzender einer konkurrierenden Bürgerrechtsorganisation – verachtet Garveys operettenhaftes Auftreten und nennt ihn einen wahnsinnigen Diktator



HARLEM

Die East 112th Street im Süden Harlems ist um 1922 eine der am dichtesten bewohnten Straßen in New York City. Wie hier prägen elegante Häuser aus Sandstein und roten Ziegeln das Bild des Viertels, das im späten 19. Jahrhundert als prächtige Vorstadt für wohlhabende Weiße errichtet worden ist

rechte? Ein schwarzer Nationalismus? Sozialismus? Kapitalismus?

Gibt es überhaupt eine Perspektive für Schwarze in diesem Land?

Die Menschen in Harlem diskutieren und streiten. Und dabei stehen sich vor allem zwei Arten zu denken und zu fühlen gegenüber. Zwei Weltsichten.

Verkörpert werden sie durch zwei Männer: Marcus Moziah Garvey und William Edward Burghardt Du Bois.

Garvey stammt aus Jamaika und kommt 1916 nach Harlem. Er ist jung, hat Charisma und eine messianische Rhetorik. Er ist ein radikaler schwarzer Nationalist, der jede Integration in die Gesellschaft der USA strikt ablehnt und predigt: „Back to Africa!“

Garveys „Universal Negro Improvement Association“ (UNIA) ist bald die größte afroamerikanische Massenorganisation. Ihre Anhänger kaufen für weni-

ge Dollar Anteilsscheine der organisationseigenen Reederei, kleiner Unternehmen, Immobilien und eines Verlagshauses, das wöchentlich die eigene Zeitung „Negro World“ herausbringt. 1920 gehören eine Million Menschen in 38 Staaten weltweit der UNIA an.

Garvey liebt Fantasieuniformen. Als „Provisorischer Präsident von Afrika“ hält er in Harlem regelmäßig Hof. Vor Tausenden seiner Anhänger, die meist dem schwarzen Proletariat angehören. Den Präsidententitel hat er sich selbst verliehen. Er glaubt an die Befreiung Afrikas von den imperialen Kolonialisten. Mit seiner Forderung nach der kollektiven Rückkehr aller schwarzen Amerikaner nach Afrika findet Garvey bei vielen Schwarzen Zustimmung. Weil die nicht an die Überwindung des Rassismus und an die Gleichstellung der Schwarzen in den Vereinigten Staaten glauben.

Der Historiker und Soziologe W. E. B. Du Bois dagegen, 1868 in Massachusetts geboren, entstammt der schwarzen Mittelschicht, hat in Harvard und in Berlin studiert und promoviert. 1909 wird er Vorsitzender der neu gegründeten „National Association for the Advancement of Colored People“ (NAACP), die bis heute eine zentrale Rolle in der Bürgerrechtsbewegung der USA spielt.

Du Bois ist davon überzeugt, dass die einstigen schwarzen Sklaven das gleiche Anrecht auf Amerika besitzen wie die europäischen Einwanderer. Er will die Gleichstellung der Afroamerikaner. Und während des Ersten Weltkriegs fordert er deshalb – im Gegensatz zu Garvey – die schwarzen Amerikaner auf, sich zum Militärdienst zu melden.

Denn im Kampf für Amerika sieht er einen Weg für die Schwarzen, als vollwertige Bürger anerkannt zu werden. „Unser Land ist im Krieg“, schreibt er 1918 in der von ihm herausgegebenen Monatsschrift „The Crisis“: „Wenn dies aber UNSER Land ist, dann ist dieser Krieg auch UNSER Krieg.“

Der hochgebildete Du Bois setzt darauf, dass die afroamerikanische Elite, das „Talented Tenth“ (das „fähige Zehntel“), die Gleichstellung der Schwarzen erreichen wird. Er ist geprägt von der Arroganz des schwarzen Intellektuellen aus dem amerikanischen Norden, der in den schwarzen Südstaatlern nur Provinzler sieht. Und gewiss nimmt er diesen übel, dass sie sich für Garveys afrikanische Ideen begeistern.

Marcus Garvey ist für Du Bois nichts als ein ungebildeter Demagoge. Und über einen Besuch an dessen Harlemer „Hof“ höhnt er: „Das Ganze fand statt in einem langen, niedrigen und halbfertigen Kirchenkeller. Ein kleiner, fatter Mann saß auf einem Bretterpodium neben einem ‚Thron‘, bekleidet mit

einer grellen Fantasieuniform des viktorianischen Zeitalters, dicht mit Gold bestickt.“

1923 wird Garvey verhaftet, verurteilt und eingesperrt. Weil er betrogen haben soll, als er Anteile eines Schiffes der UNIA-Reederei verkaufte. 1927 schiebt man ihn nach Jamaika ab. Auch dort ist er aktiv, und so entsteht in der Karibik schon bald eine starke Bewegung, deren Ziel die Rückkehr der Schwarzen nach Afrika ist: die der Rastafari.

Garveys altes Hauptquartier steht an der 138th Street. Direkt gegenüber erhebt sich seit 1923 die neogotische Kirche der „Abyssinian Baptists“. Mehr als 3000 Mitglieder hat die Gemeinde, sie wird bald die größte und reichste baptistische Kongregation unter Afroamerikanern sein. Und das Gotteshaus in Harlem ist ihre Zentrale.

Die Gemeindeglieder haben für den Bau 335 000 Dollar gespendet. Bereits 1808 hatten Afroamerikaner die Gemeinde in New York gegründet, weil sie nicht länger akzeptieren wollten, dass sie getrennt von den Weißen ihre Gottesdienste besuchen mussten.

Südlich der Kirche, nur ein paar Blocks entfernt, liegt die „Jungle Alley“. Der „Dschungel“, wie die Harlemer sagen. Ein Abschnitt der 133rd Street, an dem sich Musikkneipen, Bars und Nachtclubs so dicht aufreihen wie sonst nirgendwo im Viertel. Viele schenken seit Beginn der Prohibition heimlich Alkohol aus. Wer ausgehen will, kommt vor allem hierher.

Acht Blocks weiter nördlich steht an der Lenox Avenue Ecke 141st Street die schönste Tanzhalle der Stadt, der Savoy Ballroom, der 5000 Menschen aufnehmen kann. Hier dürfen, anders als im Cotton Club, Weiße und Schwarze tanzen.

Nur die besten Bands halten sich im Savoy Ballroom. Oft spielen zwei am selben Abend auf nebeneinanderliegenden Bühnen. Die Bands wechseln sich ab, um die Tänzer ununterbrochen anzu-

Millionen Afroamerikaner fliehen vor der Armut der Südstaaten in den industrialisierten Norden der USA. In Harlem, wo Schwarze bald die große Mehrheit der Bevölkerung stellen, können sie etwa als Geschäftsinhaber ein bürgerliches Leben führen – was ihnen der alltägliche Rassismus in ihrer früheren Heimat verwehrt hat



treiben. In den 1920er und 1930er Jahren treten hier so gut wie alle Jazzgrößen auf, darunter Louis Armstrong, Benny Goodman, Tommy Dorsey, Fletcher Henderson und Chick Webb, der „König des Savoy“. Am 8. Mai 1929 wetteifern in einer „Battle of Jazz“ sogar sechs Bands gleichzeitig um die Gunst des Publikums.

Die Stars der Szene treten auch in den großen Theatern des Viertels auf, wo sonst Schauspieltruppen Theaterstücke oder Cabaret-Programme aufführen, etwa im Lincoln Theatre an der 135th Street. Oder im Lafayette Theatre mit seinen 2000 Plätzen.

Hier feiert auch Florence Mills 1922 einen Triumph mit ihrer „Plantation Revue“, der ersten Jazz-Show mit einer schwarzen Künstlerin als Star.

Mills ist im Jahr zuvor nach Harlem gezogen, eine 25-jährige, zerbrechlich wirkende Frau aus Washington, D.C., mit 20 Jahren Bühnenerfahrung als Sängerin und Tänzerin. Sie ist bekannt, aber nicht berühmt. Doch das ändert sich innerhalb weniger Monate – dank der Jazz-Revue „Shuffle Along“, einem fröhlichen Mix aus Jazz, Blues und Ragtime.

Die Show ist die erste Revue von Afroamerikanern, die es schafft, auch das weiße Publikum in Midtown Manhattan, in der Nähe des Broadway, zu begeistern. Der Erfolg katapultiert Florence Mills ganz nach oben. Sie wird schnell zum schwarzen Star am bislang weißen Broadway. Ihr Honorar: 500 Dollar die Woche. Die höchste Gage einer Schwarzen in den USA.

In den Jahren darauf erobert Florence Mills Chicago und Boston, feiert auch in London und Paris Triumphe. Sie ist die „Queen of Jazz“ und für die Menschen in Harlem nun deren Botschafterin.

Und für die singt und tanzt sie am liebsten. Als sie das Angebot erhält, auf dem Broadway als einzige Schwarze in einer Revue aufzutreten, ihr Name außen am Theater in Leuchtschrift, ihr Auftritt umrahmt von weißen Tänzerinnen – da lehnt sie ab. Sie möchte nicht ohne ihre

schwarzen Kollegen auf der Bühne stehen, nicht am Broadway zu Hause sein. Ihr Haus, das sie Anfang 1924 gekauft hat, liegt auf der Westseite der 133rd Street, genau im Herzen Harlems.

Doch die vielen Auftritte und Reisen zehren ihre Kraft auf. Florence Mills leidet an Tuberkulose. Ende Oktober 1927 wird sie an der Lunge operiert. Eine Woche später ist sie tot. Mit nur 31 Jahren. Vermutlich stirbt sie an einer Infektion.

Harlem hat seinen größten Star verloren. Mehr als 150000 Trauernde geben ihr am 6. November 1927 auf den Straßen das letzte Geleit. Beim längsten Leichenzug, den das Viertel je gesehen hat.

Auch die einfachen Harlemer, die Fabrikarbeiter, Tagelöhner, Hausmädchen, Angestellten und kleinen Geschäftsleute zelebrieren in diesen Jahren des Aufbruchs und der großen Erwartungen ihre gewachsene Freiheit und ihr gestiegenes Selbstbewusstsein. Wenn sie sich die Nachtclubs und Tanzhallen nicht leisten können, treffen sie sich in Privatwohnungen: Die Gäste zahlen einige Cent für den Eintritt und die Getränke, mit den Einnahmen kann der Gastgeber seine Miete bezahlen. Bei gedämpftem Licht treibt ein Pianist die Tänzer mit jazzigen Rhythmen voran. Bis in den frühen Morgen schütteln sie ihre

Die Millionenerbin A'Lelia Walker fördert um 1927 schwarze Künstler. Im »Dark Tower«, dem Gästeraum ihrer prächtig renovierten Harlemer Stadtvilla, veranstaltet sie elegante Salonabende und Partys, auf denen sich afroamerikanische und weiße Intellektuelle, Dichter und Mäzene treffen





Körper und zeigen den *monkey-hunch*, den *bo-hog* oder andere neue Tänze, die in Mode kommen.

Tagsüber liegt ein geradezu fiebriger Messianismus in der Luft: Nationalisten streiten mit Sozialisten, Muslime mit Baptisten. Selbst ernannte Sektenführer, schwarze Rassisten und Verrückte predigen, oft von Seifenkisten herab. Sie mahnen und warnen die Passanten. Und manchmal ist es, als sei ganz Harlem ein einziger Tempel der Beschwörungen.

„High Harlem“, die Reichen unter den Schwarzen, trifft man vielleicht im Bamboo Inn, einem Restaurant mit orientalischer Küche und Tanzparkett an der Seventh Avenue im Zentrum des Viertels. Vollendet gekleidet und ausgestattet mit allen Insignien der Oberschicht: Haute Couture, Haute Coiffure, behängt mit Pelzwerk und Geschmeide, unterwegs mit edlen Limousinen.

Viele der Wohlhabenden – Anwälte, Makler, Zahnärzte, Künstler – leben zwischen Seventh und Eighth Avenue an der 138th oder der 139th Street, in feinen Reihenhäusern im Stile der italienischen Neorenaissance. Die Harlemer nennen die Gegend „Strivers' Row“, Straße der Aufsteiger.

Eine der schillerndsten Persönlichkeiten der High-Society residiert zwei Blocks weiter südlich: A'Lelia Walker, Erbin

eines Millionenvermögens. Ihre Mutter hat um 1900 als einfache Waschfrau ein wundersames Mittel entwickelt, das angeblich Haare glättet und wachsen lässt, und eine Firma gegründet, die Haar-Tinkturen für Afroamerikaner herstellt.

Als die schwarze Selfmade-Frau 1919 starb, vermachte sie ihrer 33-jährigen Tochter nicht nur Firma und Geld, sondern auch ihre mit kostspieligen Teppichen, Louis-seize-Möbeln, Kronleuchtern und gobelinartigen Vorhängen ausgestattete Stadtvilla an der 136th Street.

A'Lelia Walker nutzt einen Teil des Vermögens, um einen eleganten Salon zu führen. Regelmäßig lädt sie Künstler und Schriftsteller, Mäzene und Gelehrte, Bohemians und Vertreter der Harlemer Oberschicht zu Partys in ihren „Dark Tower“, wie sie ihren Gästeraum nennt. Zu Drinks, zum Tanz, manchmal auch zu Lesungen. Eine Wand ihres Salons hat

Bis zu 1500 Gäste drängen sich jede Nacht im Small's Paradise an der Seventh Avenue. Anders als in den meisten Harlemer Nachtclubs sind hier Afroamerikaner nicht nur als Entertainer, Kellnerinnen oder Köche willkommen



Harlem, einst von niederländischen Siedlern gegründet, erstreckt sich vom Nordrand des Central Park bis zur 156th Street. Bereits vor dem Ersten Weltkrieg sind einige Straßenzüge überwiegend von Schwarzen bewohnt (oben links, violett eingefärbt)

sie mit einem Gedicht des Harlemer Autors Langston Hughes verzieren lassen.

Hughes, selbst gelegentlich Gast bei Walker, ist einer von zahlreichen afroamerikanischen Literaten, die in dieser Zeit berühmt werden. Sie beschreiben das Leben der Schwarzen, ihre Diskriminierung, aber auch ihren neuen Stolz.

A'Lelia Walker fördert die Autoren – als eine von wenigen reichen Schwarzen: Denn es sind vor allem weiße Philanthropen, die den Literaten das Überleben ermöglichen: Die Literatur hat es auf den Straßen Harlems schwer.

Anders als die Musik.

An vielen Ecken des Viertels können Jazz- und Bluesliebhaber in kleinen Läden Schallplatten kaufen. Zwar lassen die Plattenfirmen Schwarze zunächst nicht vor ihre Mikrofone. Doch 1921 wird in Harlem Black Swan Records gegründet, die erste Firma, die nur afroamerikanische Künstler unter Vertrag nimmt. Sie erzielt schon im ersten Jahr mehr als 100 000 Dollar Gewinn (eine Schellackplatte kostet um die 75 Cent).

Große Firmen wie Paramount und Columbia reagieren auf diesen Erfolg und öffnen nun ihre Studios für afroamerikanische Sänger und Musiker. Unzäh-

lige Firmen bringen Platten heraus, die Künstler formieren sich ständig zu neuen Bands unter wechselnden Namen.

Im Herbst 1925 nimmt auch der 26-jährige Duke Ellington mit seiner Band seine erste Platte auf. Seit zwei Jahren tingelt er mit den Washingtonians durch die Clubs in New York und besonders in Harlem, sie spielen im Exclusive Club, im Lafayette Theatre, im Cameo Club.

Und endlich, am 4. Dezember 1927, steht Duke Ellington mit seiner Band auch auf der Bühne des berühmten Cotton Club. Dem Besitzer Owney Madden ist die Musik zwar zu wild und wild, doch das Publikum ist begeistert von Ellingtons *jungle style*. Für viele Weiße ist Harlem der Gegenentwurf zu ihrem puritanischen Alltag, in dem Pastoren und Politiker den Jazz oft vehement ablehnen und denunzieren. Als „Verschmutzung“ und als „moralischen Ruin“. Und in dem Frauenzeitschriften fragen: „Ist Jazz die Ursache von Kriminalität?“

Madden engagiert Ellington und seine Band, die nun als Cotton Club Orchestra auftritt – der Durchbruch. Mehr als drei Jahre ist das Orchester die Attraktion im Cotton Club, spielt fast täglich, oft sogar zwei Shows. Die Radioübertragungen und die Schallplatten, die Ellington aufnimmt, machen ihn berühmt und reich.

Musikalisch aber muss er Zugeständnisse machen: weil die Weißen zwar grelle Exotik und wilde „Ursprünglichkeit“ erwarten, verpackt aber in gewohntem Broadway-Orchesterstil. Diese Musikmischung muss er ihnen nun servieren.

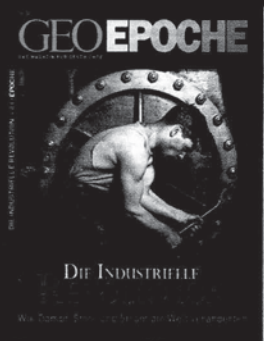
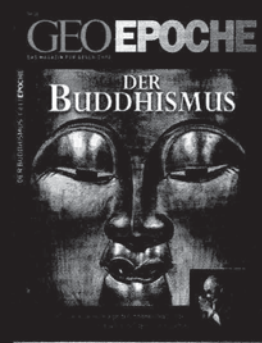
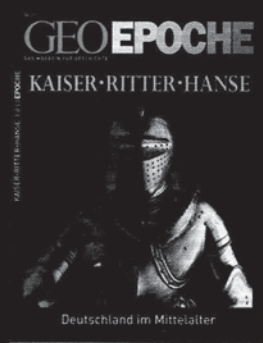
Als Duke Ellington Anfang 1938 zum letzten Mal im Cotton Club spielt (der inzwischen am Broadway neu eröffnet hat), ist die Harlem Renaissance bereits vorbei. Der Niedergang hat mit dem Börsencrash vom Oktober 1929 und der nachfolgenden Wirtschaftsdepression begonnen (siehe Seite 142). Viele Harlemer verlieren ihre Jobs, und da hohe Mieten gezahlt werden müssen, leben immer mehr Menschen auf engstem Raum. Mit dem Ende der Prohibition verlieren Schmuggler und Gangster ihre Einnahmen. Immer brutaler suchen sie nach neuen Geschäftsfeldern.

Harlem selbst sinkt weiter ab. Bis es schließlich zum Synonym wird für Armut, Gewalt und Drogensucht. Kurz: für Ghetto (erst ab 1999 wird es eine zweite Renaissance erleben).

Aber das Bild der Afroamerikaner hat die kreative Revolution der Roaring Twenties dauerhaft verändert. Die Schwarzen gewannen damals eine kulturelle Stimme – und Selbstbewusstsein. Ohne das Experimentierfeld Harlem in den 1920er Jahren, ohne die künstlerischen und politischen Ideen der Harlem Renaissance wäre die Bürgerrechtsbewegung der Afroamerikaner, die eine Generation später begann, nicht denkbar gewesen. □

Walter Saller, 52, ist Journalist in Berlin.

Literatur: David Levering Lewis, „When Harlem Was in Vogue“, Penguin; etwas ältere, aber immer noch exzellente Darstellung von Harlems Blütezeit. Bill Egan, „Florence Mills: Harlem Jazz Queen“, Scarecrow Press; gute Biografie des schwarzen Superstars, der später in Vergessenheit geriet.

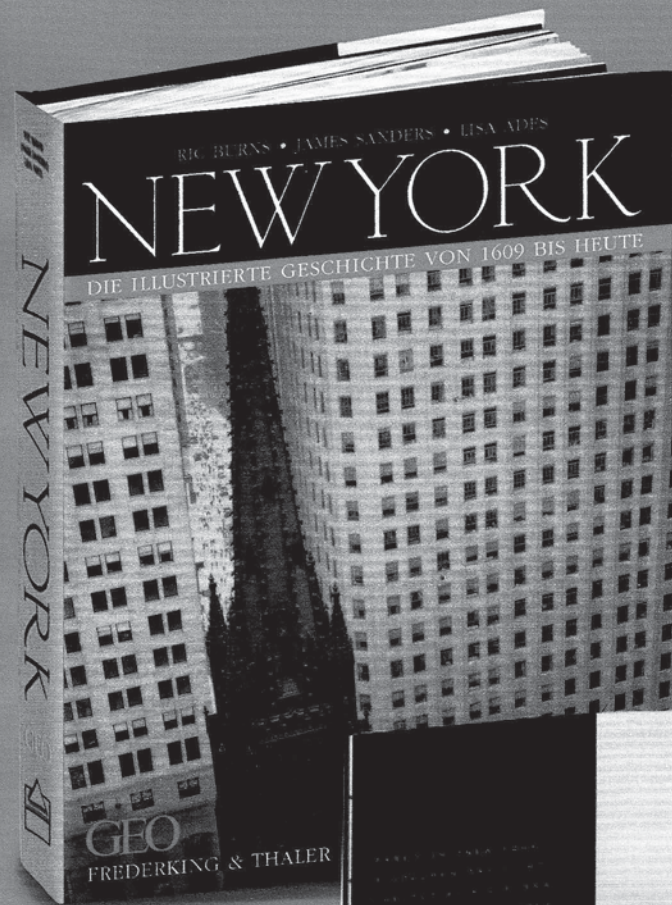


Geschichte erleben mit GEO EPOCHE.

Jetzt im ausgesuchten Buch- und Zeitschriftenhandel. Falls Sie eines dieser Hefte verpasst haben, bieten sich jetzt folgende Möglichkeiten: Sie können zum Zeitschriftenhändler Ihres Vertrauens gehen und danach fragen. Sie können sich direkt an GEO wenden – Tel. 01805/ 86 18-003* oder Fax 01805/ 86 18-002*. Sie können im Internet unter www.geoshop.de nachschauen. Oder Sie können sich auf das neue Heft freuen.



GEO legt Ihnen die Welt zu Füßen.



- Beste GEO-Qualität!
- Jetzt nur noch € 29,90 statt € 50,-!

New York

Die illustrierte Geschichte von 1609 bis heute

Ein Buch über die Stadt der Städte, das vom Aufstieg einer kleinen Gemeinde zur weltbewegenden Metropole erzählt. Bilder, Geschichten und Essays über den Ort, an dem sich Energien und Träume der Menschheit bündeln.

Format: 21,5 x 28,8 cm

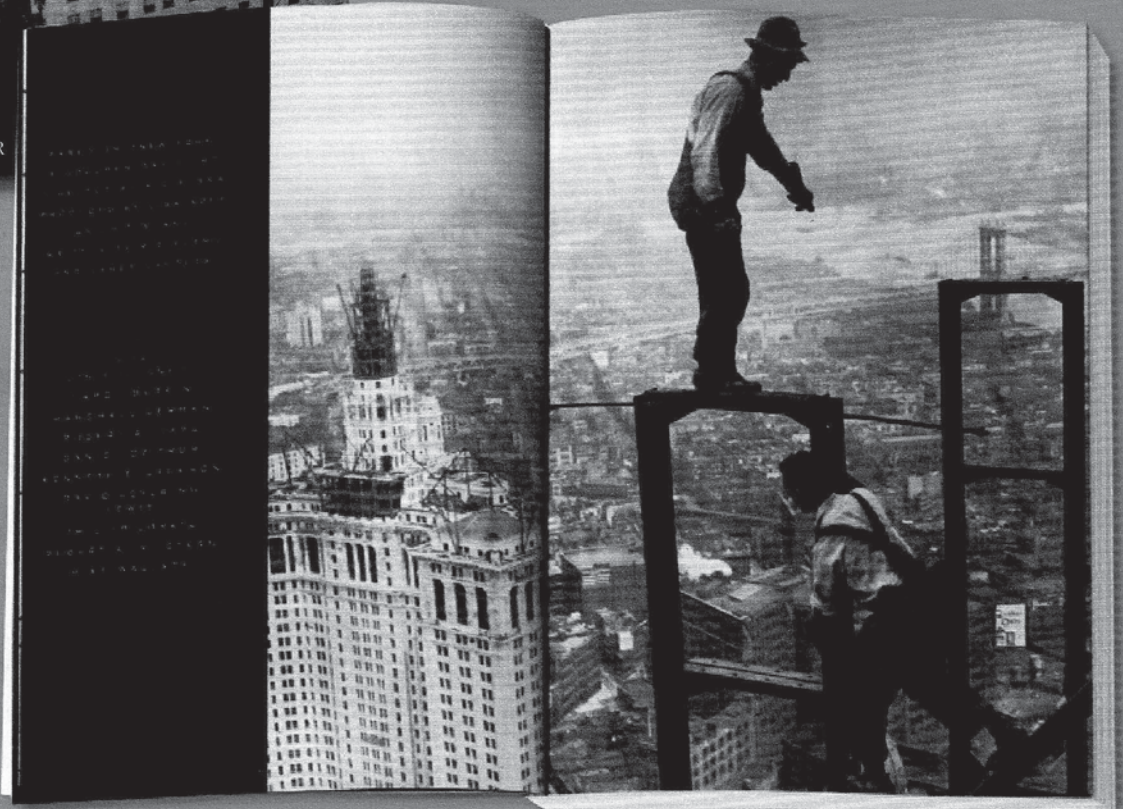
602 Seiten, 509 Farb- und s/w-Fotos

Best.-Nr.: G 048800

Alter Preis: € 50,- / € [A] 51,40 / CHF 86,-

Neuer Preis: € [A] 30,80 / CHF 49.90

€ 29,90



EINFACH BESTELLEN:

Und eröffnet Ihnen neue Perspektiven.

GEO-Tischkalender

Die Tischkalender zum Aufstellen bieten jeden Tag ein neues Bild der Erde und einen Kurztzext: 365 Begegnungen mit außergewöhnlichen Menschen, berühmten Monumenten, Landschaftswundern oder frapppierenden Tieren. Mit immerwährendem Kalendarium.



Die Welt in 365 Fotos

Staunen über die Welt, ein ganzes Jahr lang

Format: 21,5 x 12,8 cm (innen)

Preis: € 19,95 / € [A] 20,50 / CHF 37.95

Best.-Nr.: G 595200

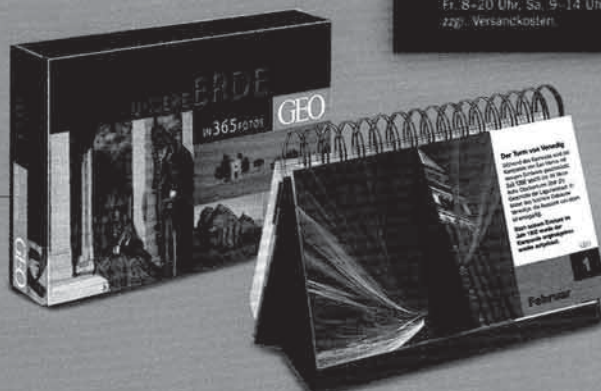
Unsere Erde in 365 Fotos

Die schönsten Impressionen unserer Erde,
ein ganzes Jahr lang

Format: 21,5 x 12,8 cm (innen)

Preis: € 19,95 / € [A] 20,50 / CHF 37.95

Best.-Nr.: G 617300



PER TELEFON:*

0180 - 506 20 00

PER FAX:*

0180 - 508 20 00

PER E-MAIL:

SERVICE@GUJ.COM

OHNE RISIKO:

14 Tage Rückgaberecht

* 14 Cent/Min. aus dem deutschen Festnetz. Mobilfunkpreise können abweichen. Mo. bis Fr. 8-20 Uhr, Sa. 9-14 Uhr. Bestellungen zzgl. Versandkosten.

GEO

EDITION FOTOGRAFIE | KALENDER 2009

Die Erde von oben

YANN ARTHUS-BERTRAND



10%
Rabatt

- Für GEO-Abonnenten bei jedem Kalender!
- Für Besteller von mehr als einem Kalender auf den regulären Einzelpreis!

GEO Edition-Kalender: Die Erde von oben

Ein neuer Kalender des französischen Überfliegers Yann Arthus-Bertrand. Der die Erde mit einem Gespür für ihre schönsten Formen fotografiert. Der Landschaften sieht, wie sie so noch keiner vor ihm sah. Yann Arthus-Bertrand: der Hoffotograf eines majestätischen Planeten.

Format: 70 x 60 cm

Preis: € 69,- / € [A] 69,60 / CHF 115,-

Best.-Nr.: G 640400

Alle GEO-Produkte im Internet unter www.geoshop.de

GEOShop
Das Beste von GEO

Big Bang im YANKEE STADIUM

Im Oktober 1923 laufen die New York Yankees in ihrem neuen Stadion auf, um mit der »World Series« endlich den wichtigsten Wettbewerb des Baseballs zu gewinnen. Ein Spieler soll die Yankees zum größten Triumph ihrer Vereinsgeschichte führen: »Babe« Ruth, der schillernde Star einer sportbegeisterten Metropole

VON BLEIKE GENERAL

Als einen „Schmelztiegel der Menschheit“ wird die „New York Times“ den Ort tags darauf beschreiben. Farmer und Bankiers sind an diesem 10. Oktober 1923 in das Stadion der New York Yankees gekommen, Zeitungsjungen und College-Studenten, Gesellschaftsdamen und Verkäuferinnen, Schauspieler und Athleten, Arme und Wohlhabende, Alte und Junge, Menschen aus den gesamten USA und aus dem Ausland.

Das dreiecksförmige neue Yankee Stadium ist wie die Stadt, die es umgibt: riesig, spektakulär, ein Anziehungspunkt für die Massen, ein Zentrum der Welt.

Der Baseballwelt.

Und was die Platzherren an diesem Tag gegen ihre erbittertsten Rivalen ausspielen – die Giants, ein weiteres New Yorker Baseballteam –, ist nichts Geringeres als die „World Series“: In aller Unbescheidenheit erklären die Verantwortlichen des US-Profibaseballs jedes Jahr den Sieger der entscheidenden Duelle zwischen den Meistern der beiden Haupt-Ligen zum besten Team auf diesem Planeten.

Zum dritten Mal in Folge wird die Meisterschaft zwischen zwei New Yorker Teams ausgetragen. Und zum dritten Mal hoffen die Anhänger der Yankees, dass ihr großer Star „Babe“ Ruth für die erforderlichen vier Siege in der „Best of seven“-Serie sorgen wird. In den beiden Jahren zuvor war die Hoffnung allerdings vergebens.

Auch diesmal ist die Stadt schon seit Tagen wie elektrisiert. Ein Fan ist sogar aus Manila angereist. 15000 Kilometer in das Herz des Baseballs.

Im Jahr 1846 haben die Mitglieder des „Knickerbocker Club“ in Manhattan erstmals die Regeln für Baseball festgelegt – jenen Sport, der sich nach und nach aus dem englischen Schlagballspiel „Rounders“ entwickelt hatte. Um 1860 gibt es in

New York mehr als 100 Amateurvereine; die ersten Teams beschäftigen bereits Profispieler.

Die Stadt ist sportverrückt. Pferderennen, Football, Basketball, Boxen: Alle Spielarten des Wettkampfs ziehen großes Publikum an, 1908 gibt es allein sechs Pferderennbahnen. Doch kein Sport ist im frühen 20. Jahrhundert so populär und so professionell organisiert wie Baseball.

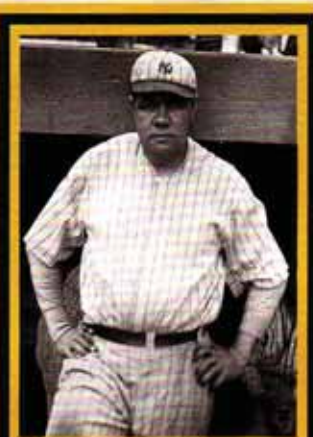
1915 kaufen zwei reiche New Yorker, der Brauereibesitzer Jacob Ruppert und der Ingenieur Tillinghast L’Hommedieu Huston, die New York Yankees. Das Team hat bis dahin nur mittelmäßige Platzierungen in der American League erreicht, einer der beiden bedeutenden Profi-Ligen. Die zwei Unternehmer wollen die Mannschaft zur erfolgreichsten der Stadt machen – und zur besten der Welt.

Ende Dezember 1919 gelingt ihnen ein Coup: Sie verpflichten George Herman Ruth, einen aufstrebenden 24-jährigen Spieler der Boston Red Sox. Ruth ist in ärmlichen Verhältnissen in Baltimore aufgewachsen. In einem Heim für schwer erziehbare Kinder erkannten die Pädagogen sein Talent für Baseball und förderten es.

Profiteams wurden auf Ruth aufmerksam. 1914 begann er seine Karriere bei den Baltimore Orioles, wenige Monate später wechselte er zu den Boston Red Sox in eine der beiden obersten Ligen. Und verdiente bald darauf schon 10000 Dollar im Jahr, mehr als das Sechsfache eines Facharbeitergehalts.

Die Yankees zahlen ihm nun 20000 Dollar pro Jahr – für die Clubchefs eine lohnende Investition: Gleich in Ruths erster New Yorker Saison strömen so viele Zuschauer wie nie zuvor, fast 1,3 Millionen Fans, zu den Spielen der Yankees, die damit den Stadtrivalen, die erfolgsverwöhnten New York Giants, übertrumpfen.

Ruths spektakuläre Spielweise begeistert die Baseballfans: Der Neue, dem der Spitzname „Babe“ seit seinem ersten



»Babe« nennen die Fans den Baseballstar, der schon mit 19 Jahren Profi wird. Als erster Sportler vermarktet er sich konsequent

Trainingslager als kaum 19-jähriger Profi anhaftet, schlägt dynamischer und präziser als alle Spieler vor ihm und revolutioniert damit nach und nach seinen Sport: Mit ihm beginnt die *big-bang era* des Baseballs.

Ein einziger *home run*, ein weiterer Schlag, der einen Lauf bis zurück zum eigenen Ausgangs-Mal ermöglicht und damit sichere Punkte bringt, kann ein Spiel drehen – und 1920 erzielt Ruth 54 Homeruns: mehr als irgendeinem Team seiner Liga, der American League, je in einer Saison gelungen sind.

1921 gewinnen die New York Yankees erstmals die Vorausscheidung in der American League, verlieren aber in der World Series gegen die Giants, die in der National League die Besten waren. Im Jahr darauf scheitern die Yankees erneut am selben Gegner.

Bis dahin musste Ruths Team seine Heimspiele ausgerechnet auf dem Platz der Giants austragen, in den „Polo Grounds“ im Norden Manhattans. Das ist nun, 1923, anders: Die Stimmung im gerade fertiggestellten Yankee Stadium in der Bronx, mit Sitzplätzen für mehr als 67000 Menschen die größte Baseball-Arena der Welt, soll den Yankees endlich den Weltmeistertitel sichern.

Wieder geht es gegen die Giants.

Die Spiele der World Series 1923, die am 10. Oktober beginnt, brechen alle Zuschauerrekorde. Tausende müssen ohne Ticket abgewiesen werden. Die „New York Times“ bittet die Fans eindringlich, nicht mehr anzurufen, um über den Spielstand auf dem Laufenden zu bleiben, weil ihr Telefonnetz zusammenzubrechen droht.

Tatsächlich schaffen es die Yankees diesmal, den Zweikampf für sich zu entscheiden, vor allem dank Ruth und seiner drei Homeruns.

Und spätestens jetzt, nach der entscheidenden sechsten Partie am 15. Oktober und dem größten Triumph der Vereinsgeschichte, ist Babe Ruth mehr als nur ein Ausnahmesportler. In einer Stadt, in der Baseball ein großes Geschäft ist und zugleich die Identität prägt, ist er ein Superstar, auch jenseits des Sportplatzes.

Längst schon hat sich der Junge aus dem Armenviertel zu einer schillernden Figur der New Yorker Gesellschaft gewandelt. Ganz im Stile der glänzenden Zwanziger leistet er sich mehrere teure Automobile und lebt in einer Elf-Zimmer-Suite im „Ansonia Hotel“ am Broadway, die Freunden und Besuchern stets offensteht. Seine Freizeit verbringt er gern in Nachtclubs oder auf Partys.



Die New Yorker verehren George Herman »Babe« Ruth wegen seiner gekonnten Treffer, mit denen er ein Spiel zu drehen vermag. Er revolutioniert den Baseball, denn er schwingt den Schläger dynamischer und genauer als jeder andere

Die Fans lieben seine extravagante Art, verzeihen ihm Schwächen und Eskapaden. Das meiste, etwa über eine Affäre, erfahren sie gar nicht. Die Boulevardpresse, die ausgiebig über ihn berichtet, präsentiert ihren Helden fleckenlos.

Geschickt schlägt Ruth aus seiner Bekanntheit Kapital. Als erster Sportler überhaupt vermarktet er sich systematisch. Ruths Name und Gesicht prangen auf Produkten wie „Red Rock“-Cola. Und auf „Old Gold“-Zigaretten – obwohl er Nichtraucher ist. Der Baseballstar tritt in Filmen und Varieté-Shows auf. Bald nimmt er abseits des Sports mehr ein als bei den Yankees.

Doch die größten Erfolge feiert er auf dem Baseballfeld. Insgesamt 714 Homeruns schlägt Ruth, ein Rekord, der erst Jahrzehnte später übertroffen wird. 1935 beendet er seine aktive Karriere. Im Juni 1948, beim 25-jährigen Jubiläum des Yankee Stadium, steht er das letzte Mal vor den Tribünen, bereits geschwächt von einem Krebsgeschwür.

Zwei Monate später, am 16. August 1948, stirbt der wohl größte Baseballspieler aller Zeiten.

Die Yankees, Ruths Team, dominieren auch nach dessen Tod den Baseball. Über die Jahre hinweg avancieren sie zum erfolgreichsten Club im gesamten US-Profisport. Mit 39 bis heute gewonnenen Liga-Meisterschaften und 26 World-Series-Titeln festigen sie New Yorks Rang als Sportmetropole. Ihr Stadion, „Ruths Haus“, wird zu einer Kultstätte des amerikanischen Sports.

Und ein Chronist schreibt über die Yankees: „Sie verkörpern genau das, was man die New-York-Idee nennen könnte: dass nämlich New York immer das Beste ist und besitzt – in allem.“ □

The N

Noch im September 1929 glauben die meisten Anleger, der Aktienboom werde ewig währen. Vereinzelte Warnungen in den Zeitungen missachten sie. Doch dann werden die Aktionäre unsicher – und die Kurse fallen vom 24. Oktober an rasant. Sechs Tage später meldet die New York Times: »240 Aktien verlieren 16 Milliarden Dollar in einem Monat« (im Bild rechts unten)

VOL. LXXIX... No. 26,212. * * * *

RUNDY FOR CURBING BACKWARD STATES' ON THE TARIFF BILL

**Veteran Republican Lobbyist
Tells Senate Inquiry the West
Needs "Silencing."**

Von Opel, Rocket Flur, Weds Woman Pilot Who Advised Him

Wireless to THE NEW YORK TIMES.
BERLIN, Oct. 23.—Fritz von Opel, the first to fly a rocket plane, and who intends to sail for New York the beginning of November to study and work at General Motors plants, was married on Saturday to Frau Sellnik, née Loewenstein, the former wife of a Wiesbaden actor. For many months she has been von Opel's professional adviser on aviation and she herself is one of Germany's six woman pilots, flying her Handley Page plane with the greatest skill.

Frau von Opel, who is also a

KAHN REFUSES POST IN SENATE CAMPAIGN; CALLS CHOICE UNWISE

**He Writes to Moses to Withhold
His Name for Treasurer Due
to 'Divided Reception.'**

WAS RELUCTANT, HE SAYS

Recalls He Told Senator of His



New York Times.

Copyright, 1929, by The New York Times Company.

YORK, WEDNESDAY, OCTOBER 30, 1929.

TWO CENTS

SECHS TAGE IM OKTOBER

Seit 1792 werden in New York Aktien gehandelt. Nach und nach ist die Stadt zum bedeutendsten Finanzplatz der Welt aufgestiegen. Im Sommer 1929 erreichen die Kurse immer neue Höhen. Getrieben von einer blinden Euphorie, erzielen Kleinanleger und professionelle Spekulanten an der Wall Street fantastische Gewinne. Doch im Herbst mehren sich die Anzeichen einer Krise

VON RALF BERHORST

240 Issues Lose \$15,894,818,894 Slump in Fall Exchange

The drastic effects of Wall Street's shown by valuation tables prepared last n TIMES, which place the decline in the mar tative issues on the New York Stock Ex during the period from Oct. 1 to yesterd are 1,279 issues listed on the New York depreciation for the month is estimated times the loss for the 240 issues covered the losses of the various

Wall Street, Montag, 2. September 1929, 12.00 Uhr: Im großen Handelssaal der New Yorker Börse ist es vollkommen still. Kein hundertfaches Stimmengewirr hallt wie sonst vom Marmor der Wände wider, kein Aktienhändler eilt über das filzbedeckte Parkett, kein Telefon läutet. Erloschen sind die Leuchtbänder mit den Kursnotierungen. Alle Ticker stehen still.

Auch die Broad Street, an der das monumentale Eingangsportal der Börse mit seinen sechs korinthischen Säulen liegt, ist menschenleer. Die Kundenräume der Börsenmakler im gesamten Finanzdistrikt sind verwaist, und auch die Schalter der Banken und Investmenthäuser.

Halb New York ist aus der Stadt geflohen. Es ist *Labor Day*, der Tag der Arbeit, an dem die Menschen jedes Jahr das Ende des Sommers begehen. Eine kurze Atempause im Aktienfieber.

Hunderttausende sind übers Wochenende ans Meer oder aufs Land gefahren, denn eine Hitzewelle liegt über der Ostküste, das Thermometer zeigt 33 Grad Celsius. Der Sommer 1929 scheint einfach nicht zu enden – genauso wie der Boom an der Börse.

Die vergangenen drei Monate haben das ganze Land in ein Hochgefühl versetzt. Seit fünf Jahren schon steigen die Kurse fast ununterbrochen, zuletzt sind sie regelrecht nach oben geschossen. Begehrte Papiere wie die Aktien von General Electric oder United Founders haben in dieser Zeit um rund 50 Prozent an Wert hinzugewonnen, Westinghouse, der Stromkonzern, sogar um 90 Prozent.

Das alte Gesetz von Auf- und Abschwung des Marktes scheint außer Kraft gesetzt. Das Land sei in eine „Neue Ära“ eingetreten, hat der US-Präsident Calvin Coolidge schon 1927 proklamiert. In eine Epoche des Wohlstands.

Und ja: Im langen Sommer 1929 ist es ein Kinderspiel, an der Wall Street sein Geld zu vermehren. Nie zuvor in Amerikas Geschichte sind so viele Menschen so schnell reich geworden. Haben sich ohne Arbeit und Anstrengung ein

neues Radio, ein Auto oder ein Haus leisten können.

Selbst Vorsichtige spekulieren inzwischen mit ihren Ersparnissen. Etwa anderthalb Millionen US-Bürger, ebenfalls so viele wie nie zuvor, haben in Aktien investiert – Menschen aus allen Schichten: „Der Chauffeur des reichen Mannes lenkt den Wagen mit zurückgelegten Ohren, um Nachrichten über eine bedeutende Kursveränderung von

NOCH NIE SIND SO VIELE AMERIKANER SO SCHNELL REICH GEWORDEN

Bethlehem Steel aufzufangen, denn er besitzt selbst 50 Anteile“, notiert ein Chronist. „Der Fensterputzer im Büro des Maklers macht eine Pause, um den Ticker zu beobachten, denn er überlegt, ob er die Früchte seiner Arbeit in einige Anteile von Simmons umtauschen soll.“

Ein Ende des Booms? Undenkbar. Im Radio verheißt an diesem Montag eine Astrologin, auf deren Rat viele Anleger vertrauen, über das Kursbarometer der Wall Street: „Der Dow-Jones-Index könnte in den Himmel klettern.“

DIENSTAG, 3. SEPTEMBER 1929, 10 Uhr: An der Wall Street beginnt ein neuer Handelstag. Überall in den USA füllen sich Büros von Börsenmaklern mit Kunden, die auf die Tafeln mit den Kursen starren. Selbst auf Atlantikdampfern haben Makler Handelsbüros mit Funkverbindung zum Festland eröffnet, damit die Passagiere während der Überfahrt nicht aufs Spekulieren verzichten

müssen. Als die Börse fünf Stunden später schließt, steht der Dow-Jones-Index, der 30 große Industriewerte zusammenfasst, bei 381,17 Punkten. Ein Rekord.

Seit 137 Jahren, seit in der Stadt am Hudson Aktien gehandelt werden, sind die Kurse noch nie so dynamisch emporgerast. Die Aktie von U.S. Steel etwa ist in den vergangenen Monaten um fast 70 Prozent gestiegen. Sie kostet jetzt gut 257 Dollar – 104 Dollar mehr als vor einem Jahr.

Anfangs, um 1800, betrieben Händler und Kaufleute den Wertpapiertausch zunächst in Kaffeehäusern und Tavernen an der Wall Street oder einfach auf offener Straße davor; zu erstehen waren neben Aktien von New Yorker Privatbanken und Versicherungsgesellschaften auch Anleihen der US-Regierung und großer Handelsgesellschaften. 1817 dann mieteten einige der Händler einen Saal im Gebäude Wall Street Nr. 40 und trafen sich dort zu festgesetzten Handelsstunden – die Anfänge des New York Stock & Exchange Board.

Rasch wuchs das Geschäft, mehrmals zog die Börse in größere Räume um. 1903 war die Börsengesellschaft so wohlhabend, dass sie sich ein majestätisches Gebäude mit Säulenportal und Marmorfries an der Broad Street, unweit der Ecke zur Wall Street, errichten konnte. 1922 entstand daneben ein 23-stöckiger Wolkenkratzer mit weiteren Büros und Handelsschaltern.

Jetzt, gegen Ende der 1920er Jahre, arbeiten Zehntausende im New Yorker Finanzdistrikt: Aktienmakler, Banker, Telefonisten, Stenotypistinnen, Boten und Laufburschen. Hinzu kommen die vielen „Rinnsteinmakler“, die früher direkt auf dem Bürgersteig Aktien verkauften. Inzwischen haben auch sie einen eigenen Börsensaal, wo sie mit meist hochspekulativen Wertpapieren kleiner und junger Unternehmen handeln.

Im Oktober 1929 wird aus Unsicherheit Angst: Immer mehr Anleger fürchten nun das Ende des Booms und wollen verkaufen – eine negative psychologische Dynamik, die die Kurse tatsächlich nach unten zieht. Am Donnerstag, dem 24. Oktober, brechen sie erstmals massiv ein. Und vor dem Portal der Börse Broad Street Ecke Wall Street strömen beunruhigte Menschen zusammen



Längst hat New York London als bedeutendsten Umschlagplatz der internationalen Finanzwelt abgelöst. Und im Land ist genügend Kapital vorhanden: Die US-Regierung hat in den 1920er Jahren jene Staatsanleihen ausgezahlt, die Millionen Amerikaner im Ersten Weltkrieg gezeichnet hatten. Viele Banken erkennen, dass sich hier ein neues Geschäftsfeld eröffnet: Tochterfirmen sollen nun Aktien an die solventen Kleinanleger verkaufen, natürlich gegen Provision.

Niemand ist in diesem Metier so aggressiv – und so erfolgreich – wie Charles E. Mitchell. Der breitschultrige Mann mit der Kommandostimme ist Präsident der National City Bank, des größten privaten Geldhauses der USA.

Der einstige Handlungsreisende hat nie Ökonomie studiert, ist aber ein begnadeter Verkäufer. Von seinem Büro an der Wall Street aus gebietet er über Filialen in mehr als 50 Städten der USA und eine Truppe von 350 Wertpapierverkäufern. Und so überzeugend kann Mitchell von den Gewinnchancen an der Börse schwärmen, dass ihn viele „Sunshine Charly“ nennen.

Er ist das Gesicht des Booms und zugleich dessen treibende Kraft. Aus gutem Grund: Sein Jahreseinkommen – 1928 angeblich 1,3 Millionen Dollar – bemisst sich vor allem am Gewinn seiner Bank.

Selbst seinen italienischen Schuhputzer hat Mitchell davon überzeugt, in Aktien zu investieren: Der 19-jährige Pat Bologna betreibt seinen Stand unweit der Börse. Wenn er die Schuhe der Banker und Börsenmakler auf Hochglanz bringt, fallen stets ein paar Tipps für ihn ab.

DIE BLASE ZERBIRST, DOCH VIELE MAKLER EMPFEHLEN WEITERHIN, DIE AKTIEN ZU HALTEN

Seine Ersparnisse von 5000 Dollar hat Bologna in Aktien von Mitchells National City Bank gesteckt. „Mein Geld verlässt nie diese Straße“, erklärt er jedermann stolz. Wenn alles gut geht, wird er bald ein Vermögen besitzen.

DONNERSTAG, 5. SEPTEMBER 1929:
Der Statistiker Roger Babson erklärt auf einer Wirtschaftskonferenz in Boston,

das „schöne Wetter“ an der Börse könne nicht ewig andauern. Früher oder später würden die Kurse unweigerlich „abrutschen“. Die Folge, so Babson, wäre ein furchtbarer Crash.

Diese Vorhersage verbreitet der Börsenexperte nun schon seit drei Jahren. An der Wall Street belächelt man ihn als versponnenen Untergangspropheten. Doch merkwürdig: Diesmal findet seine Warnung Resonanz.

Als die Meldung um 14.00 Uhr über die Fernschreiber kommt, häufen sich mitten in der Hochstimmung die Verkaufsaufträge. Anleger stoßen in der letzten Handelsstunde zwei Millionen Aktien ab.

Folge: Die Kurse fallen. U.S. Steel schließt bei 246 Dollar – ein Verlust von mehr als elf Dollar in zwei Tagen.

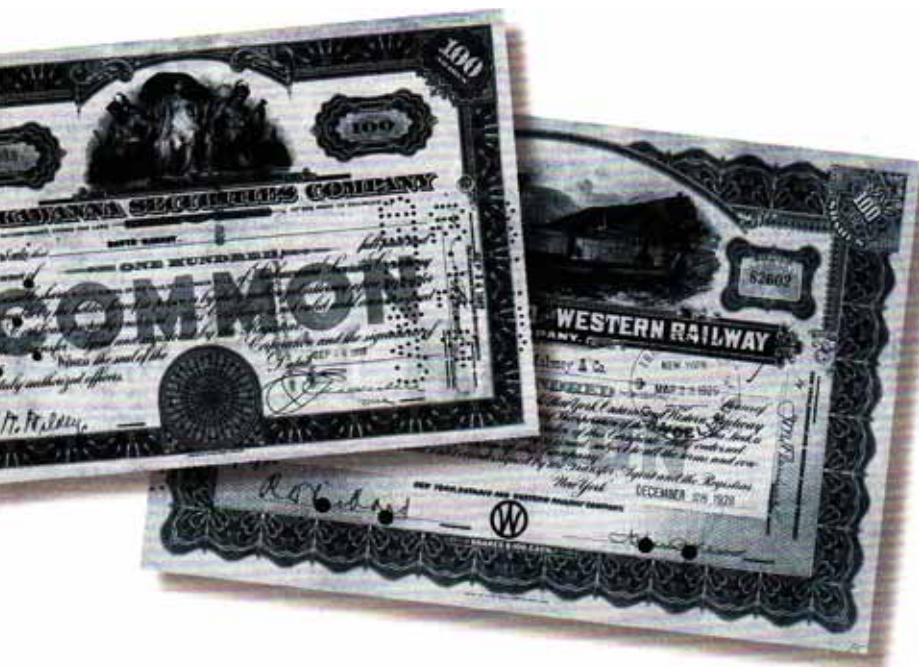
Zwar erholen sich die Notierungen in den folgenden Tagen leicht, doch nicht auf Dauer. Irgendwie hat sich die Stimmung verändert. Gute und schlechte Börsentage wechseln sich fortan ab. Schwankungen, die gefährlich werden könnten.

Schon länger gibt es zudem Anzeichen einer wirtschaftlichen Flaute in den USA: Seit Juni sinkt die Produktion in den Stahlwerken, Autohändler finden nicht mehr so leicht Käufer, seit einigen Jahren bereits gehen weniger Aufträge bei den Baufirmen ein. Bislang haben diese Zahlen aber kaum jemanden an der Wall Street beeindruckt.

Denn die Menschen wollen sie einfach nicht wahrnehmen. Unbeirrbar scheint der kollektive Glaube an die Macht der positiven Beschwörung – und unstillbar die Gier: Niemand will den nächsten Kursanstieg verpassen.

So hat sich die Börse in einer wachsenden Blase abgekoppelt von der realen Wirtschaft. Ist weitgehend Psychologie, die mehr auf der Stimmung der Masse als auf Fakten beruht. Der Kursverlauf wird zum Spiegel übersteigter Erwartungen, Hoffnungen – und Illusionen.

Und so lange nur genügend Anleger Aktien kaufen, ihre Zweifel und Skepsis verdrängen, geht ja alles gut. Oft genug hat der Ticker in den letzten Monaten die Pessimisten und Mahner widerlegt.



Um Wertpapiere wie die Aktien dieser Eisenbahngesellschaften kaufen zu können, haben viele Anleger in den 1920er Jahren Kredite aufgenommen – ein Umstand, der die im Oktober 1929 beginnende Krise für sie noch dramatischer macht

Doch immer mehr Experten sorgen sich inzwischen um die Kurse. Der neue US-Präsident Herbert Hoover, der früher Wirtschaftsminister war, hält sie für zu hoch, aber er schweigt dazu in der Öffentlichkeit.

Besonders beunruhigend ist, wie viele Menschen inzwischen auf Pump spekulieren. Anleger müssen nur etwa 45 bis 50 Prozent des Kaufkurses einer Aktie in bar bezahlen. Den Rest des Kaufpreises finanziert ihr Makler, der dafür ein Darlehen von einer Bank erhält. Als Sicherheit für den Kredit dienen wiederum die Aktien – solange die im Wert zunehmen, funktioniert das waghalsige Modell.

Für die Banken immerhin ist es ein lukratives Geschäft. Denn sie können sich bei der Federal Reserve, der US-Zentralbank, für etwa fünf Prozent Zinsen Geld leihen. Geben sie es als Kredit an die Kunden der Börsenmakler weiter, kassieren sie bis zu zwölf Prozent.

Noch im Jahr 1926 überstieg die Gesamtsumme dieser Maklerkredite kaum 2,5 Millionen Dollar. Im Sommer des Booms aber liegen sie bei sieben Milliarden. Ein großer Teil der Euphorie ist also mit Schulden finanziert.

Die amerikanische Zentralbank könnte die überhitzte Spekulation abkühlen – durch eine drastische Zinserhöhung. Doch der Washingtoner Vorstand des erst 1913 gegründeten Federal Reserve Systems mit seinen zwölf regionalen Banken ist politisch schwach. Er will nicht für ein Ende des Börsenbooms verantwortlich gemacht werden.

Und er hat einen mächtigen Gegner: Charles Mitchell ist seit Januar 1929 auch Direktor der New Yorker Zweigstelle des Federal Reserve Systems. Und Sunshine Charly streitet gegen alles, was den Höhenflug der Börsenkurse stoppen könnte.

Als die Zentralbanker in Washington im Frühjahr 1929 vorsichtig erwägen, die Zinsen zu erhöhen, verteuern sich sofort die Maklerkredite, und die Kurse an der Wall Street fallen. Charles Mitchell reagiert. Er lässt über seine Natio-



Nachdem die Kurse am Morgen des 24. Oktober, des »Schwarzen Donnerstag«, eingebrochen sind, versuchen nachmittags führende Finanzleute, den Markt durch Stützungskäufe zu stabilisieren. Zu ihnen gehört der Bankdirektor Charles E. Mitchell, einer der Antreiber der vorangegangenen Euphorie

nal City Bank frisches Kapital in den Markt pumpen. Die Aktienkurse erholen sich prompt.

ANFANG OKTOBER 1929: Die seit etwa einem Monat anhaltenden, merkwürdigen Schwankungen der Kurse verunsichern in Los Angeles den 40-jährigen Edgar Brown, einen ehemaligen Theaterbesitzer. Ende 1928 hat er sich von einem Anlageberater der National City Bank Mitchells überreden lassen, Aktien zu kaufen, auch welche der Bank selbst.

Brown wohnte zu jener Zeit in Pottsville, Pennsylvania, und war an Tuberkulose erkrankt. Er wollte sich an der Westküste zur Ruhe setzen und von den Einkünften aus seinem Vermögen leben. Er suchte Anlagen mit sicherer Rendite und hatte schon vor einiger Zeit 225 000 Dollar in Anleihen angelegt. Doch dann hat auch ihn der Börsenrausch erfasst – und er hat sein ganzes Vermögen in Aktien angelegt.

Jetzt verliert Browns Portfolio beständig an Wert, und so macht er sich auf

den Weg in die Los-Angeles-Filiale der National City Bank. Er will alle Papiere verkaufen. Sofort umringen ihn mehrere Berater. Seine Idee sei „töricht und kurzsichtig“. Edgar Brown ist verwirrt, schließlich aber lässt er sich überzeugen, sein Depot weiter zu halten.

DIENSTAG, 15. OKTOBER 1929: Die Aktie von U.S. Steel fällt weiter – auf rund 223 Dollar, ein Verlust von 9,4 Prozent in zehn Tagen.

In den Finanzblättern häufen sich schlechte Nachrichten – auch aus dem Ausland: In Großbritannien ist das Imperium des berühmten Finanzmagnaten Clarence Hatry kollabiert. Offenbar hat der Geschäftsmann seinen Erfolg auf Fälschungen und Betrug gegründet. Die Nachricht erschüttert in New York das Vertrauen der Anleger weiter.

Mittlerweile verdrängen die Aktionäre solche Nachrichten nicht mehr. Das Misstrauen pflanzt sich fort. Und diesmal greift eine verhängnisvolle Eigendynamik: Eine neue, nun negative Stimmungswelle baut sich auf, verstärkt sich selbst, türmt sich langsam zu einer Woge – die irgendwann alles mit sich fortreißen könnte.

Charles Mitchell aber versucht routiniert, die Skepsis der Anleger zu zerstreuen. „Ich kann entgegen einigen Schwarzsehern nicht erkennen, was das Wachstum bremsen sollte“, erklärt er vor Reportern.

Irving Fisher, ein bekannter Wirtschaftsprofessor aus Yale, pflichtet ihm bei: „Aktienwerte haben jetzt anscheinend ein beständig hohes Niveau erreicht.“ In einigen Monaten würden die Kurse „noch viel höher liegen“.

Edgar Brown in Los Angeles glaubt jedoch nicht mehr an die Versprechen seiner Berater. Mehrmals versucht er, seine Wertpapiere loszuwerden. Jedes Mal wimmeln ihn Mitchells Anlageprofis ab: Es sei weitaus wahrscheinlicher, dass seine Aktien der National City Bank, die bei 500 Dollar stehen, auf 1500 kletterten, als dass sie unter 300 fielen. Und jedes Mal lenkt Brown ein.

Pat Bologna ist gelassener. Er hat Ende September einige Hundert Dollar

verloren – auf dem Papier. Für ihn kein Grund zur Sorge. „Was nach unten geht, kann auch wieder steigen“, sagt er sich.

Doch die Warnungen vor einer großen Krise nehmen zu.

MITTWOCH, 23. OKTOBER 1929:

Am Tag zuvor hat der Statistiker Babson empfohlen, alle Aktien zu verkaufen und lieber in Gold zu investieren. Selbst der optimistische Yale-Ökonom Fisher räumt nun ein, es gebe Wertpapiere, „die ein wenig aufgebläht sind“.

Die Stimmung an der Wall Street scheint zu kippen: Die Verkäufe häufen sich. Allein in der letzten Handelsstunde dieses Tages wechseln 2,6 Millionen Aktien den Besitzer – mehr als manchmal an einem ganzen Tag. Insgesamt sind es an diesem Mittwoch sogar 6,37 Millionen: der zweithöchste Tagesumsatz in der Geschichte der New Yorker Börse.

„Die Büros der Wertpapierhändler in der Wall Street und im ganzen Land waren voll von Kunden“, schreibt später ein Chronist. „Aber es waren ängstliche, aufgeregte und angespannte Männer und Frauen, die zusahen, wie ihre Papiere vom Börsenmahlstrom herumgewirbelt wurden; das muntere Geplauder fehlte gänzlich.“

Mehr als 170 Papiere fallen so tief wie noch nie in diesem Jahr – U.S. Steel wird zuletzt bei 204 Dollar notiert. Nach Auffassung vieler Beobachter ein untrügliches Zeichen, dass eine Baisse, eine Börsentiefphase, begonnen hat. Ein Kursrutsch, den niemand mehr leugnet.

Die Börsenmakler fordern die Eigentümer besonders risikoreicher Aktien auf, die Sicherheiten für kreditfinanzierte Papiere auf 75 Prozent des aktuellen Kurswertes zu erhöhen. Doch viele Spekulanten haben nun kein Bargeld mehr, das sie nachschießen könnten. Sie müssen ihre Depots auflösen, sie liquidieren lassen. Andere nehmen verzweifelt Hypotheken auf ihr Haus oder andere Besitztümer auf, um mit dem frischen Geld die Papiere halten zu können.

Große Teile des Mittleren Westens sind an diesem Tag durch Schneesturm von allen Tickerverbindungen abgeschnitten. Was, wenn morgen auch dort



Die Nachricht vom Crash verbreitet sich rasch im ganzen Land: Rund 8000 Ticker übermitteln Maklern und Anlegern die aktuellen Kurse. Am Montag, 28. Oktober, dem zweiten fatalen Tag des Börsenkrachs, machen nach den Kleinanlegern auch wohlhabende Aktionäre Verluste

die Anleger verkaufen? Die Wall Street bereitet sich auf das Schlimmste vor.

Tatsächlich entschließen sich im Laufe des Abends zahllose Anleger, ihre Papiere abzustößen. Bei den Maklern geht für den nächsten Tag eine ungewöhnlich hohe Anzahl an Verkaufsaufträgen ein.

DONNERSTAG, 24. OKTOBER 1929, 9.50 Uhr: Ein wolkenverhangener Morgen, kalter Wind bläst durch die Straßen

des New Yorker Finanzdistrikts. Zehn Minuten noch, bis die Börse öffnet. In seinem Büro im zweiten Stock des Verwaltungsgebäudes der National City Bank hat Charles Mitchell in der Nähe eines Kurstickers Platz genommen.

Draußen von seinem Stand in der Wall Street aus bemerkt Pat Bologna, dass viele Passanten stehen bleiben und zum Eingang der Börse hinaufblicken. Zu jenem Portal, in dessen krönendem Fries

die weiße Marmorstatue der *Integrity* (Redlichkeit) ihre schützenden Hände über Bauern, Bergleute, Arbeiter und Erfinder breitet. Nicht über Aktionäre.

New Yorks Polizeichef, der die nervöse Börsenstimmung mit Sorge beobachtet, lässt ein Dutzend Mannschaftswagen vorfahren – für alle Fälle. Schon früher sind Menschenmassen im Finanzdistrikt zusammengelaufen, so 1907 bei einer Bankenpleite. Und 1920 wurden durch ein nie aufgeklärtes Sprengstoffattentat in der Wall Street sogar 30 Menschen getötet.

Aus der nahen U-Bahn-Station ist hundertfaches Getrampel zu hören: Anleger, die sich beeilen, noch rechtzeitig in die Büros ihrer Börsenmakler im Finanzbezirk zu kommen, bevor die ersten Kurse über den Ticker gehen.

Der prächtige, fast 1500 Quadratmeter große Handelsaal der Börse ist heute so voll wie selten. Fast alle sind gekommen: Mehr als 1000 registrierte Händler haben auf dem Parkett Posten bezogen, etwa 300 mehr als an gewöhnlichen Tagen.

An den Seiten des Saals haben Dutzende von Telefonisten an ihren Fernsprechern Aufstellung genommen. Sie werden gleich Aufträge für Kauf oder Verkauf aus den Maklerbüros im ganzen Land entgegennehmen. Hoch oben, an den beiden Schmalseiten des rund 22 Meter hohen Saales, über den sich eine vergoldete Decke spannt, hängen zwei große schwarze Anzeigetafeln.

Geht für einen Makler eine Nachricht ein, lässt der Telefonist per Knopfdruck die persönliche Erkennungsnummer dieses Händlers auf den großen Tafeln aufklappen: das Signal für den Mann auf dem Parkett, sich sofort zu einem speziellen Schalter zu begeben.

Mit dem Auftrag eilt er dann zu einem der mehr als 20 Schalter, die über die Fläche des großen Saales und im Parterre des modernen Anbaus verteilt sind (jede der insgesamt 1279 Aktien wird nur an einem einzigen Schalter gehandelt). Dort nimmt ein Angestellter der Börse die Order entgegen.

Wie immer stehen heute an allen Schaltern Gehilfen in Uniform bereit. Über die Rohrpostanlage verschicken sie nach jedem Handel eine Notiz an einen Schreiber, der dann den aktuellen Kurswert des Papiers über den Ticker gibt.

Etwa 8000 dieser Apparate, kaum größer als ein Telefon, sind jetzt im ganzen Land auf Empfang und mit frischen Papierrollen versehen: in Banken, Maklerbüros, Hotels und sogar in einigen

EINE PANIK WIE AM »SCHWARZEN DIENSTAG« HAT DIE WALL STREET NOCH NICHT ERLEBT

Privathäusern. In wenigen Minuten wird aus den Geräten ein schmaler Papierstreifen herausquellen, mit Kürzeln, die über Gewinn oder Verlust informieren – rund ein Kilometer Papier an einem ruhigen Börsentag.

Im großen New Yorker Handelsaal erglimmen jetzt die Leuchtbänder: Spezielle Ticker drucken die Kurse auf Zellophan; über Linsen und Spiegel werden die Schriftzeichen dann auf einen Bildschirm geworfen. So kann jeder Händler auch im Gewühl, das gleich losbrechen wird, die Kurse im Blick behalten.

10.00 Uhr: Der Gong ertönt. Sofort klingeln die Telefone, die weißen Ziffern auf den großen dunklen Anzeigetafeln klappen heftig auf und zu. Händler kämpfen sich zu den Telefonen durch und von dort an die Schalter auf dem Parkett. Der Markt eröffnet an diesem Morgen „wie ein Donnerkeil aus der Hölle“, so erscheint es einem von ihnen.

Denn gleich in den ersten Minuten stehen Aktien in riesigen Blöcken zum

Verkauf, etwa 20 000 Anteile von Kennecott Copper – völlig unüblich zu Börsenbeginn. In der ersten halben Stunde wechseln 1,6 Millionen Papiere die Besitzer. Trotzdem geben die Kurse in den ersten Minuten nur vereinzelt nach.

10.30 Uhr: Immer mehr Aktien stehen zum Verkauf. Die Kurse fallen in großen Sprüngen. 285 Anschläge kann der Ticker pro Minute drucken, aber es gibt so viele Transaktionen, dass der Apparat bereits eine Viertelstunde zurück ist.

10.50 Uhr: Pat Bologna zwingt sich in den überfüllten Kundenraum eines Börsenmaklers nicht weit von seinem Schuhputzstand. Er will sehen, wie seine Papiere stehen. Eine Frau mit großem Hut verdeckt ihm den Blick auf die Tafeln mit den Kursen. Sie hat ihren Ehering abgestreift und ruft verzweifelt: „Sie wollen mehr Nachschuss – ich kann kein Geld mehr nachschießen.“

Die Menschen versuchen, sich zu den verglasten Nischen vorzukämpfen, in denen die Angestellten sitzen. Alle wollen verkaufen. Ein Gehilfe notiert mit Kreide die aktuellen Kurse aus der Börse auf einer großen Tafel, doch die Werte fallen schneller, als er schreiben kann. So gut wie alle Aktien sind betroffen.

Die Hysterie ist ansteckend. Doch der Schuhputzer erinnert sich an einen Rat, den ihm Charles Mitchell höchstpersönlich gegeben hat: „Der Kluge verkauft niemals bei den ersten Zeichen einer Krise. Das machen nur Geizhähse.“ Sunshine Charly muss es wissen. Pat Bologna dreht sich um und schiebt sich durch die Menge zurück ins Freie. Er will seine Aktien vorerst behalten.

11.15 Uhr: Eine Lawine von Verkaufsaufträgen rollt über den Handelsaal. Makler lösen immer mehr kreditfinanzierte Depots ihrer Kunden auf. Die Notverkäufe drücken die Kurse weiter nach unten. Rasant fällt die auf Milliarden an Krediten gestützte Spekulationsblase in sich zusammen. „Luftlöcher“ bilden sich: Für manche Papiere gibt es keine Käufer mehr.

11.30 Uhr: Nackte Panik auf dem Parkett. Hunderte Händler schreien durcheinander, boxen sich den Weg frei zu den Schaltern, in der Hoffnung, wenigstens

ein paar Aktien loszuwerden. Jetzt ist der Markt „blind“, wie die Händler sagen: Niemand weiß, wo die Papiere wirklich stehen.

An einem Schalter verliert ein Händler die Fassung und brüllt sinnlose Aufträge, bis ihn Kollegen wegführen.

Draußen vor dem Portal der Börse ist inzwischen eine Menschenmenge zusammengekommen. Auf den Stufen des Gebäudes gegenüber nehmen Fotografen und Kameralleute der Wochenschau Aufstellung. Alles vollzieht sich merkwürdig gedämpft. Nicht mehr als ein Murmeln oder Flüstern dringt aus der Masse, nur hier und da ein schrilles Auflachen. Die Menschen scheinen nicht fassen zu können, was gerade ge-

schieht. „Ihre Gesichter zeigen weder Hysterie noch Kummer“, bemerkt ein Beobachter. „Sie blicken wie ein gefangener Fisch, der am Strand oder im Korb auf sein weiteres Schicksal wartet.“

Als plötzlich auf einem hohen Gebäude ein Mann zu sehen ist, verdrehen alle die Köpfe nach oben. Doch es ist nur ein Arbeiter, der dort etwas repariert – kein Spekulant, der wegen der Krise in den Tod springen will.

12.00 Uhr: Eine Nachricht macht die Runde. Fünf der mächtigsten Bankiers des Landes wollen gegenüber der Börse im Sitz der Investmentbank JP Morgan & Company zu einem Krisentreffen zusammenkommen. Eine legendäre Adresse: Von hier aus hat John Pierpont

Morgan, der inzwischen verstorbene Gründer des Geldhauses, 1907 mit Hilfe des Finanzministeriums eine Börsenpanik durch Stützungskäufe gestoppt.

Charles Mitchell erhält die telefonische Einladung in seinem Büro. Er ist der Erste, der sich mit ernster Miene einen Weg durch die Menge bahnt. Viele schöpfen Hoffnung: Die Talfahrt scheint gebremst.

Wenig später treffen auch Albert H. Wiggin, Generaldirektor der Chase National Bank, William C. Potter, Präsident der Guaranty Trust Company, und Seward Prosser, Vorsitzender der Bankers Trust Company, ein. 20 Minuten dauert das Gespräch in den Räumen des Gastgebers Thomas W. Lamont, Senior-



partner von JP Morgan. Dann erklärt ein Sprecher vor Journalisten, es habe „einen etwas unglücklichen Verlauf an der Börse gegeben“. Die Banken hätten sich entschlossen einzugreifen.

Mitchell und die anderen Finanzleute wollen den Kursrutsch durch **gezielte** Aktienkäufe stoppen. Sie stellen dazu etwa 130 Millionen Dollar bereit.

13.30 Uhr: Der Vize-Präsident der Börse erscheint auf dem Handelsparkett. Demonstrativ gut gelaunt arbeitet er sich zu dem Schalter vor, an dem U.S. Steel gehandelt wird; das Papier ist seit dem Morgen von 205,50 auf 195 Dollar gefallen. Mit lauter Stimme erteilt der Vizepräsident einen Kaufauftrag über 10000 Anteile – für 205 Dollar.

Staunen, dann Beifall unter den Händlern ringsum. Der Retter geht weiter zu anderen Schaltern, platziert noch etwa 20 Kaufordern auf andere Papiere. Es ist

das Zeichen, auf das viele gewartet haben. Sofort steigen die Kurse kräftiger.

15.00 Uhr: Der Schlussgong. Dann ein Augenblick der Stille. An den Schaltern lehnen erschöpfte Aktienhändler, manche mit zerrissenem Hemdkragen; andere stehen wie benommen da, in ihren Händen Bündel von nicht erledigten Aufträgen.

Erst vier Stunden und acht Minuten später meldet der Ticker die letzte Transaktion. Fast 13 Millionen Aktien haben an diesem Tag den Besitzer gewechselt, so viele wie noch nie in der Geschichte der Wall Street.

Zwischenzeitlich hat der Dow-Jones-Index 33 Punkte verloren – fast elf Prozent. Bis zum Abend aber zogen die Kurse wieder so weit an, dass der Verlust nur noch gut zwei Prozent beträgt.

Der Index steht jetzt bei 299,5 – nur 6,4 Punkte niedriger als am Morgen. Die U.S.-Steel-Aktie hat sogar zugelegt, auf 206 Dollar. Die Katastrophe scheint abgewendet.

Doch für viele Anleger kommt der Umschwung vom Nachmittag zu spät. Sie haben morgens verkauft, oder ihre Depots wurden von Maklern liquidiert.

Vorbei der Traum vom mühelosen Reichtum.

Und viele von ihnen sind ruiniert, weil sie sich zuvor hoch verschuldet hatten. In Seattle erschießt sich der Sekretär einer Finanzgesellschaft. In Manhattan verschwindet ein Immobilienmakler spurlos; zuletzt wird er gesehen, wie er den Broadway hochgeht und eine Botschaft aus dem Fernschreiber in kleine Fetzen zerreißt.

Die Menge vor der Börse zerstreut sich. Doch der Finanzdistrikt kommt



Schon an einem normalen Handelstag geht es 1929 in den New Yorker Börsensälen hektisch zu, denn nie zuvor gab es so viele Aktionäre. Doch an den »schwarzen« Oktobertagen will kaum jemand Wertpapiere kaufen. Die Händler boxen sich zu den Schaltern durch, um Aktien loszuwerden. Und mancher erleidet einen Nervenzusammenbruch

nicht zur Ruhe. 50000 Menschen arbeiten hier, und viele Büros bleiben bis in die Nacht hell erleuchtet. Die Angestellten der Börsenfirmen müssen die Transaktionen des Tages abwickeln.

Am Abend erklärt Mitchell vor Journalisten, die Schwierigkeiten seien „rein technischer Natur“, das Fundament des Aktienmarktes sei „davon unberührt“.

Zweimal ist der Vorstand der Zentralbank in Washington an diesem Tag zusammengetreten, aber er hat keinen Beschluss gefasst, nicht einmal einen Kommentar abgegeben. Auch Präsident Hoover schweigt.

FREITAG, 25. OKTOBER 1929: New Yorks Polizeichef schickt 400 Streifenpolizisten und 100 Kriminalbeamte zur Wall Street. Auch viele Schaulustige reisen an, in Erwartung eines neuen Spektakels. Doch die Kurse steigen an diesem Tag sogar ein wenig.

Präsident Herbert Hoover verkündet, die Wirtschaft der Vereinigten Staaten ruhe auf einem „gesunden Fundament“, er sagt nicht, der Aktienmarkt sei in einer gesunden Verfassung.

An diesem Tag erreicht die Schockwelle vom Vortag die Börsen Englands und anderer europäischer Staaten. Auch dort brechen die Kurse ein; in London versuchen Spekulanten, amerikanische Aktien loszuwerden.

Am Samstag öffnet die Wall Street nur für zwei Stunden. Diesmal fallen die Kurse leicht, der Dow-Jones-Index schließt bei 298,9. Die Wochenendausgaben der Zeitungen sind voller Reklame-Prospekte der Aktienmakler. Eine Börsenfirma schaltet eine Annonce für Montag: „Wir glauben, dass der Investor, der zum jetzigen Zeitpunkt Wertpapiere kauft, dies mit allergrößtem Vertrauen tun kann, wenn er das Geschäft mit jenem Maß an Urteilsvermögen abschließt, das immer schon die Voraussetzung für kluge Geldanlagen war.“

Doch kaum ein Anleger glaubt noch an die wohlgesetzten Versprechungen der Makler. Wo vorher Euphorie war, ist nun Angst. Immer mehr Aktionäre wollen ihre Papiere so schnell wie möglich abstoßen – gleichgültig, wie gesund

die amerikanische Wirtschaft angeblich noch ist. Die Welle negativer Erwartungen wird jetzt zur zerstörerischen Woge, erfasst das Heer der Kleinanleger, dann die großen Banken und Investmenthäuser und wird die Kurse schließlich mit Macht in die Tiefe ziehen.

MONTAG, 28. OKTOBER 1929: Als um 10.00 Uhr die Wall Street eröffnet, gehen fast nur Verkaufsaufträge ein. Auf dem Parkett herrscht ein ähnlicher Tumult wie in der Woche zuvor. Ein wei-

NACH DEM BÖRSENKRACH STÜRZT DAS GESAMTE LAND IN EINE WIRTSCHAFTLICHE DEPRESSION

terer „schwarzer“ Handelstag. Und rasch wird deutlich, dass dieser Schwarze Montag den Schwarzen Donnerstag der vergangenen Woche an Dramatik noch überbietet. Was an diesem Tag geschieht, ist katastrophaler als jeder bisherige Kursrutsch an New Yorks Börse.

Der Dow-Jones-Index verliert 38,3 Punkte und schließt bei 260,6 – ein Verlust von fast 13 Prozent gegenüber Samstag. U.S. Steel wird zuletzt für 186 Dollar gehandelt. Die Aktien in den USA büßen an diesem einen Tag 14 Milliarden Dollar an Wert ein. Haben am Donnerstag vor allem Kleinanleger gelitten, so trifft es jetzt auch viele reiche Spekulanten.

Nach Börsenschluss versammeln sich die sechs einflussreichsten Bankiers der Wall Street, auch Charles Mitchell ist wieder dabei. Danach lassen sie erklären, die Lage habe „noch hoffnungsvolle Merkmale“. Die eigentliche Botschaft: Die Bankiers werden nichts mehr unter-

nehmen, um die Aktienpreise zu stützen. Sie wollen den Markt sich selbst überlassen. Und die Anleger.

Die Finanzleute erkennen, dass jetzt wohl nichts mehr den Kursverfall stoppen kann. Die kollektive, in vielem irrationale Stimmung, die die Preise einst nach oben getrieben hat, ist endgültig in das kaum weniger irrationale Gegenteil gekippt. Jeder Stützungskauf würde schon bald verpuffen.

Edgar Brown in Los Angeles erhält am Abend einen Anruf. Sein Anlageberater von der National City Bank ist am Apparat: „Brown, es sieht verdammt schlecht aus. Sie kommen besser her und passen auf. Sonst werden Sie mit untergehen.“

DIENSTAG, 29. OKTOBER, Los Angeles, 6.00 Uhr Ortszeit: Edgar Brown steht früh auf und macht sich auf den Weg zur Filiale der National City Bank. Er will da sein, wenn die ersten Kurse aus New York über den Ticker kommen – dort ist es jetzt 9.00 Uhr, eine Stunde vor Börsenbeginn.

Die erste Notierung meldet den Verkauf von 45000 Aktien Anaconda Copper. Davon hat auch Edgar Brown viele in seinem Depot. Gestern stand das Papier bei 96 Dollar, jetzt bei 80.

Wie hatte sein Berater doch gesagt? „Wenn sich der Trend in der ersten Stunde umdreht, wird alles in Ordnung gehen. Wenn nicht, müssen sie aufpassen.“ Im Kundenraum der National City Bank, Los Angeles, wird die Unruhe größer.

In New York wechseln in der ersten halben Stunde nach Eröffnung mehr als 3,2 Millionen Aktien den Besitzer. Die Preise stürzen weiter ab.

Edgar Brown versucht, sich nicht von der Panik überwältigen zu lassen. Er will nach draußen gehen, ein wenig frische Luft schöpfen, einen klaren Gedanken fassen. Da tritt der Berater ihm in den Weg: „Die National City Bank kollabiert, und die Kurse sind in Wahrheit noch tiefer, als sie hier notiert werden. Ich empfehle Ihnen auszusteigen.“

Brown willigt ein, die Bankaktien zu verkaufen.



Am Mittwoch, dem 30. Oktober, ist die schlimmste Panik vorüber – doch die Folgen der schwarzen Börsentage sind verheerend. Hunderttausende Amerikaner haben ihr Vermögen verloren, darunter viele Arbeiter und Angestellte. Niemals zuvor hat eine Aktienkrise so viele Menschen ruiniert. Dieser Spekulant bietet sein Cabriolet für 100 Dollar zum Verkauf an

Etwa zur gleichen Zeit steht Pat Bologna an einem Münztelefon in der Wall Street. Er hat bei seinem Makler angerufen, um alle Aktien der National City Bank abzustoßen. Nach einiger Zeit kommt ein Angestellter an den Apparat und meldet den Vollzug der Transaktion: Von den 5000 Dollar an Ersparnissen sind 1700 übrig.

12.00 Uhr: Kurz nach Mittag gehen mehrere Meldungen über die Nachrichtenagenturen. In Washington tagte der Vorstand der Zentralbank mit dem Finanzminister, das Kabinett berate sich, Präsident Hoover treffe sich mit dem Handelsminister. Doch kein Politiker und kein Banker kann das Debakel mehr aufhalten.

Vor der New Yorker Börse sind 10000 Menschen zusammengelaufen; einem Beobachter erscheint die Straße wie ein Schauplatz „gestorbener Hoffnungen, sonderbar stummer Befürchtungen und einer Art hypnotischer Lähmung“.

17.32 Uhr: Zweieinhalb Stunden nach Börsenschluss meldet der Ticker die letzte Kursnotierung an diesem Tag, mit

einem ironischen „Gute Nacht“ auf dem Papierstreifen.

Fast 16,5 Millionen Aktien sind abgestoßen worden – deutlich mehr als am Schwarzen Donnerstag. U.S. Steel sinkt um zwölf Dollar und wird zum Börsenschluss bei 174 Dollar gehandelt. Der Dow-Jones-Index fällt auf 230,7 Punkte; seit dem Höchststand am 3. September haben dessen Aktien ein Drittel ihres Werts verloren.

Die Gewinne des euphorischen Sommers, ja der vergangenen zwölf Monate haben sich aufgelöst.

Hunderttausende Angestellte und Arbeiter, Fensterputzer, Chauffeure, Näherinnen und Stenotypistinnen, die ihr Ersparnis riskiert haben, stehen ohne Vermögen da. Spekulant, die noch vor wenigen Wochen auf dem Papier vielfache Millionäre waren, haben nun Millionen an echten Schulden. Nahezu in jeder amerikanischen Stadt gibt es Familien, die aus plötzlichem Wohlstand in Armut gefallen sind.

Der 29. Oktober ist der katastrophalste Tag in der Geschichte der Wall Street. Zwar sind die Verluste etwas geringer als am Vortag. Dennoch: Nie zuvor war der Handel so hektisch, wurden so viele Aktien an der Wall Street verkauft – ein fast zweieinhalb Kilometer langer Papierstreifen quillt aus dem Ticker. Die Panik erreicht ihren Höhepunkt.

„Dieser Kurseinbruch ist mit keinem früheren zu vergleichen“, schreibt das angesehene „Wall Street Journal“. „Er ist anders, weil wahrscheinlich mehr Einzelpersonen ruiniert wurden als bei allen anderen zusammen.“

Und wohl mehr Träume und Hoffnungen als je zuvor sind zerstört. Die Magie des ewig scheinenden Sommers ist entzaubert. Die gerühmte „Neue Ära“ ist endgültig vorbei.

Und der Absturz der Aktien ist noch lange nicht zu Ende.

MONTAG, 8. JULI 1932: Erst jetzt, mehr als anderthalb Jahre nach dem Crash, kommt der Kurssturz an der New Yorker Wall Street zum Stillstand. An diesem Tag schließt der Dow Jones bei 41,22 Punkten, weniger als einem Neuntel seines Rekordstands vom 3. September 1929. Und die Aktie von U.S. Steel steht am Ende des Börsentages bei 21,50 Dollar – ein Verlust von mehr als 90 Prozent gegenüber der höchsten Notierung im Sommer des Booms.

Inzwischen hat eine schwere allgemeine Wirtschaftskrise das Land erfasst, die bereits – mit ersten Anzeichen – kurz vor der Börsenkrise begann. Und die durch den Crash und seine Folgen unheilvoll verstärkt worden ist. Denn auch die Banken haben bei den Ereignissen Millionenverluste erlitten, allein 1929 sind 659 von ihnen zusammengebrochen, inzwischen mussten noch einmal 3646 Geldhäuser schließen.

Die übrig gebliebenen Banken geben kaum günstige Kredite, sodass Firmen weniger investieren. Zudem sinkt die Nachfrage nach Konsumgütern: Die Menschen haben kein Geld mehr, um neue Autos, Kühlschränke oder Radios anzuschaffen. Unternehmen senken die Löhne oder entlassen Mitarbeiter; die



Der Finanzcrash in New York verstärkt eine bereits schwelende Wirtschaftskrise. Banken müssen schließen, Firmen und Farmer erhalten kaum noch Kredite. Hungernde Bürger der Stadt stehen um kostenloses Essen an. Erst im Jahr 1932 steigen die Kurse langsam wieder. Und es dauert noch einige Zeit, ehe auch die Konjunktur wieder anzieht

Arbeitslosen können noch weniger konsumieren.

Eine Abwärtsspirale dreht sich. Bankenkrise und Börsencrash vertiefen die schwelende Wirtschaftskrise. Zudem ziehen im Sommer 1930 eine Dürre und Missernten den Ruin vieler Farmer nach sich. So kommen mehrere Negativfaktoren zusammen.

Auf den *Great Crash* folgt die *Great Depression*: 1933 sind fast 13 Millionen US-Bürger ohne Arbeit – jeder vierte Erwerbsfähige. Verglichen mit dem Jahr 1929, ist die Produktion amerikanischer Firmen um die Hälfte gesunken. Die Stahlwerke sind sogar nur noch zu etwa zwölf Prozent ausgelastet. Unternehmer kürzen weiter drastisch die Löhne ihrer Arbeiter.

In New York leben mehr als eine Million Menschen von Sozialhilfe. Viele

müssen ihre Wohnungen und Häuser räumen. Luxusapartments stehen leer, ärmliche Gegenden bekommen Zulauf, Barackensiedlungen breiten sich aus. Obdachlose kampieren im Central Park. Verzweifelte ziehen durch die Straßen, auf der Suche nach Arbeit oder Essen.

Um mehrere Häuserblocks winden sich die Schlangen Wartender vor den Suppenküchen. Nicht wenige durchwühlen den Müll nach Nahrung. Im Schatten der Wolkenkratzer, mitten in Downtown Manhattan, stehen Tausende Apfelverkäufer, die hoffen, damit ein paar Cent zu verdienen.

In der Metropole am Hudson verhungern Menschen.

Jahrelang währt die Krise. Sie ist so schwer und so andauernd, gerade weil sich in ihr mehrere Krisen gegenseitig potenzieren.

Es ist die Great Depression, die dem Einbruch an der Börse noch mehr Wucht, seinen ungeheuren Nachhall verleiht. Und sie lässt die Monate des Sommers 1929 im Rückblick umso mythischer und märchenhafter erscheinen.

Auch weil die Depression anhält, untersucht ein Ausschuss des US-Senats 1932 die Vorgänge an der Wall Street. Peinliche Details über heimliche Absprachen und Bilanzfälschungen kommen ans Tageslicht.

1934 schaffen die Politiker eine Bundesbehörde, die die Geschäfte der Broker kontrollieren und das Vertrauen der Anleger in die Wall Street wiederherstellen soll.

Und Amerikas Wirtschaft beginnt wieder zu wachsen, als der neue Präsident Franklin D. Roosevelt 1933 den *New Deal* auf den Weg bringt, ein Bündel sozialer und ökonomischer Reformen, das die Konjunktur belebt. Von den nun folgenden staatlichen Aufträgen und Hilfsmaßnahmen profitieren viele Branchen in Landwirtschaft und Industrie – sowie das Bankensystem.

Aber das Misstrauen gegenüber Aktien hält an. Kein anderes Ereignis hat sich so tief in das Gedächtnis der Anleger eingepreßt wie der Crash vom Oktober 1929. Seither begleitet jeden Höhenflug der Kurse auch die Angst vor einem jähen Absturz.

Charles Mitchell, der Prophet des Aktienbooms, verspielt bei den dramatischen Ereignissen wahrscheinlich mehrere Millionen Dollar und wird 1933 wegen Steuerhinterziehung angeklagt. Nach einem Zivilprozess muss er 1,1 Millionen Dollar an die Staatskasse zahlen. Doch danach setzt Sunshine Charly seine Karriere an der Wall Street fort.

Edgar Brown verliert fast alles. Von der Viertelmillion, die er investiert hat, bleiben ihm 6000 Dollar. Zu wenig für ein Leben als Rentier. Er zieht in seine Heimatstadt zurück und muss – obwohl fast taub und von Tuberkulose geschwächt – wieder arbeiten. Als Angestellter der Armenfürsorge von Pottsville bringt er sich und seine Familie durch.

Und Pat Bologna? Der putzt noch bis ins hohe Alter Schuhe. Die der Bankiers und Börsenmakler an der Wall Street. □

Literatur: John Kenneth Galbraith, „Der große Crash 1929“, FinanzBuch-Verlag; Standardwerk zum Great Crash – ebenso unterhaltsam wie informativ. Charles R. Geisst, „Die Geschichte der Wall Street“, FinanzBuch-Verlag; kompakte Historie des New Yorker Finanzdistrikts von den Anfängen bis zu den Krisen um das Jahr 2000.

Dr. Ralf Berhorst, 41, schreibt regelmäßig für GEOEPOCHE, zuletzt über eine andere riskante Art, Geld zu machen: Grabraub im alten Ägypten.



Mit diesem Heft behalten Sie den Überblick: Namibia und Botswana.

Kollektive

In dieser Ausgabe

Jeep-Touren

Grenzenlose Freiheit, Kilometer für Kilometer.

Lodges

Luxus in der Wüste.

Tierwelten

Giraffen, Geparden, Gänsehaut.

GEO Special

Nr. 1, Oktober/November 2008

DIE WELT ENTDECKEN

UND BOTSWANA

NATURSCHÖNHEITEN

Nationalparks zwischen
Skelettküste und Okavango

Entspanntes Abenteuer

Mit dem Dachzelt-Jeep
durch Namibia

Botswanas Bestseller:

Mit einer Krimi-Heldin
durch Gaborone

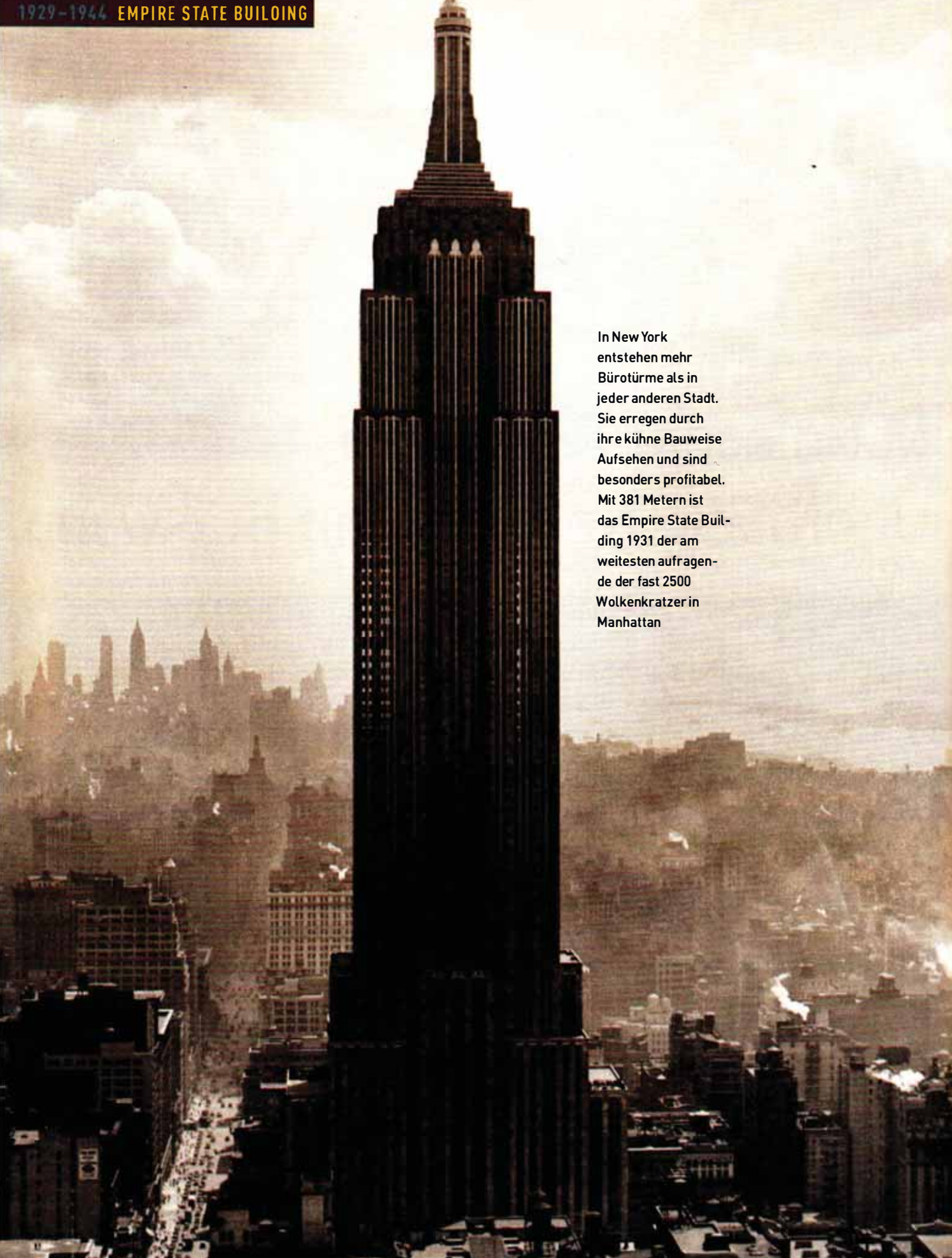
GEO Special NAMIBIA UND BOTSWANA

Wilde Nächte:

Ausgewählte Unterkünfte von günstig bis exklusiv

www.geo-special.de

Aktuelles Wissen für die Reise



In New York
entstehen mehr
Bürotürme als in
jeder anderen Stadt.
Sie erregen durch
ihre kühne Bauweise
Aufsehen und sind
besonders profitabel.
Mit 381 Metern ist
das Empire State Building
1931 der am
weitesten aufragende
der fast 2500
Wolkenkratzer in
Manhattan

Eine neue Stahlbautechnik, elektrische Aufzüge und die Gier nach Prestige sorgen in New York ab 1888 für einen nie da gewesenen Bauboom: Hochhaus um Hochhaus steigt in die Höhe. Doch um 1930 ist der Immobilienmarkt überreizt. Und so begleitet eine immer verzweifelter geführte Vermarktungskampagne die Arbeiten am höchsten Gebäude der Welt: dem Empire State Building

WETTLAUF

ZU

DEN

WOLKEN

EINE STADT
WÄCHST IN DEN
HIMMEL

VON RALF BERHORST

MANHATTAN, 1933. Wie ein Leuchtturm ragt das Empire State Building nachts über das Häusermeer. Alle Fenster in den oberen Etagen strahlen hell. So als käme das Leben im höchsten Bauwerk der Welt niemals zur Ruhe. 381 Meter misst der Wolkenkratzer, in den Büros ist Platz für Zehntausende.

Doch die Beleuchtung ist eine Inszenierung. Kaum jemand arbeitet in dem Turm – nur die Nachtwächter machen alle zwei Stunden ihre Runde durch die Flure. Auch tagsüber steht das Gebäude oberhalb der 41. Etage fast völlig leer. Die Fahrstühle zum 44. bis 80. Stockwerk verkehren nicht; der Betrieb wäre zu kostspielig.

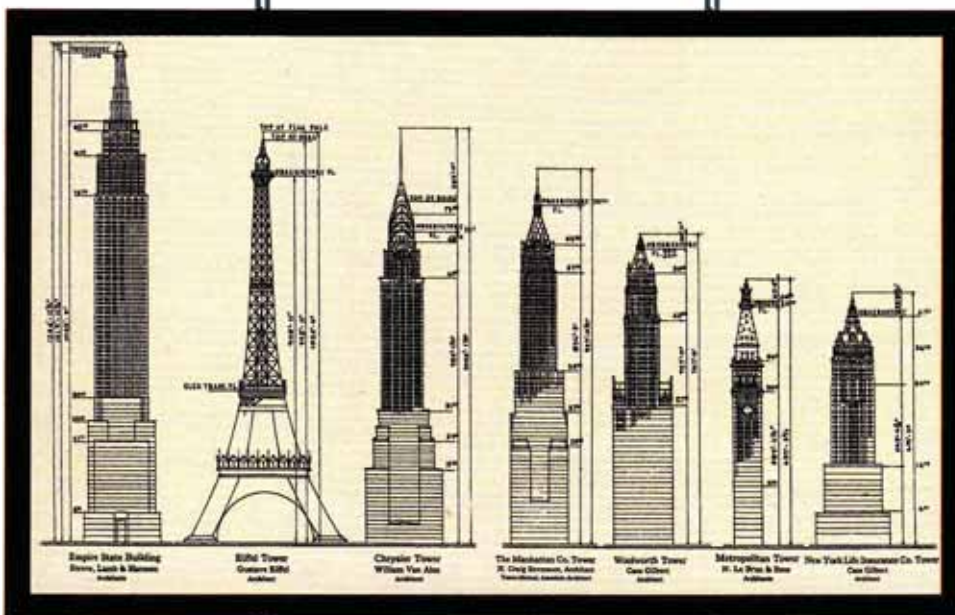
Das Management lässt die oberen Etagen bei Nacht erleuchten, um Aktivität vorzutäuschen – und damit die illuminierte Turmspitze darüber nicht allzu verloren in der Luft schwebt.

Geplant war sie als stählerner Ankermast für Luftschiffe auf der Transatlantikroute. Eine Winde sollte die Zeppeline in Position halten, während Passagiere über eine Laufplanke hinabsteigen – eine Vision wie aus einem Roman von Jules Verne. In Express-Fahrstühlen sollten die Reisenden nach unten schweben und sieben Minuten nach ihrer Ankunft auf die Fifth Avenue hinaustreten.

Doch nur ein einziges Mal machte ein kleines Luftschiff am Ankermast fest, für drei Minuten. Das Manöver war viel zu riskant. Niemand stieg aus. Der Mast war eine Idee der Investoren – wie so vieles erdacht, um das Empire State Building in den Schlagzeilen zu halten.

Alfred E. Smith hatte den Plan vor Journalisten präsentiert. Der ehemalige New Yorker Gouverneur ist Präsident jener Gesellschaft, die das Bauwerk errichtet hat. Tag für Tag sitzt er in seinem Zimmer im 32. Stock, eingehüllt in Zigarrenrauch.

Und mit jedem Tag wächst seine Ratlosigkeit, wenn er die Bilanzen betrachtet – demütigend genug war der Bittgang zur Finanzbehörde, mit deren Beamten



Um die Bank of the Manhattan Company und den Autokonzern Chrysler auszusteichen, die zeitgleich Hochhäuser bauen, setzen die Architekten des Empire State Building auf ihr Gebäude einen Ankermast für Luftschiffe

Smith einen kleinen Nachlass auf die Grundsteuer ausgehandelt hat.

Verzweifelt versucht er, einen Mythos um das Empire State Building zu erschaffen, das „gewaltigste Bauvorhaben in der Geschichte der Vereinigten Staaten“, wie er schwärmt. Sein Ziel: Durch geschickte PR-Arbeit aus einem profanen Büroturm eine Sehenswürdigkeit zu machen. Ein weltweit berühmtes Monument, das schließlich doch noch zahlende Interessenten anlockt.

Doch zwei Jahre nach der Eröffnung im Mai 1931 fehlen noch immer Mieter, schreibt das Gebäude Millionenverluste. Inzwischen hat die Börsenkrise (siehe Seite 142) auch die Immobilienbranche getroffen. Dem Turm droht der Bankrott. „Empty State Building“, spotten die New Yorker. So wirkt der höchste Bau der Welt wie das traurige Monument einer anderen Zeit. Geplant in einer Ära der Leichtgläubigkeit, des Optimismus – und der Gier.

DENN DIE BAUHERREN des Empire State Building – ein Syndikat reicher Männer um den Börsenmillionär John J. Raskob – haben ihren Turm nicht errichten lassen, damit er schön sein soll, sondern profitabel. Kein anderer Gebäudetyp bringt höhere Renditen auf den Grundstückspreis.

Und keiner ist so innovativ: Zuvor ruhte die Last eines Hauses auf seinen Wänden. Mit jedem zusätzlichen Stockwerk musste das Ziegelwerk unten verstärkt werden. Je dicker aber die Mauern waren, desto weniger vermietbare Fläche gab es. Es lohnte sich also nicht, Bürohäuser bis in große Höhen zu bauen.

1885 aber verklammerte der Architekt William Le Baron Jenney bei einem Bau in Chicago erstmals Säulen und Träger aus Gusseisen und Stahl zu einem Skelett, das das gesamte Gewicht des Baus trug. Sein zehnstöckiges Gebäude für die Home Insurance Company wurde zum ersten Wolkenkratzer der Geschichte.

Außenwände dienten fortan nur noch dazu, Hitze, Kälte, Wind und Feuchtigkeit abzuhalten: eine dünne Hülle, die sich an den Querbalken eines Stahlskeletts aufhängen oder abstützen ließ. So wurde mehr Mietfläche frei. Und die Aufteilung der Innenräume ließ sich beliebig gestalten.

Dank des modernen Massenstahls, der viel belastbarer war als Gusseisen, konnten die Baumeister bald nach 1885 in noch größere Höhen vorstoßen – und dank des 1853 erfundenen absturzsicheren Aufzugs: Kein Mieter hätte sonst

die oberen Etagen eines Bürogebäudes erklommen.

SO BEGINNT auch in New York noch vor 1900 das Baufieber. Das erste Hochhaus der Stadt, das 1888 errichtete Tower Building, misst 13 Stockwerke und erreicht fast 49 Meter. Mehrmals bricht **Manhattan** in der Folge den Höhenweltrekord für Bürogebäude. 1899 mit dem Park Row Building: 29 Etagen, 119 Meter, Platz für 14 000 Angestellte.

1908 mit dem Singer-Gebäude am Broadway: 41 Etagen und gut 186 Meter. 1909 mit dem Turm der „Metropolitan Life“-Versicherung: 52 Etagen, 213 Meter.

1913 baut der Woolworth-Konzern einen 55 Stockwerke und fast 240 Meter messenden Hauptsitz. Eigentlich hätten ein paar Etagen genügt. Doch neben den Mieteinnahmen kalkuliert Woolworth einen symbolischen Mehrwert ein: Über die Eröffnung des Turmes wird vermutlich jede Zeitung weltweit berichten; das Gebäude wird Erwähnung finden in Enzyklopädien und Reiseführern – und mit ihm jedes Mal der Firmenname.

Bis 1929 behauptet das Woolworth Building die Bestmarke. Da stehen bereits 2479 Gebäude mit zehn Etagen und mehr in New York – so viele wie in keiner anderen Stadt der Welt.

Im Boom der 1920er Jahre lassen Unternehmer manchmal sogar Hochhäuser abreißen, deren Stahlträger kein bisschen Rost angesetzt haben, nur um höhere, noch rentablere Türme an ihre Stelle zu setzen. Nicht mehr die Freiheitsstatue ist das Wahrzeichen der Stadt, sondern ihre Skyline. Von ferne sichtbar für jeden Reisenden.

Das Wettrennen um Höhe wird nun immer waghalsiger – architektonisch wie geschäftlich.

AM DONNERSTAG, dem 29. August 1929, geben die Investoren bekannt, dass sie an der Ecke Fifth Avenue und 34th Street ein neues Bauwerk errichten werden. Das „Empire State Building“ – benannt nach einem Beinamen des Bundesstaates New York, dem „Empire State“ – soll mit 1000 Fuß, knapp 305 Metern, höher reichen als alles zuvor von Menschen Geschaffene.

John J. Raskob, ehemaliger Vizepräsident des Autokonzerns General Motors, hat das Projekt vorangetrieben und einen Freund als Unterstützer gewonnen: den 55-jährigen Alfred E. Smith.

Smith, der Sohn irischer Einwanderer, stammt aus einer der schäbigsten Gegenden Manhattans. Mit Ehrgeiz, Verstand und Schlagfertigkeit schaffte er es vom Fischverkäufer in die Politik und wurde 1918 zum Gouverneur des Staates New York gewählt.

Ein Jahrzehnt später zog er für die Demokratische Partei in das Rennen um die US-Präsidentschaft. Raskob war sein Wahlkampfmanager und Finanzier. Doch Smith – als Katholik und Gegner der Prohibition chancenlos – verlor.

Anfang 1929 ist er ohne Amt und ohne Arbeit, bezieht nur eine staatliche Pension. Zu wenig für ihn. Smith wirbt mit seinem Bild für Matratzen und verfasst seine Autobiografie. Da bietet ihm Raskob an, Präsident jener Gesellschaft zu werden, die das Empire State Building baut.

Smiths einzige Aufgabe: das Projekt vor der Presse zu verkaufen, möglichst viel Wirbel um das Immobilieninvestment zu entfachen, Mieter anzulocken.

In New York hat jeder Auftritt des Ex-Gouverneurs Nachrichtenwert, jeder kennt den Mann mit der Melone. Für die Journalisten ist es rasch „Al Smith’s



Der stufenförmige Bau an der Fifth Avenue wächst in Rekordtempo empor: Drehkräne wuchten die Stahlträger bis auf die oberste Etage, wo Männer Nieten in das Skelett treiben. Der Fotograf Lewis Hine hält die Arbeiten in schwindelnder Höhe im Auftrag der Bauherren fest – ein Teil von deren PR-Strategie





Pause in mehr als 300 Meter Höhe: Wie diese Männer im obersten Stockwerk des Empire State Building bewegen sich die Arbeiter ohne jede Sicherung im Stahlskelett. Bis zu 3000 Menschen sind gleichzeitig auf der Baustelle, gießen Betonböden, montieren Aufzüge, Wasserleitungen, Fassadenelemente, Fensterrahmen. Nach nur 13 Monaten ist der Turm fertiggestellt



Building“, das in Manhattan emporwachsen soll.

Aber ist es nicht geradezu tollkühn, eine weitere Viertelmillion Quadratmeter Bürofläche zu bauen? Schon längst ist der Immobilienmarkt überreizt. Und dann brechen Ende Oktober 1929 auch noch die Kurse an der Wall Street katastrophal ein.

Doch für die Investoren gibt es kein Zurück – zu peinlich wäre es, den pompösen Plan aufzugeben; zudem will Raskob unbedingt das höchste Gebäude der Welt errichten.

So arbeitet Smith fast von Beginn an unter enormem Druck. Überall kündigen Firmen wegen der Krise ihre Büros. Dem Präsidenten ist schnell klar, dass es sehr schwer werden wird, den Turm zu füllen. Nach außen aber verbreitet er Optimismus: Gerade jetzt sei es klüger, in Gebäude als in Aktien zu investieren.

Und wird nicht auch anderswo in der Stadt imposant gebaut? Der Automagnat Walter P. Chrysler und die Bank of the Manhattan Company liefern sich seit dem Frühjahr 1929 einen Höhenzweikampf mit ihren Bürotürmen.

Chrysler siegt schließlich mit seinem Bauwerk, löst den Woolworth-Turm als höchstes Bürogebäude der Welt ab – und sticht mit einem Überraschungscoup sogar die Pläne der Empire State Corporation aus: Arbeiter haben heimlich im Gebädestumpf einen Turmhelm zusammengenietet und ihn schließlich als Ganzes in wenigen Stunden auf das Dach gehoben. Die glitzernde Haube endet bei 319,4 Metern.

Das können Raskob und Smith nicht unbeantwortet lassen – gleichgültig, wie die Kurse am Aktienmarkt stehen. Die Investoren wollen ihre Millionen nicht riskieren, nur um das *zweithöchste* Gebäude der Erde zu finanzieren.

So schicken sie mitten in den laufenden Planungen die drei Architekten Richmond H. Shreve, William F. Lamb und Arthur L. Harmon erneut an die Zeichentische.

Im November 1929 tritt Alfred Smith vor die Presse: Die Architekten haben das Empire State Building auf 86 Stockwerke und 320 Meter erhöht. Ein hauchdünner Vorsprung. Vielleicht zu wenig. Wer weiß, ob Chrysler nicht noch eine weitere Überraschung vorbereitet.

Dann die rettende Idee: Im Dezember 1929 gibt Smith den Journalisten triumphierend bekannt, dass das Empire State Building noch deutlich größer werde. Ein Ankermast für Luftschiffe werde fast 61 Meter zusätzlich bringen.

Chrysler ist endgültig geschlagen.

IM JANUAR 1930 beginnen die Arbeiten an den Fundamenten in zwölf Meter Tiefe. Das Haus wird auf dem festen Schiefergrund Manhattans stehen. Spezialisten gießen 210 Sockel aus Beton; jeder soll eine der Stahlstützen tragen, die die Gebäudelast von 330 000 Tonnen aufnehmen. Ein Dutzend dieser Säulen wird später, auf 320 Meter verlängert, den Rahmen des Tragskeletts bilden.

Zwei Werke im 700 Kilometer entfernten Pittsburgh gießen die Stahlteile nach den Konstruktionszeichnungen der Architekten. Per Schiff kommen sie nach New Jersey, dann per Lastwagen zum Bauplatz in Manhattan. Dort hieven Drehkräne die Stahlträger zu ihrem Bestimmungsort. Als das Skelett um einige Etagen gewachsen ist, platzieren die Bauleiter weitere Kräne in der Höhe, die die Träger etappenweise übernehmen. Der letzte Kran in der Kette schwingt die Stahlteile direkt zu den Arbeitern am höchsten Punkt.

Ein Schauspiel, das immer wieder Hunderte Passanten von unten gebannt verfolgen: Wie Hochseilartisten, ohne jede Sicherung, balancieren die Männer in schwindelnder Höhe über schmale Träger. Gleiten an dünnen Stahlseilen oder frei stehenden Stützen zu tieferen Etagen hinab, schweben an den Kugelgewichten der Kräne furchtlos über dem Abgrund, hocken sich zu einer Zigarettenpause an den Rand des Nichts.

Mit Händen und Füßen bugsieren die Stahlbaumonteur die an den Kränen hängenden Träger in Position. Ein Heizer mit einem tragbaren, koksbetriebenen Ofen schleudert mit seiner Zange einen rot glühenden Nietbolzen in die Luft. Ein Fänger, der zumeist auf der nächsthöheren Etage steht, fischt ihn mit

einer Blechbüchse auf. Zwei weitere Arbeiter versenken den Niet anschließend mit einem Luftdruckhammer im Stahl. Nur 80 Stunden nachdem er den Ofen in Pittsburgh verlassen hat, ist ein Träger im Skelett des Empire State Building befestigt.

Hunderttausende Niete treiben die Männer auf diese Weise in das Stahlskelett. Nach und nach gießen sie die Etagenböden aus Beton, montieren die Metallrahmen der Fenster und die Fassadenteile aus Kalkstein. Bis zu 3000 Arbeiter sind zugleich auf der Baustelle. Zwei stürzen in die Tiefe; vier Männer kommen auf andere Weise zu Tode; eine Passantin stirbt durch ein herabgefallenes Bauteil.

Das Empire State Building wächst im Rekordtempo: pro Woche um vier-einhalb Stockwerke. Im März 1931 ist bereits alles fertig – nach nur 13 Monaten und sogar einige Wochen früher als geplant. Auch die Baukosten haben sich von kalkulierten 43 auf 24,7 Millionen Dollar reduziert. Denn der Lohn ist gesunken in den Zeiten zunehmender Depression und Arbeitslosigkeit.

FREITAG, 1. MAI 1931. Feierliche Eröffnung. Der große Auftritt von Al Smith. Der Ex-Gouverneur hat eine Fliege umgebunden und eine Melone aufgesetzt. Für einen Tag wenigstens soll die düstere Wirtschaftslage vergessen sein und die Tatsache, dass nicht einmal ein Viertel der Büros vermietet ist – halb so viele wie erhofft und wie sonst bei ähnlichen Projekten üblich.

Es ist ein Fest am Abgrund, ein Spektakel mit Blaskapelle und 200 Ehrengästen, das die beginnende Verzweiflung der Verantwortlichen übertönt. Nur Walter Chrysler hat die Einladung ausgeschlagen.

Tausende drängen sich vor dem Gebäude. Eigentlich lautete der Auftrag an die drei Architekten lediglich, ein Maximum an Bürofläche zu schaffen. Doch ihnen ist ein Bauwerk von majestätischer Eleganz gelungen: Nur über fünf Stockwerke erhebt es sich zunächst an der Fifth Avenue, erdrückt den Betrachter nicht, steigt dann über mehrere Rücksprünge immer weiter zu seiner triumphalen Höhe an – die Baugesetze New Yorks schreiben die Formeln genau

vor, nach denen Gebäude nach oben hin immer schmaler konstruiert werden müssen, damit noch Sonnenlicht bis in die Straßenschluchten dringt.

Um 11.15 Uhr bemühen sich zwei Enkelkinder Smiths, ein Band vor dem Eingangsportal zu durchschneiden – ohne Erfolg. Schließlich reißt es ihr Großvater einfach ab. Dann schieben sich die Gäste in die hohe Lobby, bestaunen den spiegelnden Marmor, die geschwungenen, aluminiumglänzenden Brücken zwischen den Halbgeschossen.

Um 11.30 Uhr brennen plötzlich alle Lampen; US-Präsident Herbert Hoover hat sie per Telegraphenleitung aus dem Weißen Haus eingeschaltet. Anschließend komplimentiert Smith die Menge in die Express-Fahrstühle; nicht einmal eine Minute dauert die Fahrt hinauf zur Aussichtsplattform im 86. Stock.

Der Vormittag ist kalt und diesig. Dennoch ist der Blick über die hüfthohe Mauerbrüstung überwältigend. Viele Menschen sind noch nie in einem Flugzeug geflogen, haben ihre Stadt noch nie von oben gesehen. Jetzt schrumpft die Brooklyn Bridge zu einem schmalen Strich in der Ferne, die winzige Freiheitsstatue ist kaum zu erkennen. Alle Perspektiven erscheinen verschoben.

Smith erklärt und gestikuliert, posiert für die Fotografen, gibt der Wochenschau ein Interview; die Bilder laufen später in Kinos im ganzen Land. „Al Smith's Building“ ist ein Weltwunder.

Allein in den ersten vier Tagen fahren 17 000 New Yorker hoch zur Plattform. Bestaunen „der Welt erhabenste“ Teestube mit Soda-Fontäne aus schwarzem Carrara-Marmor. Kaufen im Souvenirladen Postkarten, Briefbeschwerer und Messer mit dem Schriftzug „Empire State Building“.

Nun steht das Haus auch für Mieter offen. Techniker haben 58 Personen-aufzüge installiert und 5000 Telefone angeschlossen. Im Gebäude öffnet ein eigenes Postamt. Ein Ventilationssystem wirbelt jede Minute fast 30 000 Kubikmeter Frischluft in die Räume. Im sechs-

ten Stock wartet ein voll eingerichtetes Musterbüro – hell und leise – auf Interessenten. Doch die kommen nicht.

ES GEBE ZAHLREICHE Anfragen, lässt Smith verbreiten. Aber weiterhin bleibt nur gut ein Viertel des Turms bezogen, obwohl die Mieten in den unteren Stockwerken weitaus günstiger sind als in anderen Gebäuden. Sechs Monate nach Eröffnung ist nur ein einziges Ladengeschäft an der Fifth Avenue vermietet.

Dabei müht sich Smith unentwegt. Bereits für den Bau hat eine PR-Agentur den renommierten Fotografen Lewis Hine engagiert, der die akrobatischen Manöver der Arbeiter festhielt. Smith ließ die Bilder in einem Schaufenster im Erdgeschoss ausstellen. Während das Stahlskelett in die Höhe wuchs, kandelte er unentwegt Fotos und Pressemitteilungen ins Land. Jedes Provinzblatt sollte seine Leser über den Fortgang der Arbeiten auf dem Laufenden halten.

Auch jetzt darf das Empire State Building nicht aus den Nachrichten verschwinden: NBC überträgt live, als ein Orchester die Komposition „Manhattan Skyscraper“ aufführt. Interviewt einen Fensterputzer bei der Arbeit, der auf einem Sims über der Tiefe steht. Ab 1932 wird aus einem Radiostudio im Turm jeden Mittwochabend die Sendung „Manhattan Melodies“ übertragen. Das Management veranstaltet Tanzees im 86. Stock; die New Yorker kommen bei Sonnenuntergang und genießen den Blick über ihre glitzernde Stadt.

Jedes gekrönte Haupt bittet Alfred Smith auf den Turm, jeden Staatenlenker und jeden halbwegs Prominenten. Er eskortiert Winston Churchill in die Höhe und den König von Siam, den Boxer Max Schmeling und Miss Texas.

Für keinen Marketing-Gag ist sich der ehemalige Präsidentschaftskandidat zu schade: Mit dem angeblichen Hauptlingssohn Sitting Bull junior, der gerade



Am 1. Mai 1931 wird der Wolkenkratzer in der Lobby feierlich eröffnet. Doch nur zwei Jahre später droht dem »Empty State Building« der Bankrott: Alfred E. Smith (M.), dem Präsidenten der Baugesellschaft, gelingt es nicht, Mieter zu gewinnen

mit einem Zirkus durch die USA tourt, tauscht Smith auf der Aussichtsplattform den Kopfschmuck – Melone gegen Indianerfedern.

1933 hilft sogar Hollywood. In der dramatischen Schlusszene von „King Kong“ erklimmt der Riesenaffe mit der „weißen Frau“ in der Faust die oberste Spitze des Empire State Building, ehe Jagdflugzeuge ihn mit Maschinengewehren zur Strecke bringen. Nach der Premiere des Films 1933 stürmen besonders viele Besucher auf den Wolkenkratzer. Allerdings weigert sich die Hauptdarstellerin Fay Wray, für ein Foto hinaufzufahren – sie habe Höhenangst.

Doch alle zusätzlichen Aussichtsbesucher trösten nicht darüber hinweg, dass in der andauernden Depression die Mieter ausbleiben. Für Smith wird der Job allmählich zur Bürde.

1933 reist er nach Washington, zu seinem Parteifreund Franklin D. Roosevelt. Smith will erreichen, dass staatliche Institutionen in das Gebäude ziehen – hofft insgeheim vielleicht auch auf einen Kabinettsposten für sich selbst.

Vergebens. Der neue US-Präsident gewährt ihm zwar ein Gespräch, aber bleibt völlig unverbindlich.

Und so schreibt das Hochhaus Jahr für Jahr weitere Verluste. Die Investoren können nicht einmal mehr die vereinbarten Zinsen des Kredits zahlen – sie gehen nur deshalb nicht bankrott, weil der Gläubiger das Gebäude nicht selbst übernehmen will und auf bessere Zeiten hofft.

ERST NACH MEHR ALS einem Jahrzehnt verzweifelter Bemühungen erlebt Smith doch noch, wie sich der Turm füllt. In den 1940er Jahren erholt sich endlich der Immobilienmarkt – auch ausgelöst durch den Zweiten Weltkrieg, denn Rüstungsaufträge kurbeln die US-Wirtschaft an.

Zudem ziehen nun doch staatliche Organisationen in den Wolkenkratzer. 1942 mietet eine Abteilung der Preiskontrollbehörde gleich fünf Etagen. Ebenso ein Spirituosenfabrikant mit 800 Mitarbeitern.

Nach und nach kommt so Leben in das Haus. Nun aber bleibt es nachts vom 15. Stockwerk aufwärts verdunkelt, wie alle anderen Wolkenkratzer New Yorks. Auch die Illumination der Turmspitze wird ausgeschaltet. Denn die Silhouetten im Hafen vorbeifahrender Schiffe sollen sich nicht gegen den Lichterglanz der Stadt abzeichnen. So sind sie besser vor deutschen U-Booten geschützt.

Als Alfred E. Smith am 4. Oktober 1944 mit 70 Jahren stirbt, ist das Gebäude zu 85 Prozent vermietet. Endlich wirft es Profit ab – und erfüllt damit seinen eigentlichen Zweck: wirtschaftliche Rendite.

In ihrem jahrelangen Ringen darum haben die Erbauer durch ihre unzähligen PR-Aktionen zudem noch etwas anderes erschaffen: ein Wahrzeichen der Moderne.

Das Empire State Building ist tatsächlich, wie es der Aufsteiger, gescheiterte Präsidentschaftskandidat, kaltgestellte Politiker und geniale Vermarkter Alfred Smith einst erhofft hat, zum berühmtesten Wolkenkratzer des 20. Jahrhunderts geworden. □

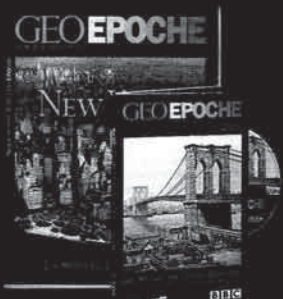
Literatur: John Tauranac, „The Empire State Building. The Making of a Landmark“, St. Martin's; eines der besten Bücher über das Hochhaus und seinen Bau, zugleich eine kleine Geschichte der Wolkenkratzer: Robert A. Slattery, „Empire Statesman. The Rise and Redemption of Al Smith“, The Free Press; ausgezeichnete Biografie mit Schwerpunkt auf Smiths politischer Karriere.

Rucksack »Orinoco«

Platz für alles: 4 Fächer, Organizerfunktion und gepolsterte Schultergurte. Aus robustem 600D + 450D Nylon. Maße: ca. 26x16x48 cm.



Gratis



GEO EPOCHE ist das Geschichtsmagazin von GEO. 6x im Jahr.

Ihr GEO-Wunschtitel + Geschenk – jetzt frei Haus mit bis zu 14% Ersparnis lesen!



GEO berichtet in exklusiven und aktuellen Reportagen über die wichtigen Themen unserer Zeit. 12x im Jahr.



GEO WISSEN zu lesen heißt, die Welt besser zu verstehen. Mit den neuesten Erkenntnissen aus Wissenschaft + Gesellschaft. 2x im Jahr.



GEO SAISON zeigt die schönsten Reiseziele rund um den Globus. 12x im Jahr.



GEO Special berichtet jeweils über ein Land, eine Region oder eine Stadt. 6x im Jahr.



GEO lino ist das Erlebnisheft für Kinder von 8 bis 14 Jahren. 12x im Jahr.



GEO kompakt ist monothematisch und widmet sich den großen Fragen der Allgemeinbildung in außergewöhnlicher visueller Opulenz. 4x im Jahr.

☒ Ja, ich bestelle die unten angekreuzten Zeitschriften und nutze alle meine Vorteile:

- Ich spare bis zu 14%!
- Ich erhalte den Rucksack »Orinoco« gratis!
- Ich erhalte alle Hefte frei Haus!
- Nach der Bezugsdauer kann ich jederzeit kündigen!
- Geld-zurück-Garantie für zu viel bezahlte Hefte!

GEO EPOCHE (6 Hefte) für mich, Bestell-Nr. ☐ 600215, als Geschenk ☐ 600216
Erscheint 6x jährlich zum Preis von zzt. € 7,50 (D)/€ 8,15 (A) pro Heft.
GEO EPOCHE mit DVD für mich, Bestell-Nr. ☐ 600221, als Geschenk ☐ 600222
Erscheint 6x jährlich zum Preis von zzt. € 13,30 (D)/€ 14,30 (A) pro Heft.

GEO (12 Hefte) für mich, Bestell-Nr. ☐ 600251, als Geschenk ☐ 600252
Erscheint 12x jährlich zum Preis von zzt. € 5,30 (D)/€ 6,- (A) pro Heft.

GEO WISSEN (4 Hefte) für mich, Bestell-Nr. ☐ 600259, als Geschenk ☐ 600260
Erscheint 2x jährlich zum Preis von zzt. € 7,50 (D)/€ 8,15 (A) pro Heft.

GEO SAISON (12 Hefte) für mich, Bestell-Nr. ☐ 600253, als Geschenk ☐ 600254
Erscheint 12x jährlich zum Preis von zzt. € 4,20 (D)/€ 4,90 (A) pro Heft.

GEO Special (6 Hefte) für mich, Bestell-Nr. ☐ 600255, als Geschenk ☐ 600256
Erscheint 6x jährlich zum Preis von zzt. € 6,95 (D)/€ 8,10 (A) pro Heft.

GEO lino (12 Hefte) für mich, Bestell-Nr. ☐ 600261, als Geschenk ☐ 600262
Erscheint 12x jährlich zum Preis von zzt. € 2,75 (D)/€ 3,05 (A) pro Heft.

GEO kompakt (4 Hefte) für mich, Bestell-Nr. ☐ 600257, als Geschenk ☐ 600258
Erscheint 4x jährlich zum Preis von zzt. € 7,25 (D)/€ 8,15 (A) pro Heft.

Die Preise gelten in Deutschland und Österreich. Auslandspreise auf Anfrage.

Meine Adresse: (Bitte auf jedem Fall ausfüllen.)

Name, Vorname: _____
Straße/Nr.: _____ Geburtsdatum: 19____
PLZ: _____ Wohnort: _____
Telefon-Nr.: _____ E-Mail-Adresse: _____
Ich zahle bequem per Bankeinzug.
Bankleitzahl: _____ Kontonummer: _____

Anschrift des Geschenkeempfängers: (Nur ausfüllen, wenn Sie einen GEO-Titel verschenken möchten.)

Name, Vorname: _____
Straße/Nr.: _____ Geburtsdatum: 19____
PLZ: _____ Wohnort: _____
Dauer der Geschenklieferung:
☐ unbefristet (mindestens 1 Jahr**) ☐ 1 Jahr** **GEO WISSEN 2 Jahre.

☐ Ja, ich bin damit einverstanden, dass GEO und Gruner+Jahr mich künftig per Telefon oder E-Mail über interessante Angebote informieren.

Widerrufsrecht: Die Bestellung kann ich innerhalb der folgenden zwei Wochen ohne Begründung GEO EPOCHE, Kunden-Service, 20080 Hamburg, in Textform (z.B. Brief oder E-Mail) oder durch Rücksendung der Zeitschrift widerrufen. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

Datum: _____ Unterschrift: _____

Vorteilscoupon einsenden an:
GEO EPOCHE, Kunden-Service, 20080 Hamburg

Oder anrufen unter: 01805/861 80 00*

Einfach per E-Mail: GeoEpoche-Service@guj.de

In Österreich per Tel.: 0820/00 10 85

E-Mail: Geo-Epoche@abo-service.at

In der Schweiz per Tel.: 041/329 22 20

E-Mail: Geo-Epoche@leserservice.ch

GEO EPOCHE erscheint im Verlag Gruner+Jahr AG & Co KG, Dr. Gerd Brüne, Am Baumwall 11, 20469 Hamburg, AG Hamburg, HRA 102257.
Vertrieb: DPV Deutscher Pressevertrieb GmbH, Dr. Olaf Conrad, Dösterstr. 1, 20095 Hamburg, HRA 06.750.

Die KLEINE BLUME und der Neuanfang

1934 tritt Fiorello »Little Flower« La Guardia sein Amt als Bürgermeister der verarmten Metropole an. Binnen weniger Jahre zerschlägt er die vorherrschende, jeden Fortschritt lähmende Günstlingswirtschaft, revolutioniert den Verkehr, schafft Wohnungen für die Armen – und verwandelt New York in eine bürgerfreundlichere Stadt

VON MARTIN PAETSCH

Zwischen den Männern, die sich am Neujahrstag 1934 im Haus eines Richters an der East 63rd Street versammeln, sticht einer heraus – als Einziger trägt er keinen Frack, sondern einen Straßenanzug. Auch sonst ist er keine würdevolle Erscheinung: nicht einmal 1,60 Meter groß, tonnenförmiger Körper, voluminöser Kopf und Fiselstimme.

Doch das trägt: Der 51-jährige Fiorello La Guardia, der an diesem Tag in den frühen Morgenstunden den Eid als neuer Bürgermeister ablegt, wird die Stadt länger als jeder seiner Vorgänger regieren – und als einer der beliebtesten Amtsinhaber in ihre Geschichte eingehen. Es wird ihm gelingen, eine der tiefsten Krisen New Yorks als Chance zu nutzen. Und aus dem urbanen Monstrum des frühen 20. Jahrhunderts eine menschenfreundlichere, modernere Metropole zu formen.

Ausgelaugt, heruntergewirtschaftet – das ist New York, als der Republikaner La Guardia sein Amt übernimmt. Jahrzehntelang haben die Hintermänner der demokratischen Parteimaschine »Tammany Hall« (siehe Seite 76) die Metropole fast ununterbrochen beherrscht. New Yorks Verwaltung ist korrupt, die Infrastruktur veraltet, die Stadt zahlungsunfähig. Verbrecherbanden, während der Prohibition mit illegalem Alkoholhandel reich geworden und von käuflichen Polizisten geschützt, kontrollieren ganze Bezirke.

Die wirtschaftliche Depression der 1930er Jahre hat New York besonders hart getroffen: Mehr als 400 000 Familien hungern und sind auf staatliche Hilfe angewiesen. Ein Drittel der Bevölkerung lebt in Armensiedlungen, darunter viele italienische und jüdische Einwanderer. Sie werden von dem in Tammany Hall organisierten, irischstämmigen Establishment meist nur verachtet.

La Guardia, Sohn einer jüdischen Mutter und eines italienischen Vaters, wächst selbst als Außenseiter auf. In Abendkursen studiert er Jura, arbeitet tagsüber als Dolmetscher auf der Einwandererinsel Ellis Island: Neben Italienisch beherrscht er Deutsch, Ungarisch, Kroatisch und Jiddisch.

1916 wird er als erster Italoamerikaner in den US-Kongress gewählt. Schnell macht er sich dort einen Ruf als progressiver Politiker: In Redeschlachten attackiert er Rassenisten, Wirtschaftsbosse und andere »Hurensöhne«. Fordert Reformen, propagiert einen Wohlfahrtsstaat, der Freiheiten der Unternehmer beschneidet und die Armen versorgt.

Als der Demokrat Franklin D. Roosevelt 1933 nach einem Erdrutschsieg ins Weiße Haus einzieht, verliert La Guardia seinen Sitz im Kongress. Kurz darauf kandidiert er für den Posten des New Yorker Bürgermeisters – und wird gewählt.

Am ersten Arbeitstag nach seiner Vereidigung verlässt La Guardia um 8.30 Uhr seine kleine Wohnung in East Harlem, in der er mit seiner Frau Marie und zwei Adoptivkindern lebt, fährt zum Polizeipräsidium und ernennt einen als ehrlich bekannten Beamten zum Chefinspektor. Den versammelten Polizisten ruft er zu: »Werft die Verbrecher aus der Stadt oder verschwindet selbst.«

Bereits in den ersten Monaten streicht La Guardia Hunderte von hochbezahlten, durch die demokratische Günstlingswirtschaft entstandenen Verwaltungsposten. Bis zu vier Stenographen gleichzeitig sind damit beschäftigt, seine Diktate aufzunehmen. Mitunter arbeitet er 18 Stunden am Tag. Seinen Dienstwagen hat er in ein mobiles Büro mit Funkgerät und Klappptisch umbauen lassen.

»Little Flower«, wie ihn die New Yorker bald liebevoll nach seinem italienischen Vornamen nennen, scheint allgegenwärtig: Er zer-



Der Bürgermeister arbeitet täglich bis zu 18 Stunden, sonntags inspiziert er die Stadt: in seinem Dienstwagen, der ihm mit Klappptisch und Funkgerät als mobiles Büro dient

trümmert eigenhändig beschlagnahmte Spielautomaten. Packt bei Rettungsarbeiten mit an, vermittelt persönlich bei Arbeitskämpfen.

Es gelingt ihm, Roosevelt dazu zu bewegen, Milliarden an Geldern in New York zu investieren: Der Präsident sieht in der Metropole ein ideales Experimentierfeld für sein wirtschaftliches Aufschwungprogramm; Tausende staatlich geförderter Sozialwohnungen entstehen.

La Guardia lässt drei private U-Bahn-Netze aufkaufen und zu einem städtischen Transportunternehmen zusammenschließen. Mit dem „New York City Center of Music and Drama“ eröffnet er ein Veranstaltungszentrum, dessen Eintrittspreise auch für die ärmeren New Yorker erschwinglich sind.

An Sonntagen lässt sich der Bürgermeister durch die Stadt fahren, um Inspiration für die urbane Erneuerung zu schöpfen. „Ich komme mir vor wie ein Maler oder ein Bildhauer“, sagt er. „Ich habe New York vor Augen, wie es sein sollte und sein kann.“

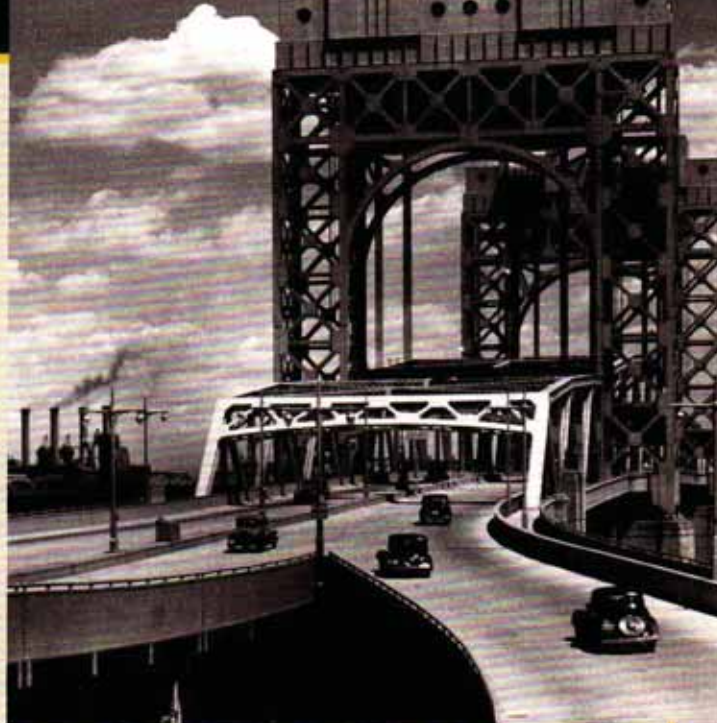
Und er hat einen kongenialen Partner: Robert Moses, ein begnadeter Stadtplaner, der sich durch den Bau von Parkanlagen im Bundesstaat New York einen Namen gemacht hat. La Guardia überträgt ihm die Leitung der aus fünf zuvor unabhängigen Ämtern zusammengeschlossenen Stadtplanungsbehörde. Das hitzige Stadtoberhaupt und der machthungrige Baumeister können sich zwar persönlich kaum ausstehen, doch gemeinsam verändern die beiden Macher die Stadt.

Moses holt die begabtesten Architekten und Ingenieure in sein Team. Innerhalb kürzester Zeit sanieren seine Arbeiterkolonnen die verwahrlosten Grünanlagen, legen neue an. Mit weitreichenden Vollmachten versehen, errichtet La Guardias Chefplaner Parks und Alleen, baut Schwimmbäder, Baseballfelder und andere Sportanlagen, verdreifacht in wenigen Jahren die Zahl der Spielplätze.

Zudem schafft er leistungsfähige Straßen für den wachsenden Verkehr. Systematisch treibt er ein Netz von Highways durch die Stadt. Ganze Viertel müssen seinen Projekten weichen, doch es entstehen auch Zehntausende neuer Jobs.

Seine Vision vom Städtebau kann La Guardia 1939 einem internationalen Publikum präsentieren: New York ist Gastgeber der Weltausstellung. Unter dem Motto „Building the World of Tomorrow“ beschwört die Stadt ihren eigenen Aufschwung. Auf einer ehemaligen Müllkippe in Queens entsteht für die insgesamt 45 Millionen Besucher ein gigantisches Gelände mit futuristischen Pavillons, Grünflächen, künstlichen Seen. Neue Zufahrtsstraßen und Brücken verbinden das Areal mit der übrigen Stadt.

Und ein halbes Jahr nach Eröffnung können die Gäste auch direkt mit dem Flugzeug anreisen: New Yorks erster Verkehrsflughafen, Ende 1939 im Norden von Queens eingeweiht, ist bald mit 200 Flügen pro Tag der betriebsamste der Welt. Benannt wird er nach seinem engagiertesten Fürsprecher: „LaGuardia Airport“.



La Guardia **rüstet** New York für den modernen Verkehr. Eine neue Behörde lässt Highways und Brücken bauen, wie die 1936 eröffnete Triborough Bridge zwischen Manhattan, der Bronx und Queens

Zweimal wird „Little Flower“ wiedergewählt. Für eine vierte Amtszeit tritt La Guardia 1945 nicht mehr an – er will den Posten für andere freimachen, zudem ist seine Popularität in Umfragen gesunken.

Wenige Monate vor dem Ende seiner Zeit als Bürgermeister aber hat La Guardia einen Auftritt, der vielen New Yorkern zeitlebens in Erinnerung bleiben wird: Als die Zeitungslieferanten streiken, trägt er die sonst jeden Sonntag in den Zeitungen erscheinenden Comics im Radio vor, um die jugendliche Leserschaft auf dem Laufenden zu halten.

La Guardia hat in zwölf Jahren im Amt vollbracht, was kaum jemand für möglich gehalten hatte. Allerdings hinterlässt er Schulden. Und der Unterhalt für die vielen neuen Einrichtungen ist teuer, die Bürokratie noch angewachsen.

Bald nachdem er auf eine weitere Kandidatur verzichtet hat, beginnen ihn „höllische Schmerzen“ zu plagen. Dennoch hetzt er weiter von Termin zu Termin, reist nun als Generaldirektor des UN-Flüchtlingswerks durch das vom Krieg verwüstete Europa, kommentiert in Radioshows das Tagesgeschehen – bis er kollabiert. Am 20. September 1947 stirbt La Guardia 64-jährig an Bauchspeicheldrüsenkrebs.

Am Tag darauf versammeln sich 45 000 Menschen vor der Kathedrale St. John the Divine in Manhattan, um Abschied zu nehmen. Unter den Trauernden sind Straßenreiner und Showgirls, Taxifahrer und Hausfrauen: jene einfachen Menschen, für die sich der kleine Bürgermeister immer stark gemacht hatte. □

Das ZENTRUM der Welt

1945 feiert New York das Ende des Zweiten Weltkriegs und seinen Status als Kapitale des Planeten: Bald werden hier die Vereinten Nationen tagen, die Wall Street dominiert das globale Finanzwesen, die Stadt ist das ökonomische Zentrum der Supermacht USA. Eine Zeit der Triumphe – und ein Höhepunkt in der Karriere der Metropole

VON JAN MORRIS



Am frühen Nachmittag des 20. Juni 1945 tauchte der grau gestrichene britische Ozeanriese „Queen Mary“, 81 235 Bruttoregistertonnen, aus dem Dunst an den Narrows auf, der Zufahrt zum New Yorker Hafen. Das Schiff war das zweitgrößte der Welt und wahrscheinlich das berühmteste, und es brachte 14 526 GIs, die gerade geholfen hatten, den Krieg gegen Nazi-Deutschland zu gewinnen, heim in die Vereinigten Staaten – das erste große Kontingent, das von dem bedeutenden Sieg zurückkehrte.

Als der Dampfer sich langsam seinem Ziel näherte, hallte der volle Klang seines Nebelhorns, zwei Oktaven unter dem Kammerton *a*, triumphierend nach Brooklyn hinüber, an die Ufer New Jerseys und zu den Wolkenkratzern voraus.

Die „Queen Mary“ wurde begrüßt als ein Vorbote großartiger Zeiten. Am Himmel flog ein Zeppelin der US Navy. Dem Dampfer folgten zwei Motoryachten voller Mädchen; auf einer musizierte eine Band des Women Air Corps, und die Mädchen an Deck, Blumen in den Haaren, tanzten unter den Pfiffen und anzüglichen Rufen der Soldaten, die sich hoch oben an der Reling, an jeder Luke des Dampfers drängten.

Während die „Queen Mary“ der Stadt entgegenglitt, über ihren Schornsteinen nur eine feine Dampffahne, empfingen sie Flottillen kleinerer Schiffe, die den Rumpf des Liners umfuhren, ihm manchmal hastig auswichen, darunter Schlepper, Frachter, Fähren, Schlamm bargen, Barkassen und Schuten – sowie das Feuerschiff „Firefighter“, das stärkste der Welt, das seine Wasserkanonen speien ließ.

Überall am Ufer, auf jedem Anleger, an jedem Aussichtspunkt winkten Menschen; Hunderte Autos verstopften Uferstraßen; vorbeiziehende Fähren neigten sich unter dem Gewicht jubelnder Passagiere nach Back- oder Steuerbord.

Auf den Decks der „Queen Mary“ sangen und schrien mehr als 14 000 Mann, winkten in alle Richtungen, hielten Schilder in die Luft („We Made It Mom“), ließen aufgeblasene Kondome fliegen, piffen den Musikerinnen zu, bliesen Trompeten, tauschten Witzeleien aus, standen in sich versunken da oder schwenkten, wie im Fall eines weiblichen Sanitätsleutnants, ein schwarzes Spitzenhöschen aus einem Bullauge.

Hundert Schiffssirenen gellten, brüllten oder brummt über die Bucht. Eine halbe Million Hände winkten. Fünf Anlegeschlepper bahnten sich längsseits ihren Weg. Der „Firefighter“ ließ seine Fontänen ergießen – 75 000 Liter pro Minute.

Vor dem Bug waren schon, schimmernd in der Sonne, die Türme zu erkennen, zusammengedrängt auf einer schmalen Insel. Für die Soldaten waren diese Türme ein Versprechen von Heimat und Glück. Unberührt von dem Krieg, den die Männer hinter sich hatten, standen sie da, metallbeschlagen, stahlgerippt, glasummantelt, kolossal und romantisch – Verkörperungen von all dem, was Amerika in einer Welt von Verlust und Zerstörung repräsentierte.

Unzählige Handelsschiffe lagen an den 103 Piers der Insel. Dampfwolken stiegen zwischen den Häusern empor. In jeder Querstraße, die der Liner auf seinem Weg den Hudson hinauf passierte, war dichter Verkehr zu erkennen: glänzend, leuchtend bunt, dynamisch – ganz anders als auf den ausgestorbenen Straßen Europas.

Überall wehten Fahnen. Fenster blinkten. Ein tiefes, allumfassendes Dröhnen, der Klang der Stadt, lag unter den lärmenden Schiffsirenen. „Willkommen daheim“, verkündete ein gigantischer Schriftzug, den jemand auf einen Öltank gepinselt hatte. „Willkommen daheim“, verkündete ein Banner, das an einem Ausflugsdampfer hing. „Willkommen daheim“, schrien die Kapitäne der Schlepper durch ihre Megafone.

Gegen Abend wurde die „Queen Mary“ an Pier 90 an der West Side verholt, und die Soldaten an der Reling buhten aufgekratzt die Militärpolizisten aus, die sich an Land zum



Im Juni 1945 kommt die »Queen Mary«, umgerüstet zum Truppentransporter, nach Manhattan. Hunderttausende begrüßen die heimkehrenden Soldaten und feiern das Ende des Krieges in Europa

Empfang aufgereiht hatten. Auch Frauen vom Roten Kreuz waren da, mit Klappstischen, auf denen 35 000 Milchtüten lagen, die die National Dairy Products Corporation gespendet hatte. Daneben warteten städtische Honoratioren mit Blumen im Knopfloch. Hohe Militärs mit glänzenden Orden. Und Schwärme von Fotografen mit weickrepigen Filzhüten.

Langsam, ganz langsam legte der Dampfer schließlich an. „Hey“, rief ein GI den wartenden Journalisten zu, „welche Stadt ist das hier?“

ES WAR MANHATTAN, DIE INSEL im Herzen New Yorks. Ihr ungefähres Zentrum, in der Mitte des Central Park, lag auf 40° 46' 56" nördlicher Breite und 73° 57' 57" westlicher Länge. Sie war die Stadt aller Städte. Und sie durchlebte einen Höhepunkt ihrer Geschichte.

Auch wenn es noch zwei Monate dauern würde bis zum Sieg über Japan und dem wirklichen Ende des Zweiten Weltkriegs, war Manhattan sich bereits jetzt bewusst, dass es einer grandiosen Erfüllung zustrebte. Dieser Ort war nicht nur dazu bestimmt, in den Jahren nach dem Krieg die bedeutendste, die paradigmatische amerikanische Stadt zu sein. Vielmehr deutete alles darauf hin, dass New York auch die bedeutendste Metropole der westlichen Welt, ja der ganzen Erde werden würde. Die Stadt sah sich im Jahre 1945 als Symbol einer Nation, „für die nichts unmöglich ist“ – so stand es zumindest in einer Werbebroschüre der Bankers Trust Company.

Und tatsächlich spürte jeder, der in den Monaten danach hierher kam, jene alles durchdringende Überzeugung, dass es nichts gab, was das Potenzial der Stadt überforderte. Diese kleine Insel – 56 Quadratkilometer groß, 20 Kilometer lang und bis zu 3,8 Kilometer breit, ihr höchster Punkt 81 Meter über dem Meer, ihre Bevölkerung 1,9 Millionen –, diese dicht besiedelte Insel war der Kopf, das Hirn, die Essenz Amerikas.

Und die Idee von Amerika war in jener Zeit allmächtig.

Die Skyline von Manhattan schimmerte in der Fantasie aller Nationen. Und überall träumten Menschen davon, eines Tages an seinen legendären Ufern zu landen – dort wo die Schiffshörner unentwegt riefen, die gleißenden Lichter ewig schienen und schwarze Spitzenhöschen, einem Sinnbild gleich, aus Bullaugen baumelten.

Manhattans Gleißern, sein Optimismus war wie ein Stärkungsmittel für die Seele einer verkehrten Welt. Sein Reichtum, von weniger wohlhabenden

Gesellschaften auf der Welt mit ebenso viel Bewunderung wie Neid betrachtet, schien zu demonstrieren, dass jedes Volk reich werden könnte. Auf Magazinfotos, auf Reklamezetteln, als Kulisse von Hollywood-Musicals war Manhattan ganz Prahlerei, ganz Rhythmus, ganz gutartiges Blendwerk, ganz Frank Sinatra und Betty Grable, das Pin-up-Girl. Manhattan war auf magische Weise verdichtete Gegenwart. Und war zugleich auch die Zukunft, noch ehe sie eintrat.

Wo sonst kamen Geschäftsleute mit dem Wasserflugzeug oder dem Schnellboot zur Arbeit? Wo sonst schauten Sicherheitsleute durch Röntgenspiegel, ließen Sekretärinnen die Post durch 250 Meter lange Schächte fallen, die mit Eis gekühlt wurden, damit sich die Briefe nicht entzündeten? Wo sonst konnte man sich 1945 von einer vollautomatischen Maschine fotografieren lassen (dem „Photomaton“) oder im 50. Stock eines Wolkenkratzers ins Kino gehen?

Im Büro der Western Union an der Hudson Street war es möglich, ein „Facsimile-gram“ zu verschicken: ein Telegramm, das in der eigenen Handschrift übermittelt wurde. In „Keen's Chophouse“, einem Restaurant an der West 36th Street, konn-

ten die Gäste farbige Stereoskop-Bilder der angebotenen Spezialitäten begutachten, ehe sie ihr Dinner bestellten. Im RCA-Gebäude ließ eine mit Silber überzogene Holz-Nachtigall aufgenommenen Vogelgesang erklingen. Und als General Eisenhower im Sommer 1945 seine Siegesrede vor dem Rathaus hielt, maß ein „Noise-Meter“ von General Electric den Applaus: ein Tosen von „3000 Donnerschlägen zugleich“.

Um den Times Square Tower lief unermüdlich das „Motogram“, das Buchstabe für Buchstabe die Nachrichten des Tages in Tausenden elektrischen Lampen aufleuchten ließ (es funktionierte mithilfe von anderthalb Meter hohen Lettern, die an unter Spannung stehenden Drahtbündeln vorbeigezogen wurden).

Die Anlage war 1928 konstruiert worden, und seither hatten Edward Lindner und James Torpey die elektrische Textanzeige hoch oben bedient, in jeder Nacht des Jahres zwischen Dämmerung und Mitternacht, nur nicht während der Verdunklung im Krieg. Die beiden waren so geschickt beim Einsetzen der Lettern in das mechanische Band, dass sie eine Nachricht nur drei Minuten, nachdem sie im Redaktionsbüro der „New York Times“ auf der anderen Straßenseite eingetroffen war, in Leuchtschrift umgewandelt hatten.

Hätte man ein einzelnes Symbol für Manhattans Zukunft benennen wollen, das Motogram wäre passend gewesen: Es war unaufhaltsam, immer in Bewegung und unendlich kommunikativ.

Denn Manhattan war aus Worten, Botschaften, Themen, Zitaten, Slogans, Logos, Gerüchten, Behauptungen, Gegenargumenten, Bestätigungen, Nachforschungen, Meldungen, Aufzählungen, Beschimpfungen, Lügen, Fakten und Bildern gemacht – vor allem Bildern, echten und falschen. Zehn große Tageszeitungen wurden auf der Insel publiziert sowie zahlreiche in anderen Sprachen. Dazu Hunderte von Wochenzeitungen, Monatsmagazinen oder vierteljährlich erscheinenden Blättern. Es gab 350 Verleger, 70 Literaturagenten und 40 Buchclubs. Die Stadt war reich an Schriftstellern und Redakteuren – am reichsten aber an Werbefachleuten.

Auch die Broschüre des Bankers Trust war voller wegweisender Projekte. Die New Yorker, gaben die Autoren zu, seien keine Übermenschen, sondern normale Leute, die versuchten, anständig und auf amerikanische Weise ihre Arbeit zu erledigen. Dennoch war der Text durch und durch selbstbewusst.

„New York macht ernst“, lautete die Überschrift des ersten Kapitels, und auf teurem Papier war darunter zu lesen, was demnächst alles in der Stadt entstehen würde: gigantische Wohnungsbauprojekte, der größte Busbahnhof der Welt, ein Flughafen, achtmal so groß wie der schon existierende, ein riesiges Sportzentrum, exzellente Museen, große Hotels, verschwenderische Nachtclubs, Wolkenkratzer mit noch mehr Büros, Kaufhäuser, Dutzende von neuen Schulen, moderne Krankenhäuser, Straßen, Tunnel, Kaianlagen, Parks, Märkte,

Lkw-Terminals, Telefonsysteme, Radio- und Fernsehsendeanlagen, ein wunderschönes Verwaltungszentrum.

In den nächsten aufregenden Jahren würde die Stadt für ihre Bauprojekte, so die Voraussage der Bankers-Trust-Broschüre, rund 350 000 Kubikmeter Bauholz brauchen, vier Millionen Tonnen Zement, 440 Millionen Backsteine, 1,2 Millionen Tonnen Stahl und 263 573 Türen sowie Asphalt für 973 921 Quadratmeter Fläche – für die Straßen, auf denen bald eine Million neue Autos fahren würden.

Und all das war nach Ansicht der Bankers-Trust-Werber mehr als bloße Spekulation. Es gab keinen Zweifel: „New York hat sich entschieden. New York wird nicht warten.“

ÜBERALL IN DER STADT hingen die Ankündigungen kommender Boomzeiten, verbreitet von New Yorks einzigartiger Werbeindustrie. Eine Million neue Autos? Die Händler waren vorbereitet: „Die Neuigkeiten über den Ford Mercury sind fantastisch. Das Auto wird groß sein, robust und begierig auf Action. Hohe Beschleunigung und gutes Fahrverhalten.“

Ein neuer Flughafen? „Sie müssen nicht mehr auf bessere Privatflugzeuge warten – es gibt sie schon: die Nachkriegsversion der Ercope, die garantiert trudelsichere Maschine.“

440 Millionen Backsteine zu transportieren? 1,2 Millionen Tonnen Stahl? Keine Sorge: „Die Erie-Eisenbahn steht bereit.“

Nach Ansicht des Direktors der Behörde für Mobilisierung und Demobilisierung, der vor Kurzem dem US-Präsidenten und dem Kongress von den wirtschaftlichen Aussichten berichtet hatte, standen die Amerikaner vor einer höchst angenehmen Herausforderung: Sie müssten sich darauf einstellen, um 50 Prozent besser zu leben als jemals zuvor.

Der Krieg hatte Amerika reich gemacht. In den vergangenen zwei Jahren hatten Durchschnittsbürger ein Viertel ihrer Einkommen sparen können. Im Juni 1945 lag das Barvermögen der Amerikaner bei 140 Milliarden Dollar: eine Summe, dreimal so groß wie das gesamte Sozialprodukt von 1932. Alles in allem konnten nun 250 Milliarden Dollar für Konsumgüter ausgegeben werden.

Zugleich hatten die Teilnehmer der Finanzkonferenz von Bretton Woods den US-Dollar zur Leitwährung der Nachkriegswelt erklärt. Amerika entwickelte atemberaubende Stärke, und als Folge ließ New York endgültig eine provinzielle, zuweilen engstirnige Urbanität zurück und reifte zu wahren, wenn auch leicht größenwahnsinnigem Metropolitentum. Das alte Stadtgeprähle, „die größte und beste der Nation“, wich nun immer häufiger der Formulierung: „die größte und beste der Welt“. Längst behaupteten Lobbyisten, Manhattan sei der einzig logische Sitz für eine neue globale Organisation wie die Vereinten Nationen.

Das ramponierte und verarmte London, das gedemütigte Paris, das zertrümmerte Berlin, das in Verruf geratene Rom – die alten Hauptstädte, denen gegenüber die Amerikaner vor dem Krieg so oft unterschwellige Minderwertigkeitsgefühle entwickelt hatten, wirkten nun schlaff neben diesem Wunderkind des Westens.

Es war, als ob eine machtvolle Symbolik von der Physis, der Präsenz, der Aura des Ortes ausging. Manhattan war sein eigenes perfektes Emblem: unverwechselbar, unvergesslich und, wie es sich die Werbeagenturen an der Madison Avenue nicht besser wünschen konnten, ungemein verführerisch. Ein Symbol für die Hoffnungen der Menschheit.

Das Musical „On the Town“ schien das Motto jener Tage zu liefern: „Was für ein Glück, ich zu sein“, verkündete ein Song euphorisch, „ich könnte laut lachen!“

NEW YORK WAREIN WECHSELSPIEL aus Licht und Dunkel: die Schatten der Wolkenkratzer schräg über den Avenues, die Querstraßen ins Schwarz getaucht; das Flackern von Brückenbalken auf vorbeifahrenden Autos; das Muster der Feuerleitern auf den Hausfassaden; die Silhouetten der Bäume im Park; die tiefe Düsternis unter den Gleisen der Hochbahn, durchbrochen von dem Licht, das durch die Eisenkonstruktion fiel.

An dem hellen Sommertag, als die „Queen Mary“ einlief, schien sich die Skyline von Manhattan gegen das Blau des Himmels wie eine riesige gezackte Palisade abzuheben – während im Winter, wenn die Spitzen der Hochhäuser manchmal

in den Wolken verschwanden, die unteren Stockwerke an gigantische Stämme erinnerten und sich das Leben der Stadt dann in einem überdimensionierten Wald abzuspielen schien.

Die ganze Architektur wirkte wie in erstarrter Bewegung: Die Bauwerke sahen nicht so aus, als seien sie errichtet worden, um still zu stehen. Und Künstler, die Manhattan in dieser Zeit malten, stellten die Stadt dynamisch dar, die Wolkenkratzer wie auf dem Sprung, die Brücken gespannt vor Energie.

Für viele gehörte auch das gezeitengleiche Kommen und Gehen der Pendler zu den Reizen Manhattans – dieses ständige Ein- und Ausatmen, wie bei einer riesenhaften Lunge.

Autokarawanen brachten die Pendler herüber, Fährschiffe und endlose Prozessionen aus Eisenbahnzügen, Bussen, Straßenbahnen, Schnellbooten. Die Menschen landeten mit Wasserflugzeugen an einer von vier Stationen oder liefen einfach zu Fuß über die Gehwege der East-River-Brücken, die vom Verkehr vibrierten, wenn der Tag anbrach. 20 Brücken, 18 Tunnel, 17 regelmäßige Fähren machten diese tägliche Wanderung möglich, und sie war anders als alles vergleichbare Treiben auf der Welt – denn welche zweite große Metropole war so dicht auf ein paar Quadratkilometer Insel gezwängt?

Manhattan, das war schon immer Dynamik gewesen, aber nun waren sein Fließen, seine Energie und Offenheit – seine Elastizität, wie Charles Dickens es einst genannt hatte –, ungestümer und drängender denn je. Es schien, als nutzte die Stadt einen Großteil ihrer Möglichkeiten und ihres Elans, um sich selbst in Bewegung zu halten.

Obwohl Manhattan schon seit mehr als 300 Jahren existierte, war seine Substanz sehr jung. Man musste 1945 nicht steinalt sein, um sich an die Zeiten erinnern zu können, als die Park Avenue noch aus einigen versenkten Eisenbahnschienen bestand, als das Woolworth Building emporwuchs, als Manhattans erste U-Bahn fuhr oder die St. Patricks Cathedral 1879 geweiht wurde. Es lebten noch viele Leute, die die Eröffnung der Brooklyn Bridge miterlebt hatten und ein Manhattan kannten, dessen höchstes Bauwerk der 85 Meter messende Turm der Trinity Church an der Wall Street war.

So mussten selbst jene, die ihr ganzes Leben in Manhattan verbracht hatten, verblüfft sein angesichts des Spektakels, das die Stadt nun bot; und das Staunen wurde vor allem nachts befeuert: Dann war das gesamte Zentrum Manhattans ein märchenhaftes Schauspiel elektrischen Lichts.

Die Verdunklungsvorschriften des Krieges waren aufgehoben worden, Ölnappheit war noch unbekannt. Und so ließ man in den Bürotürmen von Midtown Manhattan meist auch nach Büroschluss alle Lampen brennen. Dann bestaunten die Menschen Steilküsten, Gebirgskämme, Berge aus Licht, die

bei klarem Wetter den Nachthimmel überstrahlten und deren schimmernde Reflexionen wie ein Baldachin in der Luft

Bewegung ist das Wesen Manhattans

schwebten, wenn die Wolken tief standen.

1945, in jenem Weltjahr der Zerstörung, war dies vielleicht das erstaunlichste Spektakel auf Erden. Ein fantastisches Zeugnis von Reichtum und Verschwendung. Die Überzeugung, dass nichts unmöglich sei, hätte man nicht besser ausdrücken können. Und auch die Kehrseite der glänzenden Medaille konnte der Strahlkraft dieser Überzeugung nichts anhaben. Eine Kehrseite, die nur sichtbar wurde, wenn man Ferngläser auf einige der tiefer liegenden Wolkenkratzer-Fenster richtete und die nächtlichen Putzkräfte sah, die sich mit ihren Kopftüchern und geblühten Kitteln in leeren Büros über Staubsauger beugten.

DENN NATÜRLICH HATTE NEW YORK selbst in dieser Zeit der Hochstimmung auch seine düsteren Seiten, seine Armut und seine Gier, seine Hässlichkeit und seinen Dreck. Obwohl Tausende Familien in Manhattan aus Mietskasernen in Apartmenthäuser umgezogen, also gleichsam aufgestiegen waren, lebten immer noch Tausende in den beengten *tenements* – in Harlem, in den heruntergekommenen Straßen der Lower East Side, im Gashouse District über der 14th Street am East River, in Hell's Kitchen, sogar unter den Deutschen in Yorkville und in verschiedenen Enklaven fast überall auf der Insel.

Hier und da waren schon die neuen Häuserblocks mit den städtischen Sozialwohnungen zu sehen, die Bürgermeister Fiorello La Guardia, dem Stadtplaner Robert Moses und dem *New Deal* zu verdanken waren, dem Konjunkturprogramm der US-Regierung; aber die meisten von Manhattans Armen lebten immer noch in erbärmlichen Zuständen.

Mehr als 71 000 Wohnungen hatten 1945 keine eigene Toilette, rund 3500 kein fließendes Wasser. Etwa 20 000 Menschen lebten in Kellerlöchern, hieß es, und viele andere verbrachten ihre Nächte im Bryant Park, auf dem Union Square und in den anderen Rückzugsgebieten der Obdachlosen. Das New Yorker Waisenhaus an der 68th Street nahm pro Jahr mindestens 1000 Neugeborene auf, die meisten von verzweifelten jungen Müttern einfach im Gebäude abgelegt.

Die Bedingungen in den Mietskasernen waren mitunter schrecklich. Die schlimmsten dieser Häuser stammten noch aus einer Zeit, als es keinerlei Bauvorschriften gab und skrupellose Makler und Vermieter das Maximum an Menschen auf einem Minimum an Raum zusammenpferchen konnten. „Lungen-Block“ hießen diese Häuser, wegen der gefürchteten Tuberkulose-Fälle.

Andere Gebäude standen seit jenen Tagen, als die Gesetze immerhin vorschrieben, dass Mietshäuser einen Luftschacht in ihrer Mitte haben müssten. Doch auch das war fürchterlich genug: Die Mieter einer Etage teilten sich eine Toilette; innen liegende Räume hatten keine richtigen Fenster, sondern nur Lüftungsöffnungen zu dem dunklen, engen und stinkenden Schacht. Feuchtigkeit kroch überall hinein, alles war voller Kakerlaken und Ratten.

Dass diese grausigen alten Häuser immer noch standen, diese Brutstätten der Krankheiten und der Traurigkeit, war der größte Makel Manhattans in diesem glücklichsten Moment seiner Geschichte. Es offenbarte die Schattenseite jenes freien Unternehmertums, das diese Stadt mit all ihrer Verve und Pracht ja eigentlich groß gemacht hatte.

Profitgier hatte über Generationen hinweg einfache Immigranten ausgebeutet; hatte die Bezeichnung „Vermieter“ in Manhattan so verhasst werden lassen wie wohl nirgendwo sonst. „Wenn das Dach einstürzt und die Mieter in den Trümmern sitzen, dann werden sie laut lachen“, schrieb der Journalist Harry Golden, geboren und aufgewachsen an der Lower East Side: „Sie werden alle Entbehrungen ertragen, solange die auch Ärger für den Vermieter bedeuten.“

Und doch: Die Slums von New York waren zwar schändlich, aber sie gehörten zugleich auch zu den lebendigsten dieses Planeten. Schwarze Slums, puerto-ricanische Slums, jüdische Slums: Alle barsten vor Leben, vor Lärm – Rufen,

Hammerschlägen, schrillum Gezänk, Gelächter, Liedern, Flüchen, Radiomusik – und vor allem vor Menschen. Besonders bei heißem Wetter, wenn Leute an jedem Fenster hingen, auf den Dächern lagen, in Zweiergruppen auf den Stufen der Feuerleitern saßen, sich auf den Eingangstreppe fläzten, gegen die Geländer lehnten, auf den Bordsteinen hockten oder, falls sie jung genug waren, einander mit Wasser aus dem Hydranten an der Straßenecke bespritzten.

Nur die Trinker und Aussteiger der Bowery am unteren Rand der Gesellschaft, an der Straße mit den Bruchbuden im Schatten der Hochbahn, schienen ihre Seele verloren zu haben. In diesen armen Obdachlosen war kein Leben mehr. Frauen konnten gefahrlos über ihre bewegungslosen Körper steigen, die neben den Flaschen auf dem Gehweg lagen, und auch die Polizei ließ sie in Ruhe.

DOCH WENN EINE METROPOLE jemals ihrem positiven Ruf gerecht geworden ist oder ihrem optimistischen Selbstbild, dann Manhattan in den Monaten unmittelbar nach dem Triumph in Europa. Und der Abwurf der ersten Atombomben auf Japan, der die USA unbesiegbar zu machen schien, steigerte nur noch das Gefühl der Stadt, das Schicksal auf ihrer Seite zu haben. Die schrecklichen Folgen des Krieges fast überall im

Rest der Welt ließen New York im Kontrast umso heller erstrahlen.

Fragt man Menschen, die Manhattan in jener Zeit erlebt haben, so erinnern sie sich mit

stolzer Wehmut, selbst wenn sie damals arm oder einsam gewesen sind. Und mögen auch die Erinnerungen im Lauf der Jahrzehnte geschönt oder verklärt worden sein – viel von der Freude war real: Eine Umfrage der Meinungsforscher von Gallup stellte damals fest, dass sich 90 Prozent der New Yorker als glücklich empfanden.

Nur wenige Städte haben vermutlich jemals so bewusst einen Moment der Erfüllung erfahren, ein Innehalten, den Blick in eine viel versprechende Zukunft gerichtet.

Innehalten: Ironischerweise war selbst im hektischen New York jener Zeit eine Art Ruhe Teil des magischen Moments. Zum ersten Mal in ihrer Geschichte befand sich die Stadt im Gleichgewicht. Nahm sie die Zukunft ins Visier – und stürzte sich nicht kopfüber auf sie. Fast ein Jahrhundert zuvor hatte die Zeitschrift „Harper's Monthly“ New York als einen Ort beschrieben, der „für kein Dutzend Jahre die gleiche Stadt“ bleibe. Und es geriet später zu einem oft wiederholten Bonmot, dass Manhattan ein großartiger Ort sein werde – falls es jemals vollendet würde.

Doch wer zurückschaut auf die wundersame Entspannung von 1945, dem scheint es, dass die Stadt für eine kurze Weile tatsächlich vollendet war, tatsächlich die gleiche blieb, während sie ihren neuen Status in der Welt betrachtete und den langen Seufzer des Sieges ausstieß. Zwar war die Erie-

Der lange Seufzer des Sieges



Eisenbahn für den Transport des Baumaterials bereit, waren Tausende Ford Mercury, „begierig auf Action“, auf ihrem Weg in die Verkaufsräume, entwickelte Robert Moses Pläne für eine neue Schnellstraße quer über die Insel oder, alternativ, für einen Tunnel unter ihr hindurch. Aber psychologisch, und ebenso ästhetisch, erlebte Manhattan eine Pause.

Eine Phase der Ruhe, in der der Stil, die Sitten und Methoden des Vorkriegs-New-York gleichsam auf all die neuen Lebensweisen und Denkarten warteten, die neuen Formen und Ideen, die in Kürze auf diesen Ort niederkommen sollten.

UND DANN, UNAUSWEICHLICH, begann der Wandel. Und irgendwann holten die Weltereignisse auch New Yorks Optimismus, seine Fröhlichkeit ein. Bald wurde die Atombombe nicht mehr als Garant des Friedens gesehen, sondern als ein Instrument der Vernichtung. Binnen weniger Jahre veränderte sich die Stimmung Manhattans, die Euphorie ebte ab; die Insel, wie auch die Nation, wurde ernsthafter, komplizierter, weniger selbstsicher. 1946 erfand Winston Churchill den Eisernen Vorhang, und die Amerikaner wurden in ihren Kalten Krieg gegen die Sowjetunion gestürzt.

Das Fernsehen kam auf und wandelte die Gewohnheiten, Vorlieben und Werte auch der New Yorker. Der abstrakte „International Style“ prägte die Architektur der Stadt, dämpfte den grellen Überschwang von einst. 1949 endete der Wirtschaftsboom, die Zahl der Verbrechen nahm zu, und der Essayist E. B. White schrieb, dass die Stadt „niemals so ungemütlich, so überbevölkert, so angespannt“ gewesen sei. Und noch Schlimmeres sollte kommen: Drogen, das Trauma Vietnam, der Fast-Bankrott der Stadtkasse, der Abstieg in den Zynismus.

Man hätte es absehen können. Aus dem Freudenrausch von 1945 war eine andere Stadt hervorgegangen. Manhattan war

So mächtig wie
nirgendwo sonst
ragen in Manhattan
Wolkenkratzer
aus dem Nebel, bis
zu 380 Meter hohe
Kolosse aus Stahl,
Glas und Beton –
Symbole der ökonomischen
Stärke
New Yorks

nicht nur die bedeutendste Metropole des mächtigsten Staates geworden, sondern tatsächlich so etwas wie eine Welthauptstadt. Die Büros der Vereinten Nationen lagen nun am East River. Dort, wo einst die Schlachthöfe gestanden hatten.

Die Stadt zeigte Zeichen von Alter – aber auch von Reife. Binnen kurzer Zeit wirkte Manhattan auf manche Besucher sogar ein wenig altmodisch. Doch dies war lediglich die Patina der Erfahrung. Man kann nicht für immer Wunderstadt sein, man entwächst der Prahlerei und dem Übermut, und irgendwann ist es einem gleichgültig, ob Chicago ein höheres Gebäude hat, Tokyo schnellere

Fahrstühle, Montreal bessere U-Bahnen.

Ein Teil des wilden Stolzes verschwand. New Yorker behaupteten nun nicht länger, dass in Manhattan alles möglich sei, gaben nicht mehr damit an, Europas Bedürftige mit dem städtischen Abfall durchfüttern zu können.

So hielt der Moment von 1945, die Zeit der Anmut, nur ein paar Sommer an. Mitte der 1950er Jahre war er bereits nicht viel mehr als eine schmerzliche Erinnerung. Die Stadt verlor niemals ihren Reiz, ihre unbegrenzte Energie, ihre Kraft, Menschen zu bewegen. Aber nie wieder würde sie von dieser besonderen Kombination aus Unschuld und Raffinesse, Romantik und Förmlichkeit, Großzügigkeit und Selbstbewusstsein geprägt sein.

Jener Kombination, die die Stadt ausmachte in jenem Augenblick des Triumphs, als die „Queen Mary“ majestätisch auf die Skyline Manhattans zuglitt. □

Die Historikerin **Jan Morris**, 82, ist eine der bedeutendsten Publizistinnen Großbritanniens und berühmt für ihre Stadtporträts. Übersetzung: Jens-Rainer Berg. Auszug aus dem Buch „Manhattan ‘45“. Copyright © 1987 by Jan Morris.



Die Geschichte NEW YORKS

In den ersten knapp 200 Jahren nach ihrer Gründung wächst die Stadt nach und nach auf gut 60 000 Einwohner. Dann, von 1800 bis 1900, schießt die Bevölkerungszahl auf 3,4 Millionen empor. Und 1945 ist die Metropole die größte Stadt des Planeten

VON SEBASTIAN JOBS

1524

Der florentinische Entdecker Giovanni da Verrazzano bereist die Küsten Nordamerikas und beschreibt in seinem Bericht das gemäßigte Klima und die hügelige Gestalt der Landschaft um die spätere New York Bay.

Zu diesem Zeitpunkt lebt in der Region der Stamm der Lenape, eine Untergruppe der Algonkin-Indianer, die große Teile der amerikanischen Ostküste besiedeln. Die Lenape sind Fischer, Jäger und Sammler, bauen aber auch Mais, Bohnen und Tabak an.

1609

Im Auftrag der Niederländischen Ostindien-Kompanie sucht der englische Seefahrer Henry Hudson entlang der nordamerikanischen Küste einen direkten Seeweg nach Asien. Dabei segelt er auch in die von Verrazzano entdeckte Bucht und befährt den später nach ihm benannten Hudson River. Hudsons Zweiter Offizier notiert als erster Europäer den indianischen Namen für die langegezogene Insel am Unterlauf des Flusses: „Mannahata“, was möglicherweise „Insel der Hügel“ bedeutet. Zudem berichtet der Offizier

den Auftraggebern in Amsterdam von großen Mengen an Bibern und Ottern. In den folgenden Jahren begeben sich deshalb immer wieder niederländische Pelzhändler an den Hudson.

1614

Der Händler Adriaen Block fertigt die erste Karte Manhattans und der umgebenden Küste an. Er bezeichnet die dargestellte Region als „Nieuw Nederland“ und beansprucht sie damit indirekt als Kolonie für sein Heimatland.

Doch offiziell annektieren wird die Region in Den Haag diesen Landstrich nie, der sich an der amerikanischen Ostküste zwischen dem Connecticut-Fluss nördlich von Manhattan und dem Delaware-Fluss südlich davon erstreckt.

1624

110 Männer, Frauen und Kinder landen in Nieuw Nederland und lassen sich dort als Kolonisten nieder. Sie handeln im Auftrag der 1621 ins Leben gerufenen Niederländischen Westindien-Kompanie, der diese Region von der Regierung als Herrschaftsgebiet zugesprochen worden ist. Die Gesellschaft erhofft sich Profit vom Handel mit Biberpelzen.

1625

Weitere Siedler gelangen nach Nieuw Nederland, von denen sich einige nun auch auf Manhattan niederlassen. Zu ihrem Schutz errichten Vertreter der Westindien-Kompanie eine kleine Befestigung, die sie „Fort Amsterdam“ nennen. Dieses Ereignis wird später als Gründung New Yorks gelten.

1626

Der Generaldirektor von Nieuw Nederland, Peter Minuit, erwirbt Manhattan im Tausch gegen Waren im Wert von 60 Gulden von den Lenape-Indianern. Die neue Siedlung auf der Insel, die bald zur größten Ortschaft der Kolonie wird, nennt er „Nieuw Amsterdam“.

1643

Niederländische Soldaten überfallen eine Indianersiedlung und töten etwa 80 Männer, Frauen und Kinder. Daraufhin ziehen elf verbündete Stämme in den Krieg gegen die Europäer und zerstören einen Großteil der 40 Farmen in der Umgebung von Nieuw Amsterdam.

1647

Kriege und Missmanagement haben Nieuw Amsterdam

in eine wirtschaftliche Krise gestürzt. Um die heruntergekommene Kolonie wieder zu stärken, entsendet die Westindien-Kompanie 1647 Petrus Stuyvesant als neuen Generaldirektor. Tatsächlich erlebt der Handel unter seiner Führung einen Aufschwung.

1653

Zum besseren Schutz gegen Angriffe der Indianer, aber auch britischer Kolonisten aus dem nordöstlich von Manhattan gelegenen Neuengland errichten die Siedler von 1653 an einen Palisadenzaun am Nordrand der Stadt. Der Weg entlang dieser Mauer erhält später den Namen „Wall Street“.

1664

Eine britische Flotte unter der Führung von Colonel Richard Nicolls zieht vor Manhattan auf, um Nieuw Nederland für die englische Krone zu erobern. Angesichts der Überlegenheit der Angreifer und der geringen Bereitschaft der Bewohner, ihre Stadt zu verteidigen, übergibt Generaldirektor Stuyvesant Nieuw Amsterdam am 8. September kampflos. Die Stadt erhält den Namen „New York“ – nach dem Bruder des englischen Königs, dem Herzog von York. Große Teile von Nieuw

Nederland gehen in einer neu geschaffenen britischen Kolonialprovinz auf, die ebenfalls New York heißt.

1700

In der Stadt, die unter britischer Herrschaft allmählich zur neben Boston und Philadelphia bedeutendsten Handelsstadt Nordamerikas aufsteigt, leben etwa 5000 Menschen.

1741

Im Frühjahr gehen das Haus des Gouverneurs und eine angrenzende Kapelle in Flammen auf – einer von mehreren geheimnisvollen Bränden. Da an einem der Tatorte ein schwarzer Sklave gestellt wird, argwöhnen viele Weiße, dass ein Aufstand der afroamerikanischen Bevölkerung bevorsteht. New York ist ein wichtiger Umschlagplatz für versklavte Afrikaner, die auf Märkten in der Nähe der Wall Street feilgeboten werden.

Am Ende einer von Vorurteilen geprägten Untersuchung, die den Verdacht einer Verschwörung zu bestätigen scheint, werden 30 Schwarze zum Tode verurteilt und hingerichtet. Echte Beweise für ein Komplott wird es jedoch nie geben. Sklaverei bleibt ein

bedeutender Faktor der New Yorker Wirtschaft und wird erst 1827 verboten.

1765

Als das britische Parlament den Stamp Act beschließt, eine spezielle Steuer, die nur in der Neuen Welt erhoben wird, organisieren die Bewohner der Provinz New York Widerstand – wie auch Bürger in den anderen zwölf britischen Kolonien in Nordamerika.

Die Stadt selbst ist gespalten: Zwar befürworten viele Einwohner die Unabhängigkeit vom Mutterland, doch vor allem New Yorks wohlhabende Überseeskaufleute haben Angst, der Bruch mit Großbritannien könnte dem Handel schaden.

Im Laufe des 1775 ausbrechenden Unabhängigkeitskriegs besetzen britische Einheiten die strategisch wichtige Stadt; erst 1783 wird sie von Truppen des Generals George Washington befreit. Für kurze Zeit (1784–1790) dient New York danach den neu gegründeten Vereinigten Staaten von Amerika als Hauptstadt. 1789 legt Washington als erster amerikanischer Präsident hier den Amtseid ab. Elf Jahre später aber bezieht die US-Regierung ihren endgültigen Sitz in der neu gebauten Kapitale Washington, D.C.

1789

Als politisches Gegen- gewicht zu den elitären und aristokratischen Offiziersklubs der Stadt gründet eine Gruppe von Handwerkern die „Gesellschaft von St. Tammany“, die bald für das allgemeine Wahl- recht für alle Männer, unabhängig von Ein- kommen und Besitz, eintritt. Von den 1830er Jahren an wird „Tam- many Hall“, wie sich der Club nun nach seinem Tagungsort nennt, innerhalb der Demokratischen Partei zu einer der einfluss- reichsten Institutionen der Stadtpolitik.

Ein groß angelegtes Patronage-System, Korruption und Wahl- betrug befördern den Aufstieg der Orga- nisation, zu deren Klientel vor allem die Unterschichten ge- hören, besonders die irisch-katholischen Migranten.

1792

Eine schwere Finanz- krise trifft die Stadt. Viele Bürger verlieren ihre Ersparnisse. Dar- aufhin treffen sich im Mai 24 Aktienhändler, um feste Regeln für den Finanzverkehr zu vereinbaren. Im darauf- folgenden Jahr bezie- hen sie im „Tontine Coffee House“ an der Wall Street ihr ständi- ges Büro; dies ist der Vorläufer der Aktien- börse „New York Stock Exchange“, die 1817 gegründet wird.

1800

In New York leben etwa 60 000 Menschen.

1811

Das Parlament des Bundesstaates New York beschließt die Umsetzung des „Com- missioners' Plan“, dessen Erarbeitung der New Yorker Bür- germeister DeWitt Clinton initiiert hat: Ein strikt rechtwinkliges

Straßenraster (*grid*) gibt nun vor, wie die entstehende Metro- pole in den folgenden Jahrzehnten wach- sen wird.

Bis heute ist es Grundlage für die Verkehrs- und Grund- stücksstruktur Manhattans.

1825

DeWitt Clinton, mitt- lerweile Gouverneur des Bundesstaates New York, weilt am 26. Oktober nach acht- jähriger Bauzeit den 584 Kilometer langen Erie-Kanal ein, der die Stadt über den Hudson River mit den Großen Seen verbind- et. Der nun einset- zende wirtschaftliche Aufschwung macht New York endgültig zur bedeutendsten Handelsmetropole Nordamerikas.

Die Wasserstraße erschließt Handels- wege in den Mittleren Westen der USA. Schif- fe bringen von dort unter anderem Getrei- de nach New York, von wo aus es nach Übersee weitertrans- portiert wird. Inner- halb von rund zehn Jahren verdreifacht sich die Zahl der Schiffe, die im Hafen der Stadt anlegen.

1830er Jahre

Zahllose Immigranten, vor allem aus Irland und Deutschland, las- sen die Bevölkerung New Yorks rasant an- wachsen und machen die Stadt zur größten der Neuen Welt. Leb- ten 1830 noch rund 200 000 Menschen in Manhattan, sind es nur fünf Jahre später schon 70 000 mehr. Viele von ihnen sind sehr arm. Das Gebiet um die Straßenkreu- zung „Five Points“ im südöstlichen Man- hattan gilt in den 1840er Jahren als schlimmster Slum Amerikas. Gangs liefern sich hier Stra- ßenschlachten; die wenig schlagkräftige Polizei kann die Kriminalität kaum kontrollieren.

1842

Vom 4. Juli 1842 an versorgt das Croton- Aquädukt New York mit frischem Trinkwasser. Bis dahin haben die Bewohner überwie- gend hauseigene Zis- ternen und öffentliche Brunnen genutzt, die jedoch oft verschmutzt waren. Aus einem Stausee 65 Kilometer nördlich der Stadt bringen die neuen Lei- tungen das Wasser allein durch Schwer- kraft nach Manhattan. In der Folgezeit erwei- tern Stadtplaner auch das Kanalisations-

bekannte Journalist Frederick Law Olmsted und der Architekt Cal- vert Vaux, beabsichtigt. Für den Bau müssen einige Viertel ärmerer New Yorker weichen.

Am 27. Oktober eröffnet Rowland H. Macy an der 14th Street ein Kaufhaus, in dem er vor allem impor- tierte Luxuswaren für Frauen anbietet. „Macy's“ führt neue Geschäftspraktiken ein: aggressive Wer- bung, Rabattaktionen und ungewöhnliche Preise – etwa 9,99 Dol- lar. Das Gebiet zwi- schen Sixth Avenue und Broadway, in dem „Macy's“ liegt und

sterben, Tausende werden verletzt. Die „Draft Riots“ sind die größten und blu- tigsten Unruhen in der amerikanischen Geschichte.

1868

Weil Kutschen und Pferdebahnen die Straßen der Stadt ver- stopfen, entwickeln Unternehmer ein neu- es Verkehrsmittel: Am 3. Juli nimmt eine Hochbahnlinie, deren Wagen erst über ein Kabel von einer dampf- betriebenen Maschine, bald aber von Dampf-

Apparat erhalten, der gesprochene Wörter in Form von elektrischen Signalen überträgt. 1927 können New Yorker erstmals mit Europa telefonieren.

Am 12. April stirbt William M. Tweed in einem New Yorker Gefängnis. In den 1860er Jahren war Tweed zum mächtig- sten Stadtpolitiker New Yorks aufgestiegen. Der „Boss“ der *political machine* „Tammany Hall“ (siehe 1789) ver- untreute Millionen aus der Stadtkasse. Nach Tweeds Sturz kann sich die Organisation wieder erholen und dominiert noch bis in

Frankreich schenkt den New Yorkern einen 46 Meter hohen Koloss aus Kupfer: die FREIHEITSSTATUE

netz, das bis Ende des 19. Jahrhunderts auf rund 2000 Kilometers Länge anwächst.

1850

Mehr als eine halbe Million Menschen leben in New York. Dank des Hafens und neuer Eisenbahnlinien wird die Stadt zum zentralen Ort der vor- anschreitenden ameri- kanischen Industriali- sierung. In Manhattan siedeln sich Textil-, Glas- und Möbelwerke an. Im benachbarten Brooklyn entstehen Eisengießereien und Lebensmittelfabriken.

1858

Die Arbeiten am Cen- tral Park beginnen. Auf einer Fläche von zu- nächst 280 Hektar in der Mitte Manhattans sollen Stadtbewohner aller sozialen Schich- ten Erholung finden. So haben es die Ge- stalter des Parks, der

in dem sich weitere Läden für gut situierte Kundinnen ansiedeln, wird später „Ladies' Mile“ genannt. Bald nach seinem Umzug 1902 an den Broadway nimmt „Macy's“ fast einen kompletten Häuserblock zwischen 34th und 35th Street ein – und gilt als das größte Kaufhaus der Welt.

1863

Als im Juli die New Yorker Rekrutierungs- büros beginnen, Wehrpflichtige einzu- berufen, rebellieren die Armen der Stadt. Sie sollen im amerika- nischen Bürgerkrieg kämpfen, der zwischen Nord- und Südstaaten vor allem wegen der unterschiedlichen Hal- tung zur Sklaverei ausgebrochen ist, doch Wohlhabende können sich durch die Zahlung von 300 Dollar vom Kriegsdienst befreien. Vier Tage lang dauern die Straßenkämpfe an. Etwa 500 Menschen

lokomotiven gezogen werden, ihren Betrieb zwischen der Dey Street an der Südspitze Man- hattans und der 29th Street auf. Die *elevated railways* werden zum ersten öffentlichen Schnellbahnnetz Nord- amerikas. Im Rekord- jahr 1921 benutzen 384 Millionen Fahr- gäste die Bahn.

1874

New York gemeindet erstmals Festlands- gebiete nördlich der Insel Manhattan ein: Areale westlich des Bronx River. 1895 folgt die Gegend östlich des Flusses – der Stadt- teil Bronx entsteht.

1878

Die Bell Telephone Company betreibt innerhalb New Yorks ein Telefonnetz für 271 Kunden. Zwei Jahre zuvor hat der Erfinder Alexander Graham Bell das Patent für einen

die 1930er Jahre die Politik der Stadt.

1882

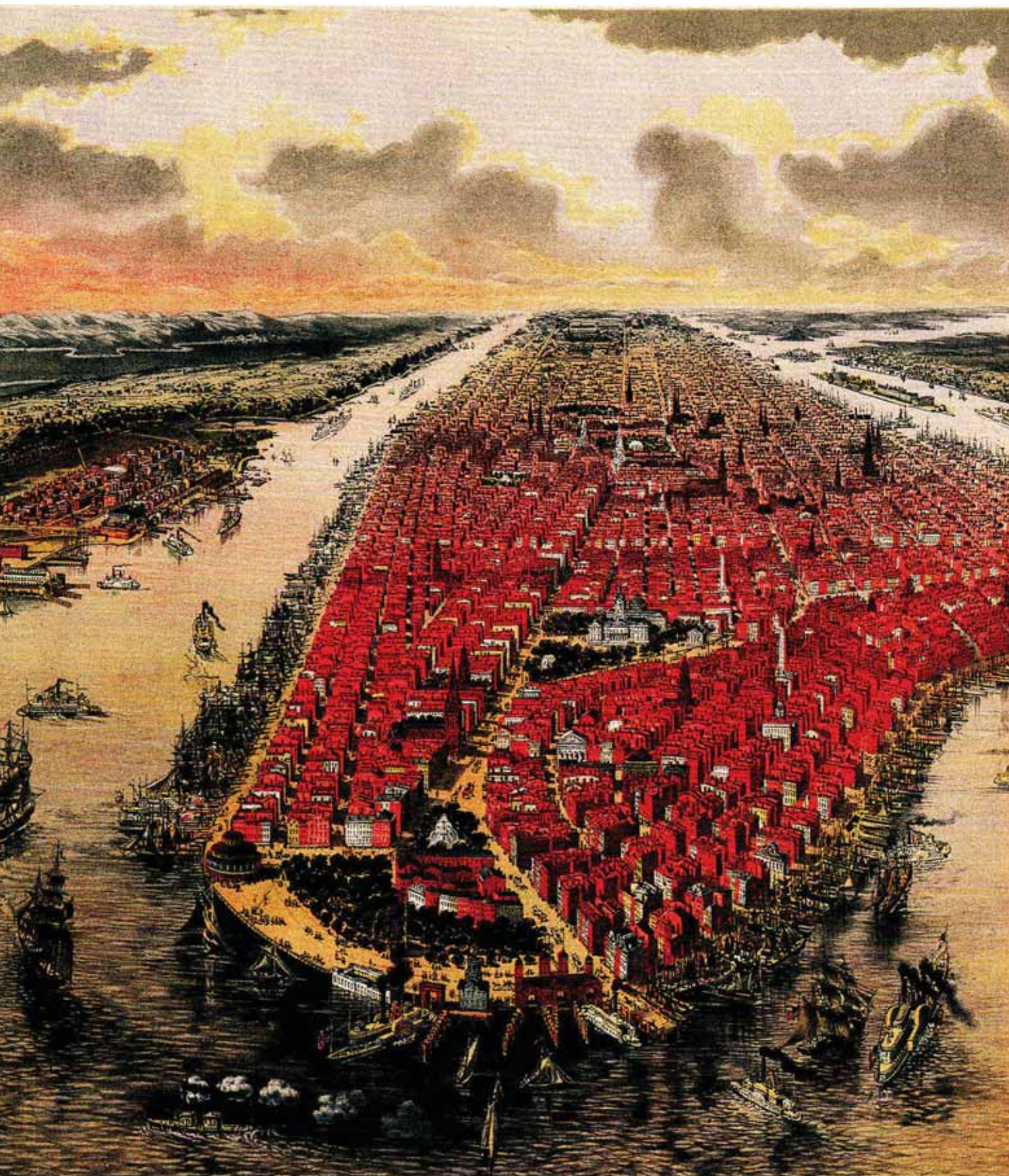
Anfang September geht das erste Kraft- werk des Erfinders und Unternehmers Thomas Alva Edison in der Pearl Street ans Netz. Elektrischer Strom ist von nun an eine Alternative zu Gas, das fast 50 Jahre für die Beleuchtung der Stadt verwendet wurde. Ab 1900 wird Strom zunehmend auch in privaten Haus- halten Standard.

1883

Nach 13-jähriger Bauzeit verbindet die Brooklyn Bridge vom 24. Mai an Manhattan mit Brooklyn – und damit die größte Stadt der USA mit der viertgrößten. Mit 1825 Metern ist sie die längste Hänge- brücke der Welt.

1884

Der Ölindustrielle John D. Rockefeller richtet



Um 1865 ist New York eine dicht bevölkerte Großstadt mit mehr als 800000 Einwohnern. Manhattans Ufer sind gesäumt von Hafenanlagen, an deren Piers dicht an dicht Segelschiffe und Dampfer festgemacht haben. Im Westen liegt jenseits des Hudson Jersey City (links), im Osten Brooklyn mit der Militärwerft »Navy Yard« und deren kreisförmigen Dockanlagen



seinen Wohnsitz in New York ein. Auch andere Superreiche wie der Stahlmagnat Andrew Carnegie und der Eisenbahnbaron Collis P. Huntington ziehen in diesen Jahren nach Manhattan. Zugleich siedeln sich immer mehr Hauptquartiere großer Unternehmen in der Stadt an. Im Jahr 1892 leben hier bereits 1265 Millionäre.

1886

Auf Bedloe's Island, einer Insel zwischen Manhattan und Staten Island, weiht Präsident Grover Cleveland am 28. Oktober die Freiheitsstatue ein. Die 46 Meter hohe Figur aus Kupfer haben Handwerker in elf Jahren nach den Plänen des Bildhauers Frédéric Auguste Bartholdi gefertigt. Sie ist ein Geschenk Frankreichs an die USA. Mit ihrem offiziellen Namen „Die Freiheit erleuchtet die Welt“ soll das Monument an das gemeinsame revolutionäre Erbe beider Länder erinnern.

Als Verweis auf die Einwandererschiffe, die das Bauwerk auf ihrem Weg nach New York passieren, wird 1903 am Sockel der Statue eine Bronze- tafel mit dem Gedicht „The New Colossus“ der Dichterin Emma Lazarus angebracht, das die folgenden Zeilen enthält: „Gebt mir eure Müden, eure Armen, eure bedrängten Massen, die frei zu atmen begehren“.

Die New Yorker feiern die Einweihung der Statue am Tag darauf mit einem Umzug. So begründen sie die Tradition der *ticker tape parades* in den Straßen Manhattans, bei denen die langen Papierbänder aus den Börsentickern – *ticker tape* – geworfen werden.

1888

Nach den Plänen des Architekten und Ingenieurs Bradford Lee Gilbert errichten

Arbeiter das Tower Building, das mit 13 Stockwerken als erster Wolkenkratzer der Stadt gilt.

Am 12. März trifft ein schwerer Schneesturm die amerikanische Ostküste. Bis zu 53 Zentimeter Schnee bedecken die Straßen New Yorks und legen die Stadt für Tage lahm. Hochbahnen stehen still, Straßen sind blockiert, Telegraphen- und Strommasten brechen bei starkem Wind und Temperaturen bis minus 15 Grad Celsius zusammen. Mehr als 200 Menschen sterben. Als Konsequenz aus den Schäden, die der Blizzard hervorgerufen hat, lässt die Stadtverwaltung in den folgenden Jahren alle Strom- und Telegraphenleitungen unterirdisch verlegen.

1890

Der Fotograf Jacob Riis veröffentlicht sein fotojournalistisches Werk „How the Other Half Lives“, in dem er über die erbärmlichen Verhältnisse in den Mietskasernen – *tenements* – der New Yorker Einwandererviertel berichtet. Riis, 1870 aus Dänemark in die USA immigriert, schafft mit seinen drastischen Bildern bei der wohlhabenderen Leserschaft ein Bewusstsein für die Probleme der armen New Yorker – der „anderen Hälfte“. Mit realen Folgen: 1901 verabschieden die Stadtoberen ein Gesetz, das die Mindeststandards beim Bau von Mietshäusern erheblich verbessert.

1892

Auf der Manhattan vorgelagerten ehemaligen Festunginsel Ellis Island wird eine Kontrollstelle für Einwanderer errichtet, die die veraltete Station Castle Garden ersetzt.

Zwischen 1892 und 1924 kommen 71 Prozent aller Einwanderer in die USA hier an.

Danach verschärft die Regierung die Migrationsbestimmungen, und Ellis Island verliert an Bedeutung. Ehe die Station 1954 endgültig schließt, dient sie vor allem als Internierungslager, unter anderem für japanische Gefangene während des Zweiten Weltkriegs.

1895

Bürgermeister William Strong ernannt den aufstrebenden republikanischen Politiker Theodore „Teddy“ Roosevelt zum Polizeichef von New York. In der Kolonialzeit lag die städtische Sicherheit zunächst in der Hand von Bürgerwehren und kleinen Polizeitruppen. In den 1840er Jahren, als mit der Bevölkerung auch die Kriminalitätszunahme, stellte die Stadt erstmals eine professionelle Einheit nach Londoner Vorbild auf, die jedoch schlecht ausgerüstet, oft korrupt und zu klein war – um 1850 kamen etwa 900 Beamte auf mehr als eine halbe Million Einwohner.

Roosevelt modernisiert die Truppe, stellt 1500 Polizisten ein, führt Fahrradpatrouillen und Telefonstationen für die Streifenpolizisten ein. Sein Ruf als harter Reformator lässt ihn 1898 die Wahl zum Gouverneur des Staates New York gewinnen. Drei Jahre später zieht er als Präsident ins Weiße Haus ein.

1898

Auf Beschluss des Bundesstaates New York vereinigt sich am 1. Januar New York City (Manhattan und die Bronx) mit Staten Island, Brooklyn und weiteren Gemeinden auf Long Island – unter anderem aus dem Queens County – zu „Greater New York“. Fortan besteht die Stadt aus fünf

boroughs (Bezirken): der Bronx, Brooklyn, Manhattan, Queens und Staten Island.

1900

In Greater New York leben mehr als 3,4 Millionen Menschen.

1903

Auf Coney Island im Süden von Brooklyn eröffnet das Vergnügungsgelände „Luna Park“, das die New Yorker vor allem mit Fantasie-Architektur und neuartigen elektrischen Lichtinstallationen begeistert. Andere Attraktionen auf der Insel sind Achterbahnen, Karussells und Fast-Food-Läden.

1904

Am 27. Oktober verbindet New Yorks erste U-Bahn-Linie die Südspitze Manhattans mit dem Norden der Insel. Auf der rund 15 Kilo-

werden in das U-Bahn-Netz integriert.

Am 15. Juni brennt das Passagierschiff „General Slocum“ bei einer Fahrt auf dem East River vor Manhattan aus. Mindestens 1020 Menschen kommen ums Leben, die meisten von ihnen Mitglieder der deutschstämmigen Gemeinde von New York, die auf einen Sommerausflug gefahren waren. Die Tragödie, die zu den größten zivilen Katastrophen der New Yorker Geschichte zählt, befördert den Niedergang von „Kleindeutschland“: Viele Familien ziehen anschließend aus dem Viertel an der Lower East Side Manhattans fort, in dem sich seit den 1830er Jahren deutschstämmige Immigranten angesiedelt haben; allmählich löst sich das typische ethnische Milieu auf. Die Deutsch-Amerikaner, zu dieser Zeit etwa

ze aus dem Süden der USA, wo auch nach der Sklavenbefreiung die politische und wirtschaftliche Benachteiligung anhält, nach New York und in andere Metropolen des Nordens. In Harlem, im nördlichen Manhattan, entsteht ein fast ausschließlich schwarzer Stadtteil, der zum Zentrum einer neuen, selbstbewussten afro-amerikanischen Kultur wird. In den 1920er Jahren prägen hier Literaten wie Langston Hughes und Musiker wie Duke Ellington, Florence Mills und Fletcher Henderson im Cotton Club oder dem Savoy Ballroom die sogenannte „Harlem Renaissance“.

1911

Bei einem Feuer in der Triangle-Hemdenfabrik in Manhattan sterben am 25. März

New York Gesetze, die strengere Arbeitschutzregelungen und die 54-Stunden-Woche für Frauen festlegen.

1917

Die USA treten am 6. April auf der Seite Frankreichs und Großbritanniens in den Ersten Weltkrieg ein. Auch 25 000 Soldaten aus New York schiffen sich nach Europa ein. In der Stadt bewachen Bewaffnete die Landungsbrücken. Ein am Eingang zur Bucht von New York aufgespanntes Stahlnetz soll den Hafen vor deutschen U-Booten schützen.

1920

Die New Yorker Bevölkerung ist auf 5,6 Millionen angewachsen. Am 16. Januar tritt in den gesamten USA ein Gesetz in Kraft, das den Ausschank und Verkauf alkoholischer Getränke verbietet: Die Prohibition soll die

Gangs machen ein Vermögen mit Alkoholschmuggel und Schwarzbrennerei. Erst 1933 wird die Prohibition wieder aufgehoben.

1923

Im Stadtteil Bronx eröffnet am 18. April das Yankee Stadium, mit 67 224 Sitzplätzen die größte Baseball-Arena der Welt. In ihrer ersten Saison im neuen Stadion erringt die Mannschaft der New York Yankees mit ihrem Starspieler Herman „Babe“ Ruth auf Anhieb die nationale Meisterschaft gegen den Lokalrivalen, die New York Giants. Die Arena ist jedoch auch Schauplatz anderer Großereignisse der sportbegeisterten Metropole. 1936 und 1938 kämpfen die Boxer Joe Louis und Max Schmeling hier um den Titel des Weltmeisters im Schwergewicht.

1927

Das Musical „Show Boat“ von Jerome Kern wird am Broadway uraufgeführt. Das Theaterviertel von New York ist zum Zentrum des US-amerikanischen Bühnenlebens und besonders des modernen Musiktheaters geworden. „Show Boat“ wird trotz seiner komplexen Handlung ein Riesenerfolg und eröffnet eine neue Ära in der Geschichte des Musicals.

Arbeiter vollenden die Synagoge „Temple Emanu-El“ an der Fifth Avenue: mit Platz für 2500 Gläubige eines der größten jüdischen Gotteshäuser der Welt. Die Synagoge im Art-déco-Stil ist mit aufwendigen Mosaiken sowie farbenprächtigen Fenstern verziert, eines davon gestaltet vom New Yorker Glaskünstler Louis Comfort Tiffany.

Die jüdische Gemeinde der Stadt hat vor allem seit 1880 stark an Größe zugenommen: Mehr als eine Million Juden sind nach New York immigriert – meist aus Russland, Polen oder Österreich-Ungarn. Viele von ihnen siedeln in den Armenvierteln der Lower East Side und arbeiten dort für geringe Löhne in den Fabriken.

1929

Im Laufe des 19. Jahrhunderts hat sich New York zu einem Zentrum des Aktien- und Finanzwesens entwickelt; nach dem Ersten Weltkrieg wird es sogar zum führenden Finanzplatz der Welt. Zwischen 1921 und 1929 vervierfachen sich die Aktienwerte an der Wall Street nahezu.

Doch Ende Oktober 1929 brechen die Kurse dramatisch ein. Der „Great Crash“ ist der Auftakt zu einer lang anhaltenden Wirtschaftskrise, die ganz Amerika und ebenso die Weltwirtschaft erfasst. 1932, auf dem Höhepunkt der „Great Depression“, sind mehr als eine Million New Yorker von Sozialhilfe abhängig. In Harlem steigt die Arbeitslosenquote auf 50 Prozent.

Im November 1929 betreten Kunstinteressierte erstmals das Museum of Modern Art (MoMA), dessen Eröffnungsausstellung Bilder von Cézanne, Gauguin, Seurat und van Gogh präsentiert. Der erste Direktor Alfred H. Barr wendet sich gegen die traditionelle Ausrichtung von Galerien und präsentiert vor allem die Werke zeitgenössischer Künstler wie Pablo Picasso.

1931

Bei seiner Eröffnung am 1. Mai ist das Empire State Building mit 381 Metern das höchste Gebäude der Welt und löst damit das benachbarte Chrysler Building ab. Trotz

Nach dem Ersten Weltkrieg wird New York zum führenden FINANZPLATZ der Welt

meter langen Strecke erreichen die Züge Geschwindigkeiten von bis zu 70 km/h und sind damit doppelt so schnell wie die *elevated trains* der Hochbahn, die wegen des hohen Geräuschpegels zudem Anwohner stören und zum Fallen der Grundstückspreise entlang der Schienen führen. Die neue Bahn unter der Erde wird ein sofortiger Erfolg. Schon am dritten Tag nutzen sie 350 000 Menschen. Bis Ende der 1940er Jahre verschwinden die Hochbahntrassen oder

ein Viertel der New Yorker Bevölkerung, wohnen fortan stärker in der Stadt verteilt.

1909

Schwarze und weiße Bürgerrechtler um den Historiker W. E. B. Du Bois gründen in New York eine Organisation, die als „National Association for the Advancement of Colored People“ (NAACP) zur einflussreichsten Interessenvertretung der Schwarzen in den USA aufsteigt und eine zentrale Rolle im Kampf um gleiche Rechte einnimmt.

Im frühen 20. Jahrhundert ziehen fast zwei Millionen Schwar-

146 Arbeiterinnen, weil die Besitzer der Fabrik die Ausgänge verschlossen haben – aus Angst, die Näherinnen könnten sich unerlaubt von ihrem Arbeitsplatz entfernen. Der Brand wird zum Symbol für die desaströsen Bedingungen, unter denen vor allem Einwanderer, darunter viele Frauen und Kinder, in den zahlreichen Fabriken New Yorks arbeiten müssen. Als Reaktion auf die Proteste gegen diese Verhältnisse erlassen die Parlamentarier des Bundesstaates

öffentliche Moral und Gesundheit fördern.

Zunächst stellen New Yorker Brauereien die Produktion ein, Kneipen und Cafés schließen. Angesichts der boomenden amerikanischen Wirtschaft nach dem Ersten Weltkrieg lassen sich die Bürger jedoch ihr Vergnügen und ihre Partys nicht nehmen. Anstelle von etwa 15 000 legalen Bars öffnen bald mehr als doppelt so viele illegale Etablissements.

Statt die Kriminalität zu reduzieren, befördert das Alkoholverbot damit sogar das organisierte Verbrechen. Mafiabosse wie Lucky Luciano und deren

erheblichen Werbeaufwands läuft die Vermietung des Wolkenkratzers zunächst schlecht; erst in den 1940er Jahren wirft er Profit ab.

Am 28. Juli 1945 fliegt ein zweimotoriger Bomber bei dichtem Nebel in die 79. Etage des Gebäudes und reißt ein Loch in die Fassade. Der Schaden ist reparabel, doch bei dem Unglück sterben 14 Menschen.

1934

Fiorillo La Guardia legt an Neujahr den Amtseid als Bürgermeister New Yorks ab und beendet damit die fast 80 Jahre andauernde, von Korruption geprägte Vorherrschaft der „Tammany Hall Democrats“ (siehe 1878). In seiner zwölfjährigen Amtszeit modernisiert La Guardia gemeinsam mit Stadtplaner Robert Moses die Infrastruktur der vielfach maroden Stadt. Auf neu gebauten Highways gelangen Pendler aus den Vorstädten bald einfacher nach Manhattan. Und von 1939 an können Besucher mit dem Flugzeug erstmals direkt in New York auf dem LaGuardia Airport in Queens landen.

1940

Die letzten von insgesamt mehr als 45 Millionen Menschen besuchen im Oktober die New Yorker Weltausstellung, die am 30. April 1939 im Stadtteil Queens unter dem Motto „Building the World of Tomorrow“ eröffnet worden ist. New York inszeniert sich hier als Metropole einer von immer neuen Konsumversprechungen geprägten Zukunft. So werden etwa Fernsehapparate, Klimaanlage und Nylonstrümpfe

erstmalig einer breiten Öffentlichkeit vorgestellt.

1941

Nach dem japanischen Angriff auf den amerikanischen Kriegshafen Pearl Harbor am 7. Dezember treten die USA in den Zweiten Weltkrieg ein. New York wird zu einem wichtigen Ort der Kriegsproduktion. Aus Angst vor Sabotage bewachen FBI-Agenten unter anderem den Brooklyn Navy Yard, die größte amerikanische Werft, auf der bereits seit 1806 Kriegsschiffe gebaut werden.

Im Central Park werden Flugabwehrgeschütze aufgestellt, und die Theater am Broadway müssen nachts ihre Lichter abdunkeln. Etwa 900 000 New Yorker ziehen in den Krieg, 16 000 verlieren ihr Leben. Ab 1942 beteiligen sich Kernphysiker der Columbia University an einem geheimen Projekt zur Entwicklung der Atombombe – dem „Manhattan Project“.

1945

Die New Yorker feiern das Ende des Krieges mit zahllosen Siegesparaden auf dem Broadway und der Fifth Avenue. Mit rund 7,5 Millionen Einwohnern ist New York zu diesem Zeitpunkt die größte Stadt der Welt (sie hat bereits um 1925 London überholt). 1946 entscheidet die Generalversammlung der Vereinten Nationen, ihr ständiges Hauptquartier am New Yorker East River zu errichten. Vier Jahre später bezieht die Weltorganisation das neue Gebäude, das mit finanzieller Hilfe des New Yorker Millionärs John D. Rockefeller jr. errichtet worden ist. □

Sebastian Jobs, 28, lehrt Nordamerikanische Geschichte an der Universität Erfurt und ist der wissenschaftliche Berater dieses Heftes.

Fotovermerk nach Seiten

Anordnung im Layout: l. = links, r. = rechts, o. = oben, m. = Mitte, u. = unten

Titel: Granger Collection/ullstein bild

Editorial: 3 u.: Jürgen Kube

Inhalt: 4 o. l.: akq-images; 4 o. r.: Jacob A. Riis Collection/Museum of the City of New York; 4 m.: courtesy of The Biltmore Company; 4 l. u.: Corbis; 4 r. u.: Lucien Aigner/Corbis; 5 o.: Granger Collection/ullstein bild; 5 m.: Lewis W. Hine/Getty Images; 5 u.: Andreas Feininger/Time & Life Pictures/Getty Images

New York City: 8/9: Roger-Viollet/The Image Works; 10/11, 20/21: Brown Brothers; 12/13: Granger Collection/ullstein bild; 14/15, 16/17, 18/19, 24/25, 26/27: Corbis; 22/23: Library of Congress

Petrus Stuyvesant: 28/29, 38, 41: Granger Collection/ullstein bild; 29 o.: Stapleton Collection/Corbis; 31: akq-images; 32: Collection of the New York Historical Society/Bridgemanart.com; 37: bridgemanart.com

Gegen König und Empire: 44/45: AISA/Interfoto; 46/47: Collection of the New York Historical Society; 48, 53: Dagli Orti/The Art Archive; 51: Map Collection/Library of Congress; 54: Photographs and Prints Division/New York Public Library

Eine Raster für die Zukunft: 58: Corbis; 59: Photographs and Prints Division/New York Public Library

Früchte des Zorns: 60, 65, 73: Interfoto; 61, 63: Getty Images; 62, 64, 67, 71, 74: ullstein bild; 66, 69: Brown Brothers; 68, 72: Jacob A. Riis Collection/Museum of the City of New York; 70: The Image Works

Der König der Korruption: 76, 77, 78, 79: ullstein bild

Mrs. Astors Himmelreich: 80/81: courtesy of The Biltmore Company; 82 o.: The Metropolitan Museum of Art, New York; 82 u.: Brown Brothers; 83 o.: San Antonio Museum of Art, Texas; 83 u.: Library of Congress; 85: Wadsworth Atheneum Museum of Art, Hartford, CT, the Ella Gallup Sumner and Mary Catlin Sumner Collection Fund; 86 o.: Brooklyn Museum, New York; 86 u.: 87 u.: G. E. Kidder Smith/Corbis; 87 o.: Vanderbilt University Fine Arts Gallery, Nashville, Tennessee; 88: Christie's/Artothek

Das Vorzimmer Amerikas: 94/95: akq-images; 96 l., 96 o., 97, 99 o.: Corbis; 98, 100: Granger Collection/ullstein bild; 99 u., 101: Photographs and Prints Division/New York Public Library

Das andere New York: 102/103, 106/107: Library of Congress; 103 o., 105, 109: Lake County Museum/Corbis; 104, 108: Long Island Historical Society; 106 o.: PVDE/Rue des Archives

Im Sog der Metropole: 110–119: Tony Sarg

Die Spötter der Mittagsrunde: 120: Culver Pictures/The Art Archive; 121: Nathalie Ascencios/The Algonquin Hotel; 122: Corbis

Harlem Shuffle: 124/125, 133: Lucien Aigner/Corbis; 126, 132, 135: Bettmann/Corbis; 127: Peter Newark American Pictures/bridgemanart.com; 128: Granger Collection/ullstein bild; 129, 131 [2]: Photographs and Prints Division, Schomburg Center for Research in Black Culture, The New York Public Library, Astor, Lenox and Tilden Foundations; 130: Underwood & Underwood/Corbis; 134: Private Collection, New York

Big Bang im Yankee Stadium: 140, 141: Library of Congress
Sechs Tage im Oktober: 142/143: Granger Collection/ullstein bild; 142/143: Corbis; 145: MPI/Getty Images; 146: TV Yesterday/Sammlung Rauch/Interfoto; 147, 148: Corbis; 150/151: Top Foto/KPA; 153: Granger Collection/ullstein bild; 154: Mary Evans/The Image Works

Wettkampf zu den Wolken: 156, 162: Corbis; 159 o., 159 u., 160 o., 160 u.: Lewis W. Hine/George Eastman House/Getty Images; 158: Drawing from Fortune magazine 1930

Die Kleine Blume und der Neuanfang: 164: Corbis; 165: Photographs and Prints Division/New York Public Library
Das Zentrum der Welt: 167: Corbis; 171: Andreas Feininger/Time & Life Pictures/Getty Images

Zeitleiste: 174/175: Collection of the New York Historical Society/bridgemanart.com

Vorschau: 178 o.: Erich Spiegelhalter/Agentur Focus; 178 u. l.: Jan Friis/Thorben Petersen; 178 u. r.: Archäologisches Landesmuseum Schloß Gottorf; 179 o.: Friedrich/Interfoto; 179 u.: akq-images

Karten: 6/7: Christian Kuhlmann; 75, 107 o., 136: Thomas Wächter

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung.
© GEO 2008 Verlag Gruner + Jahr, Hamburg für sämtliche Beiträge.
Einem Teil dieser Auflage liegen folgende Beilagen bei: Plan International, G+J AG & Co KG

Das Magazin für Geschichte

Gruner + Jahr AG & Co KG, Druck- und Verlagshaus,
Am Baumwall 11, 20459 Hamburg, Postanschrift
für Verlag und Redaktion: 20444 Hamburg.
Telefon 040/37 03-0, Telefax 040/37 03 56 48,
Telex 21 95 20, E-Mail (Redaktion): briefe@geo.de,
Internet: www.geo-epoche.de

HERAUSGEBER
Peter-Matthias Gaede

CHEFREDAKTEUR
Michael Schaper

GESCHÄFTSFÜHRENDER REDAKTEUR
Cay Rademacher

TEXTREDAKTION: Jens-Rainer Berg (Hefkonzept),
Dr. Anja Herold, Insa Bethke, PD Dr. Frank Otto

BILDREDAKTION: Christian Gargerle, Roman Rahmacher
Freie Mitarbeiter: Anja Jöckel

ART DIRECTION: Tanja Lorenz

LAYOUT: Freie Mitarbeiter: Johannes Dönges, Ben Tepfer
VERIFIKATION: Lenka Brandt, Olaf Mischer, Andreas Sedlmair
Freie Mitarbeiter: Alice Gayler, Sebastian Schulz, Stefan Sedlmair

FACHBERATUNG: Sebastian Jobs

CHEF VOM DIENST TECHNIK: Rainer Droste

TEXTMITARBEITER DIESER AUSGABE

Freie Mitarbeiter: Jörg-Uwe Alb, Gunna Bendfeld, Dr. Ralf Berthorst,
Bleike General, Gese Gottschalk, Reyner Kliver, Andrian Kreye,
Alexander Kulop, Caroline Lahusen, Mathias Mesenhöller,
Jan Morris, Martin Patsch, Maria Maddalena Pillitteri, Jochen Pich,
Walter Saller, Johannes Strempele, Sebastian Witte

KARTOGRAPHIE: Thomas Wachter, Stefanie Peters
Freie Mitarbeiter: Christian Kuhlmann

SCHLUSSREDAKTION: Dirk Krömer, Ralf Schulte
Assistenz: Hannelore Koehl

HONORARE: Petra Schmidt

REDAKTIONSASSISTENZ: Ursula Arens

BILDADMINISTRATION UND -TECHNIK: Stefan Bruhn

GEO-BILDARCHIV: Bettina Behrens, Gudrun Lüdemann, Peter Müller

REDAKTIONSBURO NEW YORK: Nadja Masri (Leitung),
Tina Ahrens, Christof Kalt (Redaktionsassistent), 535 Fifth Avenue,
29th floor, New York, N.Y. 10017, Tel. 001-646-884-7120,
Fax 001-646-884-7111, E-Mail: geo@geo-ny.com

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt: Michael Schaper

VERLAGSLEITUNG: Dr. Gerd Brüne, Thomas Lindner
ANZEIGENLEITUNG: Lars Niemann

VERTRIEBSLEITUNG: Ulrike Klemmer/DPV Deutscher Pressevertrieb
MARKETING: Julia Duden (Ltg.), Anja Stalp
HERSTELLUNG: Oliver Fehling

ANZEIGENABTEILUNG Anzeigenverkauf: Ute Wangermann,
Tel. 040/37 03 29 32, Fax: 040/37 03 57 73

Anzeigenposition: Marco Schütze,
Tel. 040/37 03 23 27, Fax: 040/37 03 56 04

Es gilt die GEO Sonderhefte-Anzeigenpreisliste Nr. 04 vom 1. Januar 2008

Hefepreis: 8,50 Euro

ISBN: 978-3-570-19829-2; 978-3-570-19850-6 (Heft mit DVD)

© 2008 Gruner + Jahr, Hamburg

Bankverbindung: Deutsche Bank AG, Hamburg

Konto 0322800, BLZ 200 700 00 • ISSN-Nr. 1861-6097

Druck: Prinovis Izehoe GmbH & Co KG

Printed in Germany

GEO-LESERSERVICE

FRAGEN AN DIE REDAKTION

Telefon: 040/37 03 20 73, Telefax: 040/37 03 56 48

E-Mail: briefe@geo.de

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG

ABONNEMENT DEUTSCHLAND

Jahresabonnement: 45,00 € Studentatenabo: 39,00 €

BESTELLUNGEN: DPV Deutscher Pressevertrieb

GEO-Kundenservice KUNDENSERVICE ALLGEMEIN:

20080 Hamburg (persönlich erreichbar)

Telefon: 01805/861 80 00* Mo – Fr 7.30 bis 20.00 Uhr

Telefon: 01805/861 80 01* Sa 9.00 bis 14.00 Uhr

Telefon: 01805/861 80 02* E-Mail: geoepoche-service@guj.de

24-Std.-Online-Kundenservice: www.MeinAbo.de/service

ABONNEMENT ÖSTERREICH

GEO-Abonnementsservice Postfach 5, A-6960 Wulfrath

Telefon: 0820/00 10 85

Telefax: 0820/00 10 86

E-Mail: geo-epoche@oester-service.at

ABONNEMENT SCHWEIZ

GEO-Abonnementsservice Postfach, CH-6002 Luzern

Telefon: 041/329 22 20

Telefax: 041/329 22 04

E-Mail: geo-epoche@leserservice.ch

ABONNEMENT ÜBRIGES AUSLAND

GEO-Kundenservice, Postfach, CH-6002 Luzern,

Telefon: 041/329 22 80, Telefax: 041/329 22 04

E-Mail: geo-epoche@leserservice.ch

BESTELLDRESSE FÜR GEO-BÜCHER, GEO-KALENDER, SCHUBER ETC.

DEUTSCHLAND GEO-Versand-Service

Werner-Haas-Straße 5

74172 Neckarsulm

Telefon: 01805/08 20 00*

Telefax: 01805/08 20 00*

E-Mail: service@guj.com

SCHWEIZ GEO-Versand-Service 50/001

Postfach 1002

CH-1240 Genf 42

ÖSTERREICH GEO-Versand-Service 50/001

Postfach 5000

A-1150 Wien

BESTELLUNGEN PER TELEFON UND FAX FÜR ALLE LÄNDER

Telefon: 0049-1805/06 20 00, Telefax: 0049-1805/08 20 00

E-Mail: service@guj.com

*14 Cent/Min. aus dem deutschen Festnetz, Mobilfunkpreise können abweichen

Die Germanen



MAGISCHE MONUMENTE Nur wenige Stätten der Germanen überdauern die Zeiten. In Skandinavien errichteten sie im ersten Jahrtausend n. Chr. zu Schiffen geformte Grab- und Kultanlagen. Die größte Steinsetzung Schwedens erhebt sich im Süden der Provinz Schonen



OPFERKULT Strangulierte Hälse, eingeschlagene Schädel, durchbohrte Körper: Moorleichen wie der dänische Tollund-Mann zeugen von einer rätselhaften Geistes- und Glaubenswelt



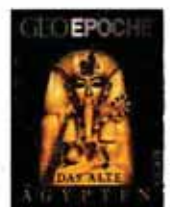
ARCHÄOLOGIE Das 23 Meter lange Nydam-Schiff und Waffenfunde lassen erahnen, was für Machtkämpfe im 3. und 4. Jahrhundert n. Chr. den Norden Europas erschütterten

JUBILÄUMSHEFT – 10 JAHRE GEO EPOCHE

DIEWELT IM JAHR 1000 (18. Februar 2009)

Vom Prunk arabischer Metropolen und der Ärmlichkeit deutscher Dörfer, von indischen Steintempeln und indianischen Strohhütten, von Großmächten und Nomadenvölkern: Wie es zugeht auf der Erde zur Zeit des ersten Jahrtausendwechsels

Zuletzt erschienene Ausgaben:





VARUSSCHLACHT Im Jahr 9 n. Chr. lockt der Cheruskerfürst Arminius die Legionen des römischen Feldherrn Varus in eine mörderische Falle. 1800 Jahre später wird »Hermann« zu einem deutschen Nationalhelden



GEHEIMNISVOLLE BOTSCHAFTEN Seit dem 2. Jahrhundert ritzen Germanen Runen in Kämmе, Waffen, Steine: die einzigen Schriftzeugnisse von ihrer Hand. Doch viele Inschriften sind bis heute nicht eindeutig entschlüsselt

WEITERE THEMEN

ALLTAG IN DER MARSCH

Wie Bauern, Händler und Handwerker an der Nordsee Fluten und Stürmen trotzen.

GERMANENMISSION

Um 350 n. Chr. übersetzt der gotische Bischof Wulfila die Bibel in seine Sprache – und wird zum Wegbereiter eines neuen Glaubens.

PLÜNDERUNG ROMS

Tausende Kilometer legen die Vandalen auf ihrem Weg von Siebenbürgen nach Nordafrika zurück. Im Jahr 455 erstürmen sie das Herz des Imperiums.

DER LETZTE GERMANE

Als Karl der Große gegen die heidnischen Sachsen zieht, entfacht der Herzog Widukind einen blutigen Guerillakrieg.

**DIE NÄCHSTE AUSGABE VON GEO EPOCHE
ERSCHEINT AM 10. DEZEMBER 2008**

Germanien, im September des Jahres 9 n. Chr. Regen peitscht über die Waldhänge westlich der Weser, als der Cheruskerfürst Arminius seine Krieger zum Angriff ruft. Sie brechen hinter ihren Verschanzungen hervor, schleudern dem Feind eisenbewehrte Speere entgegen.

Auf dem schlammigen Weg, an dem die Germanen ihren Hinterhalt errichtet haben, sind an diesem Tag Tausende römischer Legionäre unterwegs, ausgerüstet mit schweren Schwertern, die Körper durch Brustpanzer geschützt. Doch die Soldaten und ihr Feldherr Varus sind am Ende ihrer Kräfte: Seit drei Tagen bereits attackieren die Germanen den kilometerlangen Tross, zahllose Krieger sind gefallen.

Und bis zum Abend werden Arminius' Männer die 17., 18. und 19. Legion des Kaisers Augustus fast vollständig vernichtet haben. Werden sie den Toten die Rüstungen vom Leib reißen und die Gefangenen, so berichten römische Chronisten, in Martergruben und an Galgen hinrichten und die Schädel ihrer Opfer an Bäume nageln.

Es ist das blutige Finale einer der größten Schlachten, die Römer und Germanen jemals schlagen – und der Anfang vom Ende römischen Machtstrebens in einem schwer zugänglichen, unzivilisierten Land.

Mit den Kimbern und Teutonen aus Jütland sind um das Jahr 105 v. Chr. erstmals germanische Bauern und Krieger in das Imperium Romanum eingebrochen: Stämme, deren Kultur sich ab 500 v. Chr. von der norddeutschen Tiefebene bis nach Südschweden und an die Weichsel ausgebreitet hat. Die weder Städte noch steinerne Tempel bauen. Die in von Wäldern umschlossenen Dörfern und an sturmumtosten Küsten ein karges Leben führen. Die geheimnisvollen Runen in Amulette und Felsbrocken ritzen, aber niemals Urkunden schreiben. Die ihren Göttern in Mooren Menschen opfern, einander mit Fehden überziehen und, von Hungersnöten getrieben, immer wieder neues Siedlungsland suchen.

Um 85 n. Chr. beenden die Römer endgültig ihre Expansion in Germanien und beginnen mit dem Bau eines mehr als 500 Kilometer langen Bollwerks gegen die rebellischen Stämme. Der Limes markiert für Jahrzehnte eine friedliche Grenze, doch dann brechen im Norden neue Verbände auf: Mit den Plünderungszügen der Alamannen, Goten und Franken dämmert im 3. Jahrhundert das Zeitalter der Völkerwanderung herauf.

Immer wieder drängen Germanen gegen das wankende Imperium Romanum. Bis im Jahr 476 der germanische Heermeister Odoaker den letzten weströmischen Kaiser vom Thron stößt. Auch in England, Nordafrika, Gallien und Spanien herrschen nun Germanen. Doch von Dauer ist allein das Reich der Franken, in dem um 800 die Sachsen aufgehen, der letzte heidnische Germanenstamm Mitteleuropas.

GEOEPOCHE erzählt die dramatische Geschichte einer Völkerschar, die fast ein Jahrtausend lang die Geschichte unseres Kontinents bewegte – und deren Spuren dennoch bis heute rätselhaft geblieben sind.